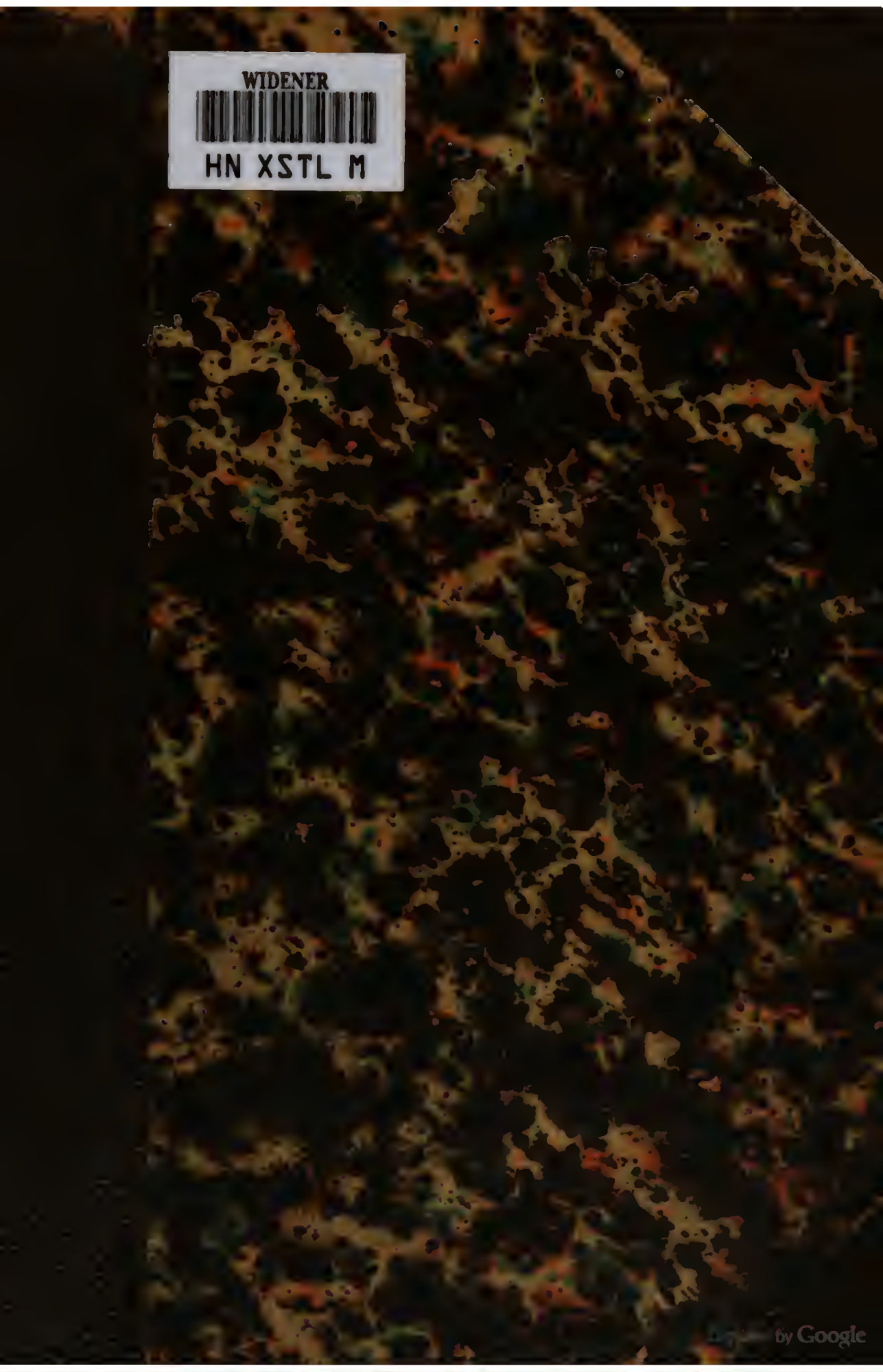
WIDENER
HN XSTL M



by Google

49572.32.35

616

1.50

SCHOENHOF'S
Importers of Foreign Books
1280 Massachusetts Avenue
CAMBRIDGE, MASS

Digitized by Google

Aus der Sündflutzeit.

Aus der Sündflutzeit.

Von

Johannes Scherr.

Der Mensch trägt Adler in dem Haupt
Und steht mit seinen Füßen tief im Koth.

Grabbe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1867.

49572.32.35
✓

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAY 4 1944

German Department fund

Mirabeau

und

Marie Antoinette.

1.

Genie und Geld*).

Eines Morgens im September von 1789 wurde heftig an die Thüre des Grafen de La Marck geklopft, eines brabantiſchen Edelmanns, der in Paris lebte,

---

*) Quellen: Mémoires biographiques, littér. et polit. de Mirabeau, écr. par lui-même, par son père, s. oncle et s. fils adopt. 8 vols. Paris 1834 — 36. — Souvenirs sur Mirabeau, par E. Dumont. Paris 1832. — Correspondance entre le comte Mirabeau et le comte de La Marck. 3 vols. Paris 1851. Mémoires s. l. vie privée de Marie Antoinette, par Madame Campan. 3 vols. Paris 1823. Mémoires de la Fayette, publ. p. s. famille. 4 vols. Bruxelles 1837. Mémoires de Barère. 4 vols. Paris 1842—43. Mémoires secrets, par le comte d'Allonville, 5 vols. Paris 1838. Mad. de Staël, Considérations, 4 vols. Paris 1818. Mémoires de Weber, concern. Marie Antoinette, 2 vols. Paris 1822. Marie Antoinette, Joſeph II. und Leopold II.; ihr Briefwechſel, herausg. von A. v. Arneth, Leipzig 1866. ꝛc. ꝛc.

in französischen Bergwerken spekulirte und zu den Hofkreisen in vertrauten Beziehungen stand. Der Graf hatte noch nicht Zeit gehabt, sein „Herein!" auszusprechen, als schon die Thüre aufging und ein lässig-elegant gekleideter Mann von Mittelgröße, athletischem Knochenbau und einem starken Ansatz von Beleibtheit hastig eintrat, flüchtig grüßte und mit einer Metallstimme, deren Umfang, Klangfülle und Geschmeidigkeit jedes Wort verrieth, die Aeußerung vorbrachte: „Mein Freund, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun." — „Was für einen?" — „Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht ... Ich besitze nicht einen einzigen Thaler ... Leihen Sie mir ein Stück Geld." — — „Ich gab ihm, erzählt La Marck, eine Rolle mit fünfzig Louisd'or; mehr hatte ich nicht zur Hand. Er dankte lebhaft und sagte: Ich weiß nicht, wann ich Ihnen das Geld werde zurückgeben können. Ich konnte mich um die Verlassenschaft meines Vaters noch gar nicht bekümmern, auch haben mir meine Verwandten darob bereits Prozesse angehängt."

Der Brabanter mochte sich über die Zurückgebefähig-

keit ſeines Schuldners, der ſo, wie er vor ihm ſtand, einer gewiſſen Jungfer Anne Pottevin ſeit ſiebzehn Jahren ſeinen Hochzeitrock ſchuldig war, eigene Gedanken machen. Sie liefen darauf hinaus, aus der dargeliehenen Goldrolle einen ſtarken Faden zu ſpinnen, welcher den Jahrgänger von Göthe, den Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau und dermalen, im September von 1789, noch als der „Volksgraf" hochgelobt und vielgeprieſen, mit dem Hofe oder wenigſtens mit dem Königthum zuſammenbinden ſollte.

Er hinwiederum, der Blatternarbige mit ſeinem vor lauter Häßlichkeit faſt ſchönen „Eberkopf", den eine fabelhafte Haarfülle bedeckte, mit ſeinen unter dichten Brauen groß und flammend hervorblickenden, nach Wunſch und Willen ihres Beſitzers jetzt Verführung ſtralenden, jetzt Zornblitze ſchleudernden, immer aber das olivenfarbige, pockenzerriſſene Geſicht eigenthümlich beleuchtenden Augen, mit ſeinem etwas ſchief geſchlitzten Mund, aus welchem ſo ſchütternde Donner hervorgebrochen, deſſen ſinnlich aufgeworfene Lippen ſo viel geküßt hatten und in

deſſen Winkeln das Spottlächeln überlegener Ironie eingekerbt war, — er, der Auswürfling des Adels und der Vorkämpfer und Verächter des Volkes, der vom Vater Verfluchte und Verfolgte, aber von Sophie Monnier zu ihrem Abgott Erhobene, er, die Furcht der Männer und das Entzücken der Weiber, Finanzgenie und Bettler, Staatsmann und Zotenbücherſchreiber, Geſetzgeber und Wüſtling, ein Koloß von Arbeitskraft und von Ausſchweifung, Ariſtokrat und Tribun, er, der auf den Seelen ſeiner Zuhörer ſpielte wie ein Virtuos auf Klaviertaſten, der die Menſchen verachten mußte, weil er ſie kannte, und dennoch nach der Macht und Gewalt lechzte, ſie in ſeiner Weiſe glücklich zu machen, — er, um Alles in ein Wort zuſammenzufaſſen, Mirabeau, dachte vielleicht, das Gefühl der Demüthigung, vor einem La Marck als bittender Borger geſtanden zu haben, niederwürgend, gerade daſſelbe, was er vor Zeiten zur Vertröſtung der Jungfer Anne Pottevin, als ſie die Bezahlung ſeines Hochzeitrockes heiſchte, geſagt hatte: — „Bah, ich werde Miniſter werden. Das iſt ſicher!“

Nicht etwa nur zur Beſchwichtigung von Gläubigern und Gläubigerinnen, die ſich unangenehm machten, war das geſprochen. Der Mann glaubte zuverſichtlich, daß der Miniſterſchafts-Wechſel, welchen er vor Jahren ſchon auf die Zukunft ausgeſtellt hatte, richtig von dieſer eingelöſ't werden würde. Er fühlte in jedem Nerv und in jedem Muskel, daß er das Zeug in ſich habe, der Miniſter ſeines Landes zu ſein, in der Weiſe, wie vormals die „rothe Eminenz" Richelieu es geweſen war. Und doppelt berechtigt kam ſich dieſes ſein Gefühl vor, ſeitdem die Revolution ausgebrochen war und der Genius Mirabeau's die ganze Spannweite und Flugkraft ſeiner Fittige in der Nationalverſammlung erprobt und erwieſen hatte. Und dreifach berechtigt war ſein Wunſch, zeigen zu dürfen, was Alles unter den Simſonlocken ſeines Eberkopfes ſtecke, was er wolle, könne und vermöge, wenn er wohlmeinende Plattköpfe, wie Necker und Lafayette, ihre kleinen Mittelchen dem Flammenſchritt der Rieſin Revolution entgegenſtellen ſah oder wenn er gar erfahren mußte, daß ſelbſtgefällige Mittelmäßigkeiten, wie Lameth,

Duport und Barnave, des Glaubens lebten, ſie ſeien dazu geboren und beſtimmt, das auf den Sturmwogen rollende Staatsſchiff zu lenken. Selbſtverſtändlich fürchteten und haßten die genannten und andere Plattköpfe und Mittelmäßigkeiten in Mirabeau die überlegene Genialität und Kraft, während ſie ſich anſtellten, als fürchteten und haßten ſie in demſelben den unzuverläſſigen Wüſtling und feilen Abenteurer. Unglücklicher Weiſe ſorgte Mirabeau nur allzu ſehr dafür, daß dieſer Vorwand, ihn von der Macht fernzuhalten, nachmals das ganze Schwergewicht einer Thatſache erhielt.

Er hat einmal ſchmerzbewegt ausgerufen: „Die Verirrungen meiner Jugend kommen mir theuer zu ſtehen!“ Er hätte ſpäter ſagen können: „Noch theurer, noch viel theurer kommt es mir und Frankreich zu ſtehen, daß ich dieſe jugendlichen Verirrungen mit in mein reiferes Alter herübergeſchleppt und nicht aufgehört habe, Roué zu ſein, als ich anfing, Staatsmann zu werden.“ Freilich ſuchte er über dieſen Stein des Anſtoßes dadurch hinwegzukommen, daß er eines Tages in ſeiner läſſig-vornehmen

Manier das Ariom hinwarf: „Die kleine Moral tödtet die große" — allein der ſelbſtgerechte, von ſich ſelbſt und von Anderen, insbeſondere von ſeiner Tochter, weit überſchätzte Necker hatte doch wohl recht, die Wichtigkeit gerade der angeblich „kleinen" Moral dem genialen Eberhäuptigen gegenüber zu betonen und demſelben zu ſagen: „Sie ſind zu geiſtreich, als daß Sie kein Gefühl für die Nothwendigkeit dieſer Stütze haben ſollten." . . . Zu der „kleinen" Moral, Herr Graf von Mirabeau, gehört aber, denken wir, nicht nur, daß man ſo viel Selbſtbeherrſchung beſitze, die letzten Kräfte eines für das allgemeine Beſte koſtbaren Lebens nicht in den Armen von „Mesdemoiſelles" Hélisberg und Coulomb, Tänzerinnen der Oper, zu vergeuden; ſondern auch, daß man Hände habe, an welchen nicht die leiſeſte Spur von Beſtechungsgeldſchmutz haftet. „Auch das Genie muß doch vor allem Anderen leben." Ja wohl, und das war vielleicht die „große" Moral, von welcher Mirabeau ſprach. Wenn aber das Genie zum Gelde ſagt: „Ich will dein getreuer Knecht ſein, wenn du mir zu Mesdemoiſelles Hélisberg und Cou-

lomb und dergleichen hübſchen Dingen mehr verhilfſt'' — ſo wäre es für das Genie beſſer, es lebte gar nicht.

Mirabeau iſt bekanntlich ein Hauptgeſtirn am konſtitutionellen Illuſionenhimmel und Leute, welche ehrlich und aufrichtig an das Lug- und Trug-Evangelium des Konſtitutionalismus glauben, pflegen von dem Manne nie zu ſprechen, ohne bedauernd beizufügen: „Ja, wenn ihm längeres Leben gegönnt geweſen wäre! Er hätte ſicherlich die Revolution gebändigt und die Bewegung in das heilſame Geleiſe der verfaſſungsmäßig beſchränkten Monarchie hineingeleitet.'' Die kreuzbraven Philiſter! Sie wiſſen nicht, was ſie reden. Gewiß, Mirabeau war kein Umſturzmann. Schon darum nicht, weil er ganz entſchieden das geweſen, was im Grunde Jeder iſt, welcher um eines Hauptes Länge über die Menge emporragt: — ein Ariſtokrat. Und nicht nur ein Ariſtokrat des Geiſtes war er, ſondern auch ſeiner Geburtsariſtokratie vergaß er niemals. Jedermann weiß ja, daß er gerne von der Bartholomäusnacht ſprach, weil er dabei Gelegenheit hatte, zu ſagen: „Der Admiral Koligni, der, im Vorbeigehen bemerkt,

mein Vetter geweſen iſt.“ Aber Mirabeau war ein Liberaler. Er bekannte ſich zu dem als Abſtraktion der engliſchen Verfaſſung nach dem Feſtland von Europa importirten Liberalismus, deſſen Haupttendenz war und iſt, dem begüterten und gebildeten Bürgerthum zum Mitgenuß der Privilegien zu verhelfen, welche früher für die Fürſten, für den Adel und Klerus allein beſtimmt waren. Um dieſe Privilegien nach unten etwas weiter ausdehnen zu können, muß man oben etwas Weniges davon wegnehmen, was man im konſtitutionellen Jargon „die Krone verfaſſungsmäßig beſchränken“ heißt. Mirabeau wußte recht wohl, daß die Bourgeoiſie die angedeutete Stellung im Staate verlange, ſowie, daß dieſes Verlangen ein unwiderſtehliches, und endlich, daß die Bourgeoiſie keineswegs Willens ſei, die Fahne Montesquieu's mit der Fahne Rouſſeau's zu vertauſchen, d. h. vom Liberalismus zum Radikalismus, vom Konſtitutionalismus zum Demokratismus vorzugehen. Er wollte alſo ein konſtitutioneller Miniſter oder vielmehr der konſtitutionelle Miniſter par excellence werden, der Richelieu des

18. Jahrhunderts. Um ſich aber als ſolcher zu qualifiziren, um ſich möglich, d. h. nothwendig zu machen, mußte er, wie er glaubte und wie in der That die Sachen lagen, den Revoluzer ſpielen, und maßen er ein Meiſter der Revolutions-Phraſe, ſo ſpielte er ſo meiſterhaft, daß viele, ſehr viele Leute das Spiel für bare, blanke, volle Wahrheit nahmen und in dem „Volksgrafen" den grimmigſten Wauwau, den hölliſchen Drachen erblickten, welchen der Abgrund ausgeſpieen, um das Königthum zu verſchlingen. Die Königin Marie Antoinette, deren ſtarke Seite bekanntlich Menſchenkenntniß nicht geweſen iſt, lebte vollſtändig dieſes Glaubens und ſie mag daher, als es ſchlechterdings nöthig ſchien, „le monstre", wie ſie Mirabeau nannte, zu ſehen und zu ſprechen, demſelben entgegengetreten ſein mit einer Empfindung, als gälte es, dem Satan ſelber ſtandzuhalten.

Der Mann alſo war ein Liberaler nach engliſchem Zuſchnitt und wollte konſtitutioneller Premierminiſter ſein. Das war ohne Zweifel ſein Recht; denn warum ſollte eine ſolche Kraft nicht berechtigt

ſein, ſich geltend zu machen? Aber hätte er, an's Steuerruder geſtellt, das Staatsſchiff wirklich über alle die Wirbel und Strudel hinweg und an allen den Riffen und Klippen vorüber in das ſanfte Fahrwaſſer des Bourgeoisliberalismus geführt? Hätte er, ſeine Simſonlocken ſchüttelnd, den entfeſſelten Dämonen mit Erfolg ſein „Quos ego!“ zugerufen? Hätte er wirklich die ſo eben zum mänadiſchen Tanz antretende Bakchantin Revolution gebändigt und zum wohlabgezirkelten konſtitutionellen Menuett gezähmt und dreſſirt? . . . Warum nicht gar? Das iſt ja Alles nur Konjektural-Narrethei! Kann man Kometen reiten? Wird ein Menſch von Aug' und Ohr und Verſtand ſo dumm ſein wollen, zur Springflut zu ſagen: Bleib' ſtehen! und zur vor Elektricität berſtenden Wetterwolke: Verſchlucke deinen Blitz!? Die Revolution iſt nur die unausweichliche Konkluſion ihrer Prämiſſen geweſen. Sie mußte alſo ſein, wie ſie war. Das iſt ſo gewiß wie das Einmaleins.

2.

Die Miniſtertraube hängt hoch.

La Marck zögerte nicht, ſeinen Faden zu ſpinnen. Allein der erſte Verſuch, das eine Ende deſſelben der Königin in die Hand zu geben, lief übel ab. Umſonſt machte der pfiffige Hofmann aufmerkſam, welche Vortheile aus dem Genie, aus den Leidenſchaften und aus der Armuth Mirabeau's ſich ziehen ließen. Marie Antoinette hatte damals, am Vorabend der exploſiviſchen Oktobertage von Verſailles, noch gar keine Ahnung von dem furchtbaren Ernſt ihrer Lage. Sie wähnte in ihrem Leichtſinn, das ſchon tödtlich getroffene abſolute Königthum könnte und würde zu retten ſein durch champagnerbegeiſterte Gardeoffiziere, weiße Kokarden, Oh-Richard-oh mon-roi-Arien und dergleichen Firlefanz mehr. In ihrem denkträgen, ſo recht lothringiſch-habsburgiſchen Hochmuth beantwortete ſie die Eröffnung des Grafen mit einem Ausruf der Entrüſtung: — „Wir werden, denk' ich, niemals ſo tief ſinken, um zu dem

Aeußerſten und Peinlichſten genöthigt zu ſein, nämlich bei Mirabeau Hülfe zu ſuchen!“

Man muß jedoch der Königin bezeugen, daß ihr Stolz, obzwar derſelbe vor der unwiderſtehlichen Gewalt der Umſtände mitunter ſich beugen mußte, dennoch immer wieder zu ſeiner urſprünglichen Höhe ſich aufrichtete. Noch nach dem 20. Juni von 1792, dem furchtbaren Vorſpiel zum furchtbareren 10. Auguſt, war ſie ja die ganze Tochter der Maria Thereſia, d. h. vom Scheitel bis zur Sohle vom Bewußtſein des Gottesgnadenthums erfüllt, voll unbezähmbaren Haſſes und Grolles gegen Alle, welche ihrer Meinung nach an der Unantaſtbarkeit monarchiſcher Allmacht geſündigt hatten. Daher ließ ſie denn auch den Lafayette ſo ſchnöde abblitzen, als der General, nach dem 20. Juni aus ſeinem Lager nach Paris geeilt, in die Tuilerien kam, um dem Könige ſeine Dienſte anzubieten. Sie hatte bei dieſer Gelegenheit ihrem armen königlichen Eheknecht ſeine Lektion gut einſtudirt. Ludwig der Sechszehnte empfing den General äußerſt höflich, aber ſehr kalt, und ließ ſich nur auf einen Austauſch banaler

Redensarten ein. Schon nach etlichen Minuten fand es deßhalb der angekältete Lafayette gerathen, ſich zu entfernen. Als die Thüre hinter ihm zufiel, rief Madame Eliſabeth, die gute, ſanfte Schweſter des Königs, aus: „Wir müſſen das Vergangene vergeſſen und uns mit vollem Vertrauen dem Manne in die Arme werfen, welcher allein im Stande iſt, den König und ſeine Familie zu retten!“ Wogegen Marie Antoinette hoch herab: „Lieber zu Grunde gehen als durch Lafayette und die Konſtitutionellen gerettet werden!“ Wohl, ſie ſollte ihren Willen haben; aber zu ihrer Entſchuldigung mag geſagt werden, daß der Inſtinkt des Haſſes ihr vielleicht die unzweifelhafte Wahrheit zuflüſterte, Lafayette ſei gar nicht der Mann, Rettung zu bieten ....

Mirabeau indeß ließ ſich nicht entmuthigen. Er wollte leben, „raſend gut leben“, wie das der genialiſche deutſche Schuft Gentz zwanzig Jahre ſpäter auch wollte, und außerdem beſaß der Franzoſe, was der Deutſche nicht beſaß, einen auf ein großes Ziel gerichteten Ehrgeiz. Er wollte einen tiefen Griff in die Geldkiſten des Hofes thun, um mit den Damen

von der Oper trimalkioniſche Orgien feiern zu können; aber er wollte doch zugleich auch Frankreich regieren. So ſetzte er ſich hin, noch im Oktober von 1789, um ein „Mémoire" zu verfaſſen, worin Ludwig dem Sechszehnten der Rath ertheilt wurde, derſelbe ſollte ſich mit der königlichen Familie und mit dem ganzen Apparat des Königthums aus Paris entfernen und nach Rouen begeben, um die Freiheit ſeines Wollens und Handels wieder zu erlangen, welche er in Paris eingebüßt hätte. Dieſes Mémoire ward durch Vermittelung von La Marck dem Grafen von Provence zugeſtellt, damit derſelbe es ſeinem königlichen Bruder überreiche. Allein Provence wies dieſen Auftrag zurück. Der ſchlaue Prinz wandelte ja gerade damals abſonderliche Schleichwege, welche ihn an ein Ziel führen ſollten, das er erſt im J. 1814 erreichte, und es lag ihm darum gar nicht am Herzen, die ſchon im Fallen begriffene Krone wieder auf dem Haupte des Bruders befeſtigt zu ſehen.

Mirabeau muß den Grafen von Provence frühzeitig errathen haben. Denn der Prinz wurde für

eine Weile — und zwar dann, als Mirabeau den Herzog von Orleans weggeworfen, nachdem er erkannt hatte, derſelbe ſei „feig wie ein Lakai" — eine Trumpfkarte in dem Miniſterſehnſuchtsſpiel des „Volksgrafen". Eine Trumpfkarte freilich, von welcher bald offenbar werden ſollte, daß ſie in Wirklichkeit nicht „ſtach". Solidere Hoffnungen waren am Ende doch immer noch auf den Verſuch einer Vereinbarung mit den Mitbewerbern um die Macht zu baſiren. In erſter Linie ſtanden da Lafayette und das „Triumvirat" Lameth, Duport und Barnave. Der General, das Triumvirat und der Volksgraf verabſcheuten ſich freilich gegenſeitig. Aber was thut das? Man ſchließt ein Kompromiß, einander zu helfen; mit dem ſtillen Vorbehalt, ſpäter einander zu vernichten. Es kam aber nur zu einem Verſuch der Vereinbarung und zwar im Hauſe einer Nichte Mirabeau's, der Frau Marquiſe d'Aragon, wo ſich die Fünfe zuſammenfanden. Mirabeau muß jedoch aus dieſer Zuſammenkunft einige Hoffnung geſchöpft haben, daß wenigſtens Lafayette ſeinen Plan fördern würde. Denn nur hieraus erklärt es ſich, daß Jener

etliche Tage darauf die Rednerbühne der Nationalverſammlung beſtieg, um eine pompoſe Lobrede auf Dieſen zu halten, welchem er ſonſt die lächerlichſten Spottnamen aufklebte.

Zur gleichen Zeit ſuchte er auch andere Leitern an die, ach, ſteile und ſpröde Felswand der Machthöhe anzulegen. Am 17. Oktober ließ er ſich durch La Marck dem Miniſter Montmorin vorſtellen und bot geraden Weges ſeine guten Dienſte an, indem er ſagte: „Die Nationalverſammlung iſt ein ſtätiger Eſel, den man nur mit großer Vorſicht beſteigen und reiten kann.“ Montmorin war aber harthörig. Er ſprach von dem Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel, worauf der Eberkopf nachläſſig Etwas von dem Geſandtſchaftspoſten in London hinwarf, im Ton eines Mannes, welcher mehr wollte. Das reale Ergebniß dieſer Unterredung war, daß der Miniſter Den, der es gern geweſen wäre, wiſſen ließ, der König ſei bereit, ihm zur Bezahlung ſeiner Schulden zu verhelfen.

Mirabeau beſann ſich doch noch eine Weile, den Köder zu verſchlucken. Alles urſprünglich Edle in

ſeiner Natur ſträubte ſich gegen den qualvoll demüthigenden Gedanken, ein Erkaufter des Hofes zu ſein. Denn wie ſehr auch charakterloſe Schönfärber von ſogenannten Hiſtorikern ſich bemüht haben, den Schmutz des ganzen Handels zu überfirniſſen, der Schmutz iſt doch für jedes Auge, das ſehen will, unter der beſchönigenden Firnißkruſte ſichtbar, ſehr deutlich ſichtbar. Mirabeau war kein Gekaufter, ſagten und ſagen Leute, welche ſelber jahraus jahrein gierig nach der Ehre zappeln, gekauft zu werden; er ließ ſich nur vom Könige für die guten Dienſte bezahlen, welche er dem Königthum leiſtete, und da dieſe Dienſte mit ſeinen Grundſätzen übereinſtimmten, ſo war er kein feiler Ueberläufer, ſondern nur ein nach Verdienſt belohnter Diener. Dieſe Hofrathslogik würde recht ſchön ſein, wenn ihre Prämiſſen wahr wären. Die Wahrheit iſt aber dieſe: — Mirabeau nahm Geld vom Hofe, bevor er demſelben Dienſte geleiſtet hatte, und bis zur Stunde, wo er ſich kaufen ließ, hatte er ſeine ganze Kraft aufgeboten, das Königthum dem klaffenden Abgrunde der Revolution näher zu ſchieben. Doch er hatte dies

ja, wie auch oben angedeutet worden, nur gethan, um ſich in der entſcheidenden Stunde als Retter der Monarchie zwiſchen dieſe und den Abgrund zu ſtellen, nicht? Freilich, freilich. Aber wäſcht ihm etwa die Lüge, im Dienſte des Königs zu handeln, während er nur in dem ſeines Ehrgeizes handelte, den Beſtechungsgeldſchmutz von den Händen? Daß er ſelber, um den Stachel des peinigenden Gefühls, ein Verkaufter zu ſein, zu ſtumpfen, ſich das Sophisma vorgaukelte, er habe, indem er ſich kaufen ließ, keineswegs ſich verkauft, iſt bei einem Manne, deſſen urſprünglicher Stolz ſeinem Genie gleichkam, ſehr begreiflich und auch ſehr verzeihlich.

La Marck ſpannte jetzt alle Nerven an, den Handel richtig zu machen. „Nehmen Sie doch an!" ſchrieb er an Mirabeau. „Sie ſollten gar nicht mehr von gemeinen Dingen bedrängt werden. Erſt dann, wann Sie von derartigen Sorgen ganz frei ſind, vermögen Sie ſich als Der zu zeigen, welcher Sie ſind, nämlich als der Allen Ueberlegene." Der geſchäftige Graf gab ſich übrigens die größte Mühe, Mirabeau nicht nur zu einem Verkauften, ſondern

auch zum Miniſter zu machen. Er war geſcheidt genug, zu begreifen, daß man dem Manne Geld und Macht geben müßte, um ihn zufriedenzuſtellen. In dem Erzbiſchof von Bordeaux, Champion de Cicé, ſowie in Talon hatte der Graf eifrige Mitarbeiter und zu Ende Oktobers ſchienen die Sachen ſo weit gediehen zu ſein, daß Mirabeau eine Miniſterliſte entwerfen konnte, der zufolge der oberſte Rath der Krone alſo zuſammengeſetzt werden ſollte: — Necker (Premierminiſter, „weil man ihn eben ſo machtlos machen muß, wie er unfähig iſt, und dennoch ſeine Popularität dem Könige erhalten ſoll"), der Erzbiſchof von Bordeaux, der Herzog von Liancourt, der Herzog von La Rochefoucauld, Lafayette, Talleyrand, Mirabeau, die Grafen von La Marck, Montmorin und Ségur. Man ſieht, dieſe Miniſterliſte war ariſtokratiſch genug: mit Ausnahme des zu einer glänzenden Nullität verdammten Bankier aus Genf lauter Herzoge, Marquis und Grafen. Schade nur, daß Gilles-Cäſar oder Cromwell-Grandiſon, wie Lafayette von Mirabeau geſpottnamſet wurde, nicht mit in dieſem Miniſterding ſein wollte.

Der General hatte allerdings ſo ungefähr daſſelbe Staatsideal wie der eberköpfige Graf; denn auch Lafayette wähnte das Glück Frankreichs davon abhängig, daß man das Land mit einer nach der engliſchen Verfaſſungsſchablone zugeſchnittenen Konſtitution beſcheukte. Mit andern Worten, das Königthum ſollte zu einem Figuranten degradirt und die Macht im Staate der parlamentariſch organiſirten Ariſtokratie und Bourgeoiſie übertragen werden. Daß er ſelbſt, Lafayette, bei dieſer Veranſtaltung die bedeutendſte Figur machen würde, war für den Oberkommandanten der Nationalgarde, welcher ſich damals auf der Zenithhöhe ſeiner Vergötterung befand, ſelbſtverſtändlich. Es ſollte aber, wollte er, dabei Alles anſtändig, reinlich und „moraliſch" hergehen. Darum konnte er ſich nicht entſchließen, dem verrufenen, von Gläubigern gehetzten Mädchenverführer und Weiberentführer Mirabeau eine Stelle neben ſich einzuräumen, und natürlich mußte ihn der Neid, womit ſeine Mittelmäßigkeit auf die Genialität des Nebenbuhlers blickte, in dieſem Widerwillen noch beſtärken.

Die ſtürmiſche Leidenſchaftlichkeit, womit Mirabeau nach der Miniſterſchaft gierte, hatte inzwiſchen im Schooße der Nationalverſammlung das Mißtrauen aller Gegner, Neider und Haſſer des Mannes zu bitterem Argwohn geſteigert. Dieſem Argwohn entſprang jener bekannte, durch Lanjuinais eingebrachte und durch Blin unterſtützte Antrag, die Verſammlung möge beſchließen, daß während der Dauer ihrer Sitzungen und noch binnen drei Jahren nachher keines ihrer Mitglieder ins Miniſterium berufen werden dürfe. Umſonſt ſchüttete Mirabeau einen Zornwolkenbruch von der Rednerbühne herab; umſonſt rief er mit bitterer Ironie aus, man ſolle doch lieber geradezu beſchließen, daß er, der Herr von Mirabeau, Deputirter von Air, nicht Miniſter werden dürfe: die Verſammlung erhob die Motion Lanjuinais-Blin zum Beſchluß. Der Pfeil ſaß tief und feſt in Mirabeau's Bruſt. „Ich fühle mich im Abend meines Lebens", ſchrieb er an ſeine Schweſter. „Entmuthigt zwar bin ich noch nicht, wohl aber müde. Die Umſtände haben mich iſolirt. Ich ſehne mich nach Ruhe. Könnte ich ſie nur mit

Ehre und Sicherheit finden! Falls ich dazu noch ausreichendes Vermögen hätte, würde ich verſuchen, glücklich zu ſein, und wär' es auch, daß ich meine Zeit mit Kegelſchieben hinbrächte."

Der Traum, auf parlamentariſchem Wege zur Rolle eines modernen Richelieu zu gelangen, war alſo ausgeträumt.

3.

Die Waare und ihr Preis.

Vor dem in der Straße Faubourg Saint-Honoré gelegenen Hotel Charoſt, welches der Graf La Marck bewohnte, hielt an einem der erſten Apriltage von 1790 ein Wagen, aus welchem der Graf von Mercy ſtieg, Botſchafter Oeſtreichs am franzöſiſchen Hofe. Während dieſer Diplomat zum Hausherrn hinaufging, näherte ſich von den Champs-Elyſées her mit tief in die Stirne gedrücktem Hut ein Mann der Mauer des Gartens, welcher nach jener Richtung

hin das genannte Hotel einfaßte. Der Ankömmling — es war Mirabeau — öffnete mittels eines Schlüssels, den er bei sich trug, die kleine in die Gartenmauer eingelassene Thüre, durchstrich eilends den Garten, betrat das Haus, huschte die Treppe hinauf und gelangte, ohne von Jemand wahrgenommen worden zu sein, in das Kabinett, wo Mercy und La Marck ihn erwarteten: — der Kauflustige und der Mäkler die Waare.

Es handelte sich, da der „Volksgraf" nicht der öffentliche Minister der Krone sein konnte, darum, denselben zum geheimen, zum vertrauten Rathgeber, so recht zum Geheimrath und Einbläser des Königthums zu kaufen. Der Herr Graf Mercy handelte dabei als Käufer im Namen und Auftrag des Hofes. Die Waare, d. h. Mirabeau mit seinen Talenten, seiner Redemacht und seinem Einfluß, war sehr willig, sich kaufen zu lassen. An diesem Tage jedoch kam der Handel noch nicht zu völligem Abschluß, sondern wurden nur die gegenseitigen Bedingungen mehr oder weniger artikulirt festgestellt; denn die drei gräflichen Herren haben sich ohne Zweifel mit-

tels Winken und halben Worten leicht unter einander verständigt und gewiß ist das „Geschäft" in den alleranständigsten Formen eingeleitet und abgewickelt worden, wie dies ja die höhere Privat- und Staatsgaunerei so in der Uebung hat.

Aber es fehlte eben noch der Punkt auf dem i, ohne welchen bekanntlich das i keins ist. Nämlich Ludwig der Sechszehnte hatte sich unschwer durch Mercy überreden lassen, wie vortheilhaft es sei, den Mirabeau zu kaufen; allein des Königs souveraine Königin widerstrebte bislang dem Handel und ohne Marie Antoinette's Zustimmung durfte und konnte natürlich der arme gute Hampelmann von Kronenträger Nichts thun. Die Umstände wurden jedoch von Tag zu Tag drängender und drohlicher und La Marck und Mercy waren unermüdlich, den Widerstand der Königin zu brechen und ihren Abscheu gegen Mirabeau wenigstens zu einem nur passiven herabzustimmen. Sie gab endlich nach und — der „Volksgraf" miethete ein ganzes Haus für sich allein in der Chaussée d'Antin, nicht minder ein Landhaus bei Argenteuil, schaffte sich eine Equipage

an, einen Kammerdiener, Lakaien, kurz das ganze Zubehör der Grandseigneurschaft, und stürzte sich, er, der vor Kurzem bekannt hatte, daß er sich „müde und im Abend seines Lebens fühle", gleich einem von Jugendkraft Strotzenden in Luxus und Lustgenuß.

Kauf und Verkauf waren also richtig zu Stande gekommen. La Marck eröffnete dem „Freunde", daß der König dessen Schulden im Betrage von 208,000 Livres bezahlen, ferner ihm eine geheime monatliche Pension von 6000 Livres geben und endlich 1 Million in Gestalt von 4 Bankbilleten in La Marck's Hände niederlegen wolle, welche Million der Verkaufte erhalten sollte, sobald die Sitzungen der Nationalversammlung zu Ende. Als Mirabeau diese Gewährungen vernahm, muß er vor Freude ganz toll sich gebärdet haben. Denn La Marck schreibt: „Sein Vergnügen ging bis zum Exzeß und machte mich erstaunen. Indessen erklärt sich diese Trunkenheit sehr natürlich aus der Genugthuung, endlich einmal dem bedrängnißvollen und abenteuerlichen Leben zu entfliehen, welches er bislang geführt hat."

Der Gekaufte ſetzte ſich über die Demüthigung weg, daß man dem Mohren den Hauptpreis erſt dann ausbezahlen wollte, wann der Mohr ſeine Dienſte gethan hätte; ſowie über die weitere, daß man die zur Bezahlung ſeiner Schulden beſtimmte Summe ihm nicht ſelber anvertraute, ſondern dem Erzbiſchof von Toulouſe, Herrn von Fontanges. Vielleicht tröſtete ſich Mirabeau über den letztern Umſtand mit der traurigen Wahrheit, daß ja, ſo lange die Welt ſteht, niemals ein recht ſchmutziger Handel richtig gemacht wurde, ohne daß ein Pfaffe die Hand mit darin gehabt hätte. Uebrigens ſchien der Hof nicht bloß Geld geben zu wollen. Es muß als ſicher angenommen werden, daß die beiden Unterhändler La Marck und Mercy ſchlau und geſchickt genug waren, das verblaßte Traumbild einer künftigen Premierminiſterſchaft wieder aufgefriſcht den Augen Mirabeau's vorzugaukeln. Warum auch ſollten ein dankbarer König und, was mehr zu bedeuten hatte, eine dankbare Königin ihrem Geheimrath nicht gewähren, was zu erlangen eine neidiſche und undankbare Nationalverſammlung ihn verhindern wollte? Der Er-

Volksgraf glaubte an das Phantasma oder log ſich wenigſtens ſelber vor, daß er daran glaube.

Der Hof ſeinerſeits mußte natürlich begierig ſein, zu erfahren, ob das von ihm auf Mirabeau's Genie hypothekiſirte Kapital wohlangelegt und zinstragend ſei. Eine Gelegenheit hiezu fand ſich bald. Die Nationalverſammlung hatte nämlich bei der Möglichkeit, daß Frankreich in Folge des „bourboniſchen Familienvertrags" durch den zwiſchen England und Spanien entbrannten Nootka-Sund-Zank als Alliirter der letzteren Macht in einen Krieg verwickelt werden könnte, ausreichende Veranlaſſung, zur Erörterung der Frage zu verſchreiten, ob die Nation dem Könige das Recht zugeſtehen ſollte, über Kriegführung und Friedenſchließung zu beſtimmen. Am 16. Mai begann die Debatte und füllte, mehr und mehr ſich erhitzend, acht Sitzungen aus. Soll der König das Recht haben, nach ſeinem Wohlmeinen Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, d. h. in oberſter Inſtanz über Gut und Blut, Wohlfahrt und Verderben der Nation ſouverain zu verfügen? Der Hauptkämpe für die Bejahung der Frage war

Mirabeau, der Hauptkämpe für die Vereinigung Barnave, deſſen Entgegnung auf des Eberköpfigen royaliſtiſches Plaidoyer ihn auf den Gipfelpunkt ſeines Rednerrufes ſtellte. An dieſem ſeinem großen Ruhm- und Glückstage wurde Barnave nach beendigter Sitzung im Triumphe weggetragen, möglicher Weiſe auf denſelben Armen, welche ſpäter, am 29. November von 1793, auf dem Revolutionsplatze ſich erhoben, um dem Citoyen Samſon Beifall zu klatſchen, als derſelbe das vom Guillotinemeſſer abgeſchnittene Haupt des Triumphators von 1790 aus dem Korbe nahm, um es dem Volke zu zeigen. Was Mirabeau betraf, ſo hörte er an jenem Maitag von 1790 — im Verlauf der Debatten deſſelben nannte Robespierre den König ſchlechtweg den Commis der Nation („le roi est le commis de la nation") — ſo zu ſagen offiziell auf, der „Volksgraf" zu ſein. Patrioten von der Farbe Marat's und Patriotinnen, welche ſtark nach dem Fiſchmarkt rochen, zeichneten mitſammen auf der Terraſſe der Feuillans den Baum an, an welchem der „Verräther" aufgehenkt werden ſollte, und als er am folgenden Tage, am 22. Mai,

von ſeiner Wohnung nach der Manége ſich begab, hörte er auf den Straßen ein Pamphlet ausſchreien mit dem Titel „Hochverrath des Grafen von Mirabeau!"

Allein der Mann mit dem Eberkopf müßte nicht der Verfaſſer des Schandbüchertriumvirats „Ma conversion", „Rubicon" und „Erotica-Biblion" geweſen ſein, wenn noch eine leiſeſte Regung von Scham ſich in ihm fühlbar gemacht hätte. „Der große Verrath des Grafen von Mirabeau?" ſagte er, in den Sitzungsſal tretend. „Bah! Man wird mich heute im Triumph aus der Verſammlung wegtragen oder aber in Fetzen (on m'emportera de l'assemblée triomphant ou en lambeaux)" . . . . . Der gute Louis Blanc, welcher die Ausdauer beſaß, dreizehn Bände hindurch die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution beharrlich durch roſenrothe Brillengläſer anzuſehen, ſchlug bei dieſer Stelle beſagter Geſchichte ganz verblüfft die Hände über dem Kopfe zuſammen und rief aus: „Oh, Schmerz! Oh, Mitleid! Oh, Räthſel von unergründlicher Tiefe! Dieſer Mann, welcher ſo gut wußte, daß der Argwohn

des Volkes diesmal auf der richtigen Fährte war, dieſer Mann, welcher vielleicht das am ſelben Morgen vom Hofe empfangene Gold in ſeiner Taſche trug, er nahm die Haltung der verleumdeten Tugend an, er entlehnte ihre Inſpiration, er redete ihre Sprache!" Als ob das ſo verwunderlich wäre? Wenn ein Menſch vom Schlage Mirabeau's einmal angefangen hat, ſich ſelber zu belügen, ſo thut er es eben à la Mirabeau, d. h. im großen Styl, und Styl, Form, Färbung, Lack ſind oder bedeuten wenigſtens bekanntlich auf dieſer unſerer lieben Erde Alles. Große Worte ſind daher nur allzu häufig der Schild, hinter welchem die menſchliche Kleinheit ſich birgt. „Vor etlichen Tagen wollte man mir einen Triumphzug bereiten und heute ſchreit man in den Straßen den Hochverrath des Grafen Mirabeau aus — ſagte der berühmte Redner auf der Tribune — allein ich bedurfte dieſer Lektion nicht, um zu wiſſen, daß es vom Kapitol nicht weit iſt bis zum tarpejiſchen Felſen" .... Wenn Herr Schufterle das Talent zum Kompagnon und die Unverſchämtheit zur Maitreſſe hat, ſo wird er auch Erfolg haben: das iſt der

Lauf der Welt. Mirabeau jedoch wurde an diesem 22. Mai zwar nicht vom tarpejischen Felsen gestürzt, gelangte aber auch nicht ganz zum Kapitol hinauf. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß die durch ihn beantragte Formulirung des die Tagesfrage erledigenden Gesetzes — („le droit de faire la guerre et la paix appartient à la nation; l'exercice de ce droit sera délégué concurrement au pouvoir législatif et au pouvoir exécutif") — von der Nationalversammlung angenommen und beschlossen wurde, sondern vielmehr die durch Alexander Lameth vorgeschlagene Formulirung („le droit de la paix et de la guerre appartient à la nation; la guerre ne pourra être décidée que par un décret de l'assemblée nationale que sera rendu sur la proposition formelle et nécessaire du roi et qui sera consenti par lui"). Der wesentliche Unterschied dieser beiden Formeln springt sofort in die Augen. Der lameth'sche Antrag legte das Recht des Königs, über Krieg und Frieden zu beschließen, vollständig lahm, — also gerade das Prärogativ, welches Mi-

rabeau der Krone hatte ſichern wollen. Sobald er aber merkte, daß die Strömung gegen ihn ſei, war er geſcheidt genug, ſich zu beeilen, ſeinem halben Erfolg den Anſchein eines ganzen zu geben, indem er erklärte, ſeine Meinung ſtimme mit der Meinung Lameth's ganz überein.

Aber er täuſchte damit im Grunde Niemand als vielleicht ſich ſelbſt. Sein Ruf freilich war ein zu laut ſchallender und zu weithin hallender, als daß derſelbe plötzlich hätte verſtummen können. Allein der Argwohn war wach von dieſem Maitag an und heftete ſich an des Gekauften Ferſen. Schon ſchnellte der „Grazienſchlingel" des wachſenden Jakobinismus, Camille Desmoulins, ſeine klingenden Witzpfeile auf den Ex-Volksgrafen und ſprach von einem neuen Aeſchines, welcher durch „das Gold Philipps" erkauft worden ſein. Der biſſige Fréron knurrte nach Bulldoggenart: „Mirabeau, Mirabeau, weniger Talent und mehr Rechtſchaffenheit, oder nimm dich in Acht vor dem Laternenpfahl!"

4.

Der Handkuß zu Saint-Cloud.

Es heißt unbillig ſein, wenn man den Erdengöttern zumuthet, ſie ſollten ohne Weiteres und ſogar noch gute Miene zum böſen Spiele machend von ihrem Olymp herabſteigen. Gar ſüß iſt es, an der Bankett-Tafel des Daſeins zu ſitzen und luſtig mitzuſchmauſen; ſo ſüß, daß nur ſtrohhirnige Phantaſten der närriſchen Anſicht ſein können, die Bankettgenoſſen und Feſtgenoſſinnen ſollten, wenn die hungernd und dürſtend Draußenſtehenden hereinkommen und ſagen: „So, jetzt macht uns mal Platz!“ ohne Umſtände aufſtehen und antworten: „Mit Vergnügen, liebe Brüder und Schweſtern.“ Soweit wird es das nur leidlich gezähmte Thier, genannt Menſch, niemals im Chriſtenthum bringen. Die Draußenſtehenden werden daher, da gute Worte Nichts helfen, von Zeit zu Zeit immer wieder verſuchen, ſich mit Gewalt in den Bankettſal hineinzu-

drängen, was man Revolutionen machen nennt. Schade nur, daß der Bankettſal ſelbſt viel zu klein, unendlich viel zu klein iſt, um den Millionen-Zudrang zu faſſen. Zwar ſpricht man ſchon ſeit vielen Jahrhunderten von Weile zu Weile davon, es ſei ein radikaler Um- und Neubau vorzunehmen, was die Leute ſoziale Reform nennen; allein da man bislang über das Reden hinaus höchſtens zu einiger Flickarbeit gekommen iſt, ſo ſind Sal und Bankett-Tafel nicht eben viel größer geworden. Wohl Denen, die darin ſind und daran ſitzen! „Beati possidentes“, iſt ein guter alter Spruch. Wer im Beſitz iſt, iſt in der Macht; wer aber in der Macht iſt, der iſt im Recht, auf die Minute hin ſo lange, als er in der Macht iſt. Das iſt die „Logik der Thatſachen“, das iſt „Realpolitik“; alles Andere aber „Ideologie“, „Narretheі“, „Schwindel“, „Humbug“.

Kein verſtändiger, menſchenkundiger Mann wird es der ſtolzen Tochter Maria Thereſia's übelnehmen, daß ſie, welche an mehrbeſagter Bankett-Tafel, ſoweit dieſelbe auf franzöſiſchem Boden ſtand, unbedingt den erſten Platz einnahm, nicht aus freien

Stücken von derſelben aufſtehen oder auch nur etwas weniger breit ſich hinſetzen wollte — welches Letztere man „konſtitutionell regieren" heißt — als der franzöſiſchen Bourgeoiſie es eingefallen war, einen Platz im Staatsſal und an der Feſttafel für ſich in Anſpruch zu nehmen. Feſt entſchloſſen, dieſes freche Begehren der „Roture" abzuweiſen, hinter welcher — ſchauderhaft zu ſagen! — ja auch ſchon die „Canaille", das Volk, gierig herandrängte, wäre Marie Antoinette zweifellos in ihrem Rechte geweſen und geblieben, wenn ihr nicht die Macht verſagt hätte. Dieſe Fatalität änderte freilich die ganze Sachlage gewaltig und ſchon der Oktoberſchrecken von 1789 hatte der Königin das unverwindbare Gefühl dieſer Aenderung eingedonnert. Hiezu kam, daß ein weit feiner als der ihrige organiſirter Kopf die Königin fortwährend darauf hinwies, man könnte, wie die Dinge in Frankreich nun einmal lägen, ſchlechterdings nicht mehr in der guten alten frommen Lettres-de-Cachet- und ſonſtigen Deſpoten-Manier vor- und drein- und weiterfahren. Der gemeinte fein organiſirte Kopf ſaß auf den Schultern des Kai-

ſers Leopold, welcher brieflich und mündlich (durch ſeinen Geſandten Mercy) ſeiner Schweſter ernſtlich rieth, ſich in Gottesnamen etwas weniger breit hinzuſetzen, d. h. in den Konſtitutionalismus ſich zu finden und zu ſchicken.

Unter ſolchen Einwirkungen zwang ſich Marie Antoinette mit großer Selbſtüberwindung den Entſchluß ab, ſo zu thun, als wäre ſie überzeugt, daß man der „Canaille" nur ſich erwehren könnte, indem man die von der „Roture" angebotene Allianz annähme. Und wer allein wäre im Stande, dieſe von der Noth des Augenblickes gebotene und ſelbſtverſtändlich ſpäter bei erſter günſtiger Gelegenheit wieder aufzuhebende Allianz zwiſchen Hof und Bourgeoiſie zu Stande zu bringen? Natürlich Mirabeau, welcher ja ſeinerſeits gerade zu dieſer Zeit mit einem für Augen, welche die menſchlichen Sachen durch die „Idealbrille" angucken, widerlichen Zappeleifer ſich abmühte, ſeinem Käufer die Vortrefflichkeit der Waare darzuthun. Und doch iſt, die Wahrheit zu ſagen, die Waare zu dieſer Zeit ſchon nicht mehr viel werth geweſen. Man erſtaunt geradezu über die Banalität,

Hohlheit und Sterilität der Rathſchläge, welche zur Beſchwörung der herandrohenden Kriſis Mirabeau dem Hofe zukommen ließ. Die Nemeſis war augenſcheinlich ſchon hinter dem Verkauften her: — das Gold der Beſtechung verſtopfte die Quelle ſeines Genie's. Er ſtand nicht mehr an der Spitze der Bewegung, er lief nur noch ſo nebenher und ſuchte jene vergeblich auf Seitenwege und auf ſolchen allmälig nach rückwärts zu lenken. Wie er in der unſterblichen Opfernacht vom 4. Auguſt 1789, in der ſchönſten Stunde der Geſchichte Frankreichs, nicht mitdabeigeweſen war, ſo war er auch am 19. Juni 1790, als es ſich um Abſchaffung des Junkerthums handelte, nicht mitdabei, indem er, obzwar diesmal in der Nationalverſammlung anweſend, ein mißbilligendes Schweigen beobachtete. Sowie aber die Verſammlung den Schlag gegen den Adel geführt hatte, ſetzte er ſich hin, um eine Denkſchrift für den König zu verfaſſen, in welcher er die Throngefahrtrommel auf das Heftigſte rührte, den gefaßten Beſchluß als die „Brandfackel des Bürgerkrieges" verklagte, und Lafayette als den Hauptverurſächer angab, ſei es, daß der-

ſelbe aus Dummheit oder aus Tücke („ou bête-ment ou perfidement“) gehandelt habe.

Mirabeau's Wuth gegen den „General der Bourgeoiſie“ war gränzenlos; allein wohl merkend, daß er nicht im Stande, dieſen Stein des Anſtoßes zu beſeitigen, verſuchte er immer wieder, denſelben in einen Aufſteigeſtein für ſich zu verwandeln. In einer ſeiner für den Hof beſtimmten Noten verlangte er die Vermittelung der Königin. Dieſe ſollte in Gegenwart des Königs dem General geradezu befehlen, mit Mirabeau ſich zu verbünden und zwar offen, öffentlich, offiziell. Als hieraus Nichts wurde, begann er wiederum den Guerillaskrieg der Sarkasmen gegen ſeinen Gegner, welcher darauf hochmüthig trocken bemerkte: „Ich habe den König von England in ſeiner Macht beſiegt, den König von Frankreich in ſeiner Gewalt, das franzöſiſche Volk in ſeiner Wuth; wie ſollte mir alſo beikommen, dem Herrn von Mirabeau zu weichen?“ Der Eberkopf machte auch über dieſe Auslaſſung plattköpfiger Selbſtgefälligkeit ganz vortreffliche Witze; aber er konnte ſich es doch nicht verhehlen, daß ihn der General habe abfahren laſſen, und

zwar ſo entſchieden, daß es nach dieſer Seite hin hieß: „Lasciate ogni speranza!“

Aber wie, ſollte der gemeinſame Haß, welchen die Königin und der Ex-Volksgraf gegen Lafayette hegten, nicht zu einem Vereinigungspunkte für die Beiden werden können? Mirabeau ergreift dieſen Gedanken. Die Idee der Premierminiſterſchaft iſt unter ſeiner Schädeldecke zu einer fixen geworden: ſie muß um jeden Preis verwirklicht werden und ſie kann es nur mittels der Beihülfe der Königin. Demnach ſtimmt Mirabeau in Betreff Marie Antoinette's ſein Sprachinſtrument auf eine Tonart, welche von der früheren diametral verſchieden iſt. Einem Gekauften und Verkauften gehen ja ſolche Umſtimmungen gar leicht von der Hand. „Der König hat nur einen Mann, und das iſt ſeine Frau.“ Oder: „Vielleicht muß man bald verſuchen, was eine Mutter und ihr Kind zu Pferde vermögen.“ Der Honigſeim derartiger Schmeicheleien wirkt in den Tuilerien oder vielmehr in Saint-Cloud, allwo ſich dermalen, d. h. zur Sommerzeit von 1790, der Hof befindet. Die Tochter Maria Thereſia's willigt in

das Begehren des „Ungeheuers", ſie zu ſehen und zu ſprechen. Die Briefe der Königin aus dieſer Zeit — die authentiſchen nämlich — geben uns einige flüchtige Winke über das Abenteuer. So ſchrieb ſie am 12. Juni an den Grafen Mercy: „Die Unterhandlung mit Mirabeau iſt in vollem Gange (se suit toujours), und wenn er es ehrlich meint (s'il est sincère), habe ich alle Urſache, zufrieden zu ſein." In demſelben Briefe äußerte ſich Marie Antoinette zuſtimmend über Mirabeau's Vorſchlag, Preußen und Oeſterreich zu einer gemeinſamen Intervention zu bewegen, welche nicht in der Abſicht einer Gegenrevolution („non pour faire une contrerévolution"), ſondern — was natürlich thatſächlich das Gleiche bedeutete — unter dem Vorwand, als Garanten aller auf Lothringen und Elſaß bezüglichen Verträge auftreten zu müſſen, unternommen werden ſollte. Am 29. Juni ſchrieb die Königin wiederum an Mercy: „Wir*) zählen darauf, am

*) Iſt dieſes „Nous comptons" bloßer Pluralis majeſtaticus oder ein Zeugniß, daß die Königin beabſichtigte, den

Freitag-Abend Mirabeau zu ſehen. Ich habe einen Platz ausfindig gemacht, der freilich nicht ſehr bequem, aber doch ſehr paſſend gelegen iſt, ihn zu empfangen (j'ai trouvé un endroit, non pas commode, mais suffisant pour le voir). Sie ſollten ihn dann möglichſt bald ſehen. Es würde mir angenehm ſein (je ne serais pas fachée), wenn es ſchon am Samſtag geſchehen könnte, damit ich erführe, welche Wirkung die Zuſammenkunft auf ihn hervorgebracht habe (pour savoir l'effet, qu'aura produit sur lui la visite de la veille)" *).

Die 37. Nummer von Frérons Journal „L'orateur du peuple" brachte eine vom 4. Juli datirte Zuſchrift an den Redakteur, worin die öffentliche Meinung benachrichtigt wurde, daß am Tage zuvor Riquetti der Aeltere (Mirabeau) in geheimnißvoller Weiſe ſich nach Saint-Cloud begeben und dort eine

---

König an der Zuſammenkunft mit Mirabeau theilnehmen zu laſſen?

*) Briefwechſel Marie Antoinette's mit Joſeph II. und Leopold II., hrsg. v. Arneth, S. 129 und 133.

mehrſtündige geheime Konferenz gehabt habe, welcher die Königin („une très-grande dame"), der Erzbiſchof von Bordeaux und zuletzt auch der König („le pouvoir exécutif") anwohnten. Die öffentliche Meinung, gegen ihre verhätſchelten Lieblinge nicht weniger nachſichtig als alberne Mütter gegen ihre verwöhnten Kinder, ſchüttelte ungläubig den Kopf: es konnte ja unmöglich wahr ſein, daß der große Führer der Revolution zum Hofe übergelaufen ſei. Und doch war es ſo und hatte Fréróns Journal in der Hauptſache durchaus die Wahrheit geſagt: — der vermeintliche Retter und Heiland des Königthums, welcher an dem Drachen der Revolution zum Ritter Sankt Georg werden ſollte und wollte, hatte zu Saint-Cloud die Gnade erfahren, Ihrer Majeſtät der Königin die Hand küſſen zu dürfen.

Die Einzelnheiten dieſes Abenteuers ſind bis zur Stunde noch nicht mit völliger Sicherheit ermittelt und werden es vielleicht nie ſein. Man kann nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob Ludwig der Sechszehnte der Zuſammenkunft ſeiner Frau mit

Mirabeau angewohnt habe oder nicht*). Was wir wiſſen, beruht auf den Zeugniſſen von Mirabeau's Neffen Du Saillant, ferner der Madame Campan und des Herrn Weber, des Milchbruders von Marie Antoinette, welcher gute Mann und ziemlich einfältige Menſch ſeinen zweibändigen Hymnus auf die königliche Milchſchweſter „Memoiren" betitelt und im Uebrigen die franzöſiſche Staatsumwälzung gewiſſenhaft vom Standpunkt eines Milchbruders angeſehen hat.

Am 3. Juli alſo von 1790 machte ſich Mirabeau nach Saint-Cloud auf, wo der Hof zum letzten

---

*) Die „Correspondance inédite de Marie Antoinette," veröffentlicht von dem Grafen von Hunolſtein, enthält freilich einen vom 7. Juli 1790 datirten Brief der Königin an ihren Bruder Leopold, worin ſie dieſem über ihre Zuſammenkunft mit Mirabeau Bericht erſtattet und ausdrücklich ſagt: „Le roy étoit auprès de moi." Allein dieſes Zeugniß iſt ganz werthlos, weil ſich die ganze erwähnte „Correspondance" im Schmelztiegel der hiſtoriſchen Kritik bekanntlich als eine — gelinde geſagt — Myſtifikation darſtellte, aus ſcheinbar Echtem und handgreiflich Falſchem wunderlich gemiſcht.

Mal der Sommerfrische genoß. Augenscheinlich war der Verkaufte voll der Unruhe des bösen Gewissens. Die Fahrt nach dem Lustschloß der Königin ist wie eine Diebsfahrt gewesen. Der Neffe Mirabeau's, Du Saillant, mußte den Kutscher machen, und als er die Kalesche so verstohlen als möglich vor ein Pförtchen des Schloßgartens gebracht hatte, übergab ihm der Oheim beim Aussteigen einen an den Kommandanten der Nationalgarde von Paris adressirten Brief mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob man loyal mit mir verhandeln oder ob man mich ermorden lassen will. Falls ich binnen einer Stunde nicht wieder hier bin, so fahre verhängten Zügels zur Stadt, bestelle diesen Brief an seine Adresse, laß die Sturmglocke läuten und verkündige dem Volke die Falschheit des Hofes." Fast scheint es, das Jahr 1588 sei vor dem Mann aufgestiegen wie ein drohendes Gespenst. Dachte er daran, wie der letzte Valois und meineidige Sodomiter, Heinrich der Dritte, seinen gewaltigen Gegner, den Duc de Guise, „Le Balafré", an jenem 23. Dezember im Schlosse zu Blois in sein Schlaf-

gemach lockte, um ſich vertraulich mit ihm zu unterreden, d. h. ihn wehrlos den Meuchelmördern zu überliefern, an welche Se. „allerchriſtlichſte" Majeſtät zuvor die Mordwaffen allerhöchſthändig ausgetheilt hatte? Möglich, daß Mirabeau an dieſe Blutgeſchichte dachte. Gewiß aber iſt, daß er bei ſeinem Eintritt in den Garten von Saint-Cloud an Nichts weniger dachte als an die Worte des helleniſchen Tragikers: —

„Weh' dem, der ſich des Königs Schwelle naht!
Ein Sklave tritt er über ſie und bleibt es*)."

*) Freilich, um den Trimeter herauszubringen, etwas freier überſetzt als billig: —

Ὅστις γὰρ ὡς τύραννον ἐμπορεύεται,
Κείνου 'στὶ δοῦλος, κἂν ἐλεύθερος μόλῃ.

Bekanntlich ſoll der arme Pompejus dieſe ſophokleiſchen Verſe citirt haben, als er vom Bord ſeiner Galeere in das Boot hinabſtieg, welches ihn an die mörderiſche Küſte von Aegypten brachte. Für die tiefe Weisheit und Wahrheit des Spruches haben übrigens, wie Jedermann weiß, Anno 1848 die Herren „Märzminiſter" und ſeither alle die liberalen Gaukler thatſächliche Beweiſe und Belege in Hülle und Fülle geliefert.

In dem ſogenannten Privatgarten („jardin particulier“) der Königin im Parke zu Saint-Cloud befand ſich an der höchſtgelegenen Stelle deſſelben ein Rondell. Hier erwartete die Tochter Maria Thereſia's, und zwar allein, das „Ungeheuer.“ Wer den Ankömmling an der Gartenthüre empfangen und zu dem Rondell geleitet habe, iſt nicht zu erkunden. Auch in Betreff der Einzelnheiten des Geſpräches zwiſchen den Beiden, wiſſen wir eigentlich nur, was Ober-Zofe Campan aus dem Munde Marie Antoinette's darüber gemeldet hat. Gewiß iſt, daß Mirabeau das ganze Brillantfeuer ſeines Geiſtes leuchten und ſchimmern ließ und daß die Königin ihren ganzen Vorrath von Liebenswürdigkeit aufbot: Jener, um den Werth der Waare ins rechte Licht zu rücken; Dieſe, um zu zeigen, daß man mit dem gemachten Handel zufrieden ſei und Vieles oder gar Alles von demſelben erwarte. So iſt denn, was im Rondell des Gartens von Saint-Cloud vorging, eine vortrefflich geſpielte Szene aus einem hiſtoriſchen Intrikenſpiel höchſten Styls geweſen.

„Einem gewöhnlichen Gegner gegenüber —

alſo begrüßte Antoinette den Verführer und Entführer der armen Sophie Monnier — gegenüber einem Manne, welcher das Verderben der Monarchie geſchworen hätte, ohne den Nutzen, welchen dieſelbe für ein großes Volk darbietet, werthen zu können oder zu wollen, einem ſolchen Gegner gegenüber wäre der Schritt, welchen ich thue, ſicherlich ein ſehr unpaſſender. Allein gegenüber einem Mirabeau'' .... Die Königin ſpielte gut und wußte, daß ſie gut ſpielte. Sie hat, in den Palaſt zurückgekehrt, ſofort zur Campan geſagt: „Das ''' gegenüber einem Mirabeau''' ſchien ihm unſäglich zu ſchmeicheln''.... Marie Antoinette ging überhaupt mit dem Vorrath ihrer Schmeichelhonigworte keineswegs ſparſam um bei dieſer Gelegenheit. Nachdem Mirabeau die Lage des Staats und die Verhältniſſe der Parteien auseinandergeſetzt hatte, ſagte die Königin: „Endlich hör' ich einmal wirkliche Politik! Ich kann zwar nicht alle Ihre Anſchauungen und Ideen zu den meinigen machen; allein ſoviel weiß ich jetzt: Sie ſind ein echter Staatsmann!'' Worauf der Eberköpfige die Antwort gegeben haben

will: „Wenigſtens, Madame, ſollte man, denk' ich, nicht nöthig haben, ſich jenſeits des Rheins darüber Raths zu erholen, was man an der Seine zu thun habe" .... Der effektvollen Szene durfte natürlich ein brillanter „Abgang" nicht fehlen. Der von einer ſtolzen Tochter der Cäſaren, welche den gelungenen Verſuch gemacht hatte, dem habsburgiſchen Hochmuth den bourboniſchen Uebermuth beizugeſellen, zu Gnaden angenommene weiland Sträfling vom Fort If, vom Fort Jour und vom Fort Vincennes war oder that begeiſtert. „Madame" — ſagte er beim Abſchied — „wann die Kaiſerin, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Gnade ihrer Gegenwart erwies, entließ ſie denſelben nie, ohne ihm die Hand zum Kuſſe zu reichen." Huldvoll und mit der Anmuth, die ihrem ganzen Gebaren eigen war („avec cette grâce qui accompagnait toujours ses moindres gestes"), entſprach Marie Antoinette der Bitte, indem ſie ihren Handſchuh auszog und dem „Ungeheuer" die Hand zum Kuſſe darbot. Frohlockend rief der Ex-Volksgraf im Abgehen aus: „Ce baiser-là sauve la

monarchie!“ was, ins Deutſche überſetzt, heißt: „Jetzt bin ich ſicher, Miniſter, Prémierminiſter zu werden!“ Der Thor! Wenn er wirklich glaubte, daß „dieſer Kuß“, d. h. die ihm von der Königin erwieſene Gnade „die Monarchie retten“, d. h. ihn an's Staatsruder bringen würde, ſo wäre damit der Beweis fertig, daß Mirabeau entweder zu dieſer Zeit die Natur der Revolution ſchon gar nicht mehr verſtand, ja, daß er ſie eigentlich nie recht verſtanden habe, oder aber, daß er ſeine eigene Kraft in wahrhaft lächerlicher Weiſe überſchätzte.

Wie dem ſei, er ging triumphirend von Saint-Cloud weg. Seinem Neffen, Du Saillant, welcher mit der Kaleſche vor der Gartenthür wartete, war, da der Oheim lange über die anberaumte Zeit ausblieb, um denſelben angſt und bange geworden. Der Vorſchriften Mirabeau's eingedenk, entſchloß er ſich in ſeiner Unruhe endlich, nach Paris zurückzufahren und daſelbſt Lärm zu ſchlagen. Er hatte aber erſt eine kurze Strecke zurückgelegt, als er rückſchauend den Oheim hinter dem Wagen einherkeuchen ſah. Herangekommen ſagte der „Retter der Mo-

narchie'' beim Einſteigen: „Ich zitterte, du möchteſt ſchon wegſein. Ich bin zufrieden, Alles wird gut gehen. Bewahre das tiefſte Schweigen über dieſe für den Staat unendlich wichtige Fahrt!''

5.

Der 2. April von 1791.

Er täuſchte ſich bitter: der Kuß auf die Hand der Königin im Garten von Saint-Cloud hielt den logiſchen Gang der Revolution nicht auf und die geheimnißvolle Fahrt vom 3. Juli wurde keineswegs von „unendlicher Wichtigkeit für den Staat.'' Was vermag der Menſch gegen das Schickſal? Was die Korngarbe gegen die Sichel vermag*),

---

*) To strive, too, with our fate were such a strife
As if the corn-sheaf should oppose the sickle.
Don Juan, V, 17.

gibt Einer zur Antwort, deſſen Genius ſtralend und majeſtätiſchen Fittigſchwungs über die von Gleißnerei, Bigoterie und Brutalität dampfende Atmoſphäre ſeines Heimatlandes ſich erhob, wie ein Adler hoch über dem Brodem eines giftigen Sumpfes kreiſ't. Mirabeau, obzwar zu dieſer Zeit ſchon häufig von den Vorwehen des Todes angefröſtelt, war viel zu ſehr Sanguiniker, um ſich jemals lange bei dem — durch einen deutſchen Halb-Byron formulirten — Gedanken aufzuhalten, daß

„Zerſtörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrſcht
Mit Alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schickſal über unſern Häuptern!
Aus den Orkanen flicht
Es ſeine Geißeln ſich zuſammen
Und peitſcht damit die Roſſe ſeines Wagens durch
Die Zeit und ſchleppet, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefang'nen mit ſich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!“ . . . .

Ob er aber die Thatſache ſich klar machen mochte oder nicht: es ging raſch bergab mit ihm. Er

wurde nicht einmal Miniſter. Die letzten Monate ſeines Daſeins zeigen uns ein mitleidwerthes Hin- und Herfahren, ein fieberiſches Hinüber- und Herübertaſten. Er pries, was er früher geſchmäht; er empfahl, was er früher verworfen hatte. Vordem hatte er z. B. das Papiergeld eine „cirkulirende Peſt" genannt, jetzt ſah er in der Vermehrung der „Aſſignate" bis zum Betrage von 1 Milliarde die „wahrhafte Beſiegelung der Revolution", welche, orakelte er, „vielleicht zwar noch in Anarchie ausarten könne, aber gewiß niemals zu Gunſten des Deſpotismus rückwärts ſchreiten werde." Neun Jahre nach dieſem Orakelſpruch war ein korſiſcher Abenteurer der Deſpot Frankreichs.

Das eminente Talent Mirabeau's flammte mitunter noch blendend auf; aber hörende Ohren merkten aus ſeinen Reden in der Nationalverſammlung deutlich heraus, daß dem Manne abhanden gekommen, was dem Rieſen Antäos die Mutter Erde geweſen iſt: — das Prinzip. Auf der Treibſandbaſis der „Opportunität" erbaut man keine großartige ſtaatsmänniſche Thätigkeit. Mirabeau bewäl-

tigte dann und wann noch durch einen genialen Blitzwurf die Nationalverſammlung und die öffentliche Meinung; allein er ſtand doch in der Luft. Der Hof bezahlte ihn zwar, traute ihm aber kaum halbwegs, die Konſtitutionellen beargwohnten, die Demokraten haßten ihn. Leute, die mit ihm Nichts gemein haben als die Käuflichkeit, welche ſie dann auch den Käufern bei jeder Gelegenheit betriebſam zu wiſſen thun, haben in unſeren Tagen noch die ſtaatsmänniſchen Thaten, welche der verkaufte Ex-Volksgraf in ſeinem letzten Lebensjahre angeblich vollbrachte, bombaſtiſirend geprieſen. Zieht aber ein parteiloſer Rechner die Summe dieſer Thätigkeit, ſo gewinnt er ein Ergebniß, welches einer Null zum Verwechſeln ähnlich ſieht.

Ohne Zweifel hatte der mehr und mehr ſinkende Mann zuweilen das überwältigende Gefühl ſeiner Lage. „Ich möchte nicht allein für eine große Zerſtörung gearbeitet haben," hatte er beim Beginn ſeiner Beziehungen zum Hofe in einem für den König beſtimmten Schreiben ſich geäußert. Jetzt aber mußte ſich ihm, wenn er allein war mit ſeiner Seele,

die Erkenntniß aufdrängen, daß er ohnmächtig ſei, zu ſchaffen. Das war Verzweiflung, und um ihr zu entgehen, ſuchte er, altgewohnte Wege wandelnd, bei der Ausſchweifung, was der Ehrgeiz ihm verſagte. Allein die Strafe kam diesmal nicht ſchleichend, ſondern galoppirend. Am Abend des 28. März von 1791 erkrankte Mirabeau tödtlich. Man munkelte von Vergiftung, als man aber ſpäter laut davon ſprach, ſchrieb Briſſot („Mémoires", t. III, ch. 18): „Etliche Tage vor ſeiner Erkrankung hatte er eine Nacht in den Armen der beiden Operntänzerinnen Hélisberg und Coulomb verbracht. Dieſe Mesdemoiſelles haben ihn umgebracht (voilà celles qui l'ont tué); man braucht ſonſt Niemand ſeinen Tod ſchuldzugeben."

Am Morgen vom 2. April war der Zuſtand des Kranken hoffnungslos. Wie unſer Schiller auf ſeinem Sterbebette verlangte auch der ſterbende Mirabeau die Sonne zu ſehen. Als das Tagesgeſtirn ſeine Stralen durch das geöffnete Fenſter warf, ſagte er: „Wenn das nicht Gott iſt, ſo iſt es wenigſtens ein Vetter von ihm." Den Tag über litt er heftig

und ſeufzte nach Opium. Um 8½ Uhr Abends litt er nicht mehr, weil er aus dem ſchmerzlichen Traume des Lebens zum Tode erwacht war. Die Theilnahme für den Sterbenden hatte ſich allgemein und rührend kundgegeben. Der Volksinſtinkt, für eine Weile mit zärtlicher Beſorgniß zu dem weiland „Volksgrafen" zurückkehrend, ahnte, daß der verſchwindende Koloß eine ungeheure Lücke hinter ſich zurücklaſſen würde. Dem Todten wurde, wie Jedermann weiß, eine förmliche Vergötterung zu Theil; aber ſeine Gebeine ruhten nicht lange im Pantheon. Sie wurden hinausgeworfen, im November von 1793, nachdem der eiſerne Schrank („l'armoire de fer") ſeine ſchmutzigen Geheimniſſe und unter denſelben auch das vom Kauf und Verkauf Mirabeau's ausgeſpieen hatte . . .

Mirabeau war das lüderliche Genie des 18. Jahrhunderts in ſeiner höchſten Erſcheinungsform. Dieſe eigenthümliche Spezies vom Genus Menſch iſt nachgerade ausgeſtorben. Schwächliche Epigonen gibt es freilich noch in unſeren Tagen genug und übergenug: Halbtalente, welche ſich einbilden, genial zu ſein,

weil ſie lüderlich ſind; Leute mit heißen Köpfen und kalten Herzen, welche, ſo man ihnen die Freiheits- oder Kunſtphraſe, womit ſie ſich drapiren, vom Leibe reißt, in der ganzen Blöße ihrer Nichtswürdigkeit daſtehen. Dann ſieht man, daß ſie nur einen Grundſatz, nur ein Ziel kennen und haben, das ſchuftgentziſche „Raſendgutleben". In der Treibhausluft der romantiſchen Schule iſt dieſes Ungeziefer in Fülle ausgebrütet worden und hat ſeither wanzenhaft fortgewuchert. Publiziſtik, Belletriſtik und Muſik ſind die Lieblingsſtätten dieſer genialthuenden Wanzeriche, die ſich da bei einem wahlverwandten Fürſten einzuniſten, dort einen „vor die Bildung" ſchwärmenden Bankier anzuſchwindeln wiſſen. Eines ihrer Hauptkennzeichen iſt, daß ſie, ſo lange ſie jung ſind oder wenigſtens für jung ſich ausgeben können, Alles daranſetzen, mit „vornehmen" Weibern herumzuvagabundiren. Ihr Kommen verkündigt die Reklame, ihr Gehen begleitet das Skandal. Was ſie mitbringen, ſind auf die Zukunft ausgeſtellte Selbſt- oder Kameradſchaftsruhmwechſel; was ſie zurücklaſſen, ſind Ständereien

und Schulden. Werden ſie alt, ſo bekehren ſie ſich à la Zacharias Werner und Friedrich Schlegel*), nehmen die Weihen oder gehen unter die Mucker; ſei es, um nach Verbrauchung aller andern Mittel, ſich „intereſſant" zu machen, auch dieſes noch auszunützen; ſei es, weil die angeborene Geiſtesrohheit ſchließlich hinter der Maske der Genialität wieder hervorbricht.

Wie aber die urtheilsloſe Menge, der vornehme und niedrige Pöbel, zu jeder Zeit der Wahrheit die Lüge und dem Sein den Schein vorzog und vorzieht, ſo hat dieſe Menge und dieſer Pöbel durch die Pſeudogenies den Mythus von der Dieſelbigkeit des Genius und der Liederlichkeit gerne ſich aufbinden laſſen und es ſpringt und haſelirt demnach dieſe Ratte unter der Decke des ungeheuren Hohlſchädels Publici noch immer luſtig herum. Die Wahrheit iſt, daß Männer von echtem Genius, die ſchaffenden und bauenden

*) „Viele Verwandlungen gibt's, ſo iſt in dem Leben die Ordnung:
Erſtens die Liederlichkeit, zweitens die Bigoterie."

Lehrer und Führer, Seher und Propheten, Bildner, Helfer und Tröſter der Menſchheit keine Tagediebe und Taugenichtſe, keine Schlemmer, Unzüchtlinge und Schuldenmacher geweſen ſind, ſondern alle ihre Lebtage lang treufleißige und mühſelige Arbeiter an dem ungeheuren Werke der Vermenſchlichung des armen und erbarmungswürdigen Geſchöpfes Menſch. Dabei haben, wie ſelbſtverſtändlich, dieſe Echten und Rechten neben dem einen Hauptkennzeichen des wahren Genie's, neben der Arbeitsluſt, auch das zweite, die Fruchtbarkeit, glänzend bethätigt. So waren die Sophokles, Phidias, Platon und Ariſtoteles, die Michel Angelo und Raphael, die Shakſpeare und Milton, die Voltaire und Rouſſeau, die Kepler und Newton, die Leſſing und Kant, die Watt und Fulton, die Göthe und Schiller, Herder und Peſtalozzi, Mozart und Beethoven. So auch hat in unſerer Zeit, gegenüber der romantiſchen Wiederkäuung mittelalterlichen Quarks, wie gegenüber den Gaukeleien und Gaunereien einer Lucus-a-non-lucendo-Zukunftskunſt, ein Wilhelm Kaulbach mittels der Originalität, Ideenfülle, Schönheit und

Vielſeitigkeit ſeiner Werke ruhmreich erwieſen, daß der deutſche Genius noch lebt und ſchöpfungsmächtig arbeitet . . . .

Mirabeau iſt ein Genie von Gnaden Ihrer hochheiligen Majeſtät Natur geweſen. Wie von den erlauchteſten Geiſtern ſeines Jahrhunderts, ſo durfte und mußte auch von ihm geſagt werden, daß die große Mutter:

„Os homini sublime dèdit, coelumque tueri
Jussit et erectos ad sidera tollere vultus.“

Aber wenn ſo einem Ritter vom Geiſte viel gegeben iſt, ſo wird auch viel von ihm gefordert. Vor Allem und unbedingt, daß er reine Hände habe und nicht mit durch Beſtechlichkeit beſchmutzten eine heilige Fahne zu tragen ſich erfreche. Sodann, daß er aus der Aetherhöhe ſeiner geiſtigen Ariſtokratie voll Erbarmen zu den Armen, Schwachen und Unterdrückten ſich herniederneige. Gerade hievon aber trifft man bei Mirabeau kaum eine Spur; denn er hat nicht mit dem Herzen, ſondern nur mit dem Kopfe gedacht und die Miſſion eines Befreiers war ihm nur

das Piedeſtal der zügelloſen Wünſche ſeiner Selbſtſucht. Ferner, wenn man auch ſo gerecht iſt und ſein muß, zu berückſichtigen, was die Verhältniſſe, die ungünſtigen nämlich, aus dem Manne gemacht haben, wenn man ihn anſieht und nimmt, wie er war, dieſen von Genialität quillenden, von Sinnlichkeit ſtrotzenden, von Leidenſchaften lodernden, von einem närriſchen Vater verkehrt erzogenen, von den Weibern verzogenen, jetzt dem Hunger gegenübergeſtellten, dann wieder in allen Lüſten ſich badenden, bald durch Schande der Verzweiflung zugejagten, bald durch Ruhm ganz und gar berauſchten Menſchen, ſo würde man dennoch, falls man mit juvenaliſcher Härte und Herbigkeit urtheilen und verurtheilen wollte, ſich verſucht fühlen, mit parodirender Anwendung eines ſhakſpeare'ſchen Wortes das Facit zu ziehen —

„Sagt Alles nur in Allem:
Er war ein Lump!“

Jedenfalls aber verwehrt, mildeſtens geſprochen, der Schmutzſchimmer von Gemeinheit, welcher der Geſtalt Mirabeau's unverwiſchbar anhaftet, derſel-

ben den Zutritt in die allerdings nicht sehr geräumige Walhalla der Weltgeschichte, wo die hehrsten Helden und höchsten Heiligen der Menschheit ihrer Unsterblichkeit genießen. Voltaire hat freilich gesagt: „C'est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes.“ Allein dies war gar nicht im moralischen, sondern nur im intellektuellen Sinne gemeint, kann demnach nicht etwa als milderndes Argument zu Gunsten von Mirabeau's Verfehlungen geltendgemacht werden. Wohl aber darf und soll gegen ihn geltendgemacht werden, daß ein wahrhaft großer Mann zugleich ein guter sein *muß*, weil er eben sonst kein großer sein *kann*. Marie Joseph Chenier war also vollständig in seinem Recht, als er am 27. November von 1793 im Konvent den Antrag, die Ueberreste Mirabeau's aus dem Pantheon zu entfernen, mit dem Satze begründete: „In Erwägung, daß es ohne Tugend keinen großen Mann gibt“ .... Die Lumpe mögen immerhin bei Lebzeiten floriren und ihre Schmach mit dem bequemen Mantel der sogenann-

ten „Realpolitik" bedecken, da ja die Mitwelt allzeit betrogen ſein will; aber ſie ſollen ſich darum nicht einbilden, auch noch die Nachwelt beſchwindeln zu können.

6.

Der 16. Oktober von 1793.

Sechs Wochen vor dem Tage, an welchem das ſchuldigſprechende Todtengerichtsverdikt über Mirabeau erging, hatte die Tragödie „Marie Antoinette" ihren Schlußakt gefunden.

Man braucht heutzutage ſeine Entrüſtung über die Barbarei der Prozeſſirung und Hinrichtung der Königin nicht mehr ausdrücklich kundzugeben, da ja nicht nur für alle fühlenden Herzen, ſondern auch für alle denkenden Köpfe die Verdammung dieſes brutalen Mißgriffes der franzöſiſchen Revolution längſt feſtſteht, man mag von der Schuld oder Unſchuld des Opfers halten, was man will. Von dem Brandmal, womit ihr mörderiſches Vorgehen

gegen die Frauen die Stirnen der großen Revoluzer bemakelte, kann überhaupt Nichts, ſchlechterdings Nichts dieſelben reinigen. Dieſe Frauenmörderei hat der Sache der Vernunft und Freiheit unberechenbaren Schaden gebracht, — tiefer greifenden und nachwirkſameren Schaden als ſonſt irgendeine der Ausſchreitungen der Schreckenszeit. Was die Tödtung der Königin insbeſondere angeht, ſo war dieſelbe ein ungeheurer politiſcher Fehler und die Tochter Neckers hatte recht, wenn ſie in ihrer bezüglichen Flugſchrift („Reflexions sur le procès de la reine") den Revolutionsmännern ſtrafend zurief: „Indem ihr Marie Antoinette opfertet, habt ihr ſie heilig geſprochen. Der Tod der Königin hat euch unendlich viel mehr geſchadet als jemals ihr Leben."

Aber in den unbezähmbar kühnen Geiſtern, welche damals die Geſchicke Frankreichs leiteten, war für derartige Rückſichten kein Raum. Nachdem ſie den Deſpoten Europa's einen Königskopf als Fehdehandſchuh hingeworfen, erſchien es ihnen nothwendig und wohlgethan, durch Hinzufügung des Haup-

tes einer Königin, einer Erzherzogin von Oeſtreich, in welcher ſie nur die grimmigſte Feindin ihrer Sache ſahen, die Herausforderung noch zu verſtärken. Falls für dieſe That überhaupt eine Entſchuldigung zuläſſig wäre, ſo müßte man ſie in dem Umſtande ſuchen, daß der fanatiſche Haß, womit die Demokratie auf Marie Antoinette blickte, nur die natürliche Frucht der ruchloſen Verleumdungen geweſen iſt, womit die Ariſtokratie viele Jahre hindurch den Ruf der Königin ſyſtematiſch vergiftet hatte.

Am 2. Auguſt von 1793 wurde die dem Untergange geweihte Tochter Maria Thereſia's aus dem Temple nach der Conciergerie gebracht, der Zwiſchenſtation auf ihrem Wege von jenem Kerker zu dem Schaffot auf dem Revolutionsplatz *). Beim Hin-

*) Der fleißige Archivar Emile Campardon hat in ſehr dankenswerther Weiſe die ſämmtlichen auf den Prozeß und die Hinrichtung der Königin bezüglichen Originalakten geſammelt und unter dem Titel „Marie Antoinette à la conciergerie“ veröffentlicht. Dieſe Aktenſammlung in ihrer zweiten und vermehrten Ausgabe (Paris 1864) dient mir hier als Hauptquelle.

ausgehen aus ihrer Zelle im Temple ſtieß ſie von ungefähr mit dem Kopfe gegen den Thürpfoſten und einer der anweſenden Gemeindebeamten richtete, von einer mitleidigen Regung angewandelt, an die Gefangene die Frage: „Haben Sie ſich wehgethan?“ Worauf die Unglückliche: „Oh nein! Was ſollte mir jetzt noch wehthun können?“ Ein aus tiefſter Seele gequollener Schmerzensſchrei! In Wahrheit, ſie mußte zu dieſer Stunde glauben, daß es weiter für ſie in der Welt kein Weh mehr geben könnte: — ſie hatte ja ſo eben von ihren Kindern Abſchied genommen, auf Nimmerwiederſeh'n ... Noch waren aber nach Ueberführung der Gefangenen in die Conciergerie ihre Freunde für ſie thätig und von Brüſſel aus leitete der Graf Mercy-Argenteau, „le vieux renard“, verſchiedene Verſuche, die Königin zu befreien. Er ſoll ſich ihrer Rettung wegen ſogar mit Danton in Verbindung geſetzt haben und es iſt nicht unglaubhaft, daß der Chef der Cordeliers ſeine Mithilfe zugeſagt habe. Denn Danton war keineswegs von Haus aus ein Blutmann und zudem konnten ſeinem ſtaatsmänniſchen Blicke die

übeln Folgen der Hinopferung Marie Antoinette's nicht entgehen. Wenn er aber wirklich wähnte, für die Rettung der Königin Etwas thun zu können, ſo täuſchte er ſich gröblich: auch ſeine Popularität, alſo ſeine Macht, war zu dieſer Zeit durch den furchtbaren Wirbelſturm der Revolution bereits müdegejagt und nur fünf Monate nach der Todesfahrt Marie Antoinette's verfiel auch er der tödtlichen Umarmung von Guillotine's unerſättlicher Tochter. Zwar gelang es, wie auch die Ducheſſe d'Angoulême ſpäter bezeugt hat („Relation de la captivité de la famille royale à la tour du Temple", p. 87), eine Verbindung zur Befreiung der Königin zu ſtiften, und im September wußte ſich einer der Verbündeten, der Chevalier de Rougeville, Zugang in der Conciergerie, ja ſogar im Gefängniſſe Marie Antoinette's zu verſchaffen. Angeſichts der Gefangenen deutete er mit den Augen auf eine Nelke, welche er im Knopfloche trug. Die Königin fand die Nelke ſchön, worauf Rougeville ihr die Blume darbot. In den Blüthenfalten derſelben war ein Papierſtreifen verborgen, auf welchem die

Worte geſchrieben ſtanden: „Ich habe Leute und Geld zu Ihrer Verfügung.“ Allein der wachthabende Gendarme bemerkte das Papier in den Händen der Gefangenen und entriß es ihr. Der Chevalier flüchtete ſich mit Noth und es ſcheint von da ab kein Rettungsverſuch mehr ſtattgefunden zu haben.

Wie kärglich und kümmerlich das Daſein der Gefangenen in der Conciergerie geweſen iſt, weiß Männiglich. Doch iſt auf Grund unanfechtbarer Dokumente zu ſagen, daß die Parteiſentimentalität über dieſes Thema allerhand verlogene Variationen abgeleiert hat. So z. B. Marie Antoinette habe nur drei Hemden beſeſſen; oder, ſie habe, als ſie ſich eines Tages ein Strumpfband ſtricken wollte, die nöthigen Garnfäden aus dem Ueberzug ihres Bettes herausziehen und ſtatt der mangelnden Stricknadeln zwei Zahnſtocher gebrauchen müſſen*). Wohlbezeugt

*) Das Original des Inventars, welches über die Hinterlaſſenſchaft der Königin an Leibwäſche und Kleidern, unmittelbar nach ihrer Hinrichtung, in der Conciergerie aufgenom-

iſt dagegen Folgendes. Die Herbſtnächte wurden kühler und die Königin bat daher den Gefangenwärter Bault, ihre eine baumwollene Decke zu verſchaffen. Bault, welcher zur Erleichterung der Gefangenen that, was er konnte, beeilte ſich, den Wunſch derſelben bei Fouquier-Tinville anzubringen. „Was? — ſchrie ihn der ſteinherzige Staatsanwalt an — du wagſt ſo Etwas zu verlangen? Gelüſtet dich nach der Guillotine?“

An demſelben 3. Oktober, an welchem der Konvent die Ueberweiſung der gefangenen Girondiſten an das Revolutionstribunal beſchloß, nahm der Sankt Dominikus der Revolution, der düſtere Fanatiker Billaud-Varennes das Wort und ſagte: „Es muß noch ein weiterer Beſchluß gefaßt werden.

---

men wurde, iſt noch im franzöſiſchen Staatsarchiv vorhanden (cart. W 534, regist. 11) und jetzt bei Campardon (S. 135—137) gedruckt. Daſſelbe beweiſ't, daß die Gefangene weder an Weißzeug noch an Kleidern Mangel hatte. Was z. B. die Hemden angeht, ſo führt das Inventar deren nicht drei auf, ſondern „quinze chemises de toile fine, garnies de petite dentelle.“

Eine Frau, die Schmach der Menschheit und ihres eigenen Geschlechtes, die Wittwe Capet, soll endlich die von ihr begangenen Frevel auf dem Schaffote büßen. Ich verlange, daß das Revolutionstribunal ohne Verzug über ihr Loos entscheide." Und „so geschehe es", beschloß der Konvent.

Am 14. Oktober erschien demnach die Königin vor jenem Gerichtshof, dessen Name, von einer rothen Blutwolke umwittert, mit Donnerschall durch die Jahrhunderte und Jahrtausende der Zukunft hinabtönen wird. Herman präsidirte und mit ihm bildeten Foucault, Douzé-Verneuil und Lane das Richterkollegium. Als Staatsanwalt fungirte Fouquier-Tinville, der unermüdliche Lieferant von „Gebäcken" für „Dame" Guillotine, als Gerichtsschreiber Fabricius. Auf der Geschworenenbank saßen Gannay (Perückenmacher), Grenier-Trey (Schneider), Antonelle (Ex-Marquis), Chatelet (Maler), Souberbielle (Chirurg), Picard (Handschuhmacher), Trinchard (Schreiner), Jourdeuil (Ex-Huissier), Devèse (Zimmermann), Deydier (Schlosser), Gimond (Schneider). So waren also „Gevatter

Schneider und Handſchuhmacher" berufen, über die Tochter der Cäſaren den Wahrſpruch, den Todesſpruch zu fällen. Freilich, es iſt das nur eine Formalität geweſen; denn der ſchwarze Todeswürfel für Marie Antoinette war ja ſchon vorher im Wohlfahrtsausſchuß und im Konvent geworfen worden. Aber trotzdem, die Abkömmlingin ſo vieler Kaiſer, welche die Krone Karls des Großen getragen hatten, von armen Teufeln von Handwerkern gerichtet — das iſt ein Hohngelächter der Nemeſis, ſchmetternd wie Weltgerichtspoſaunenton!

Citoyen Antoine Quentin Fouquier-Tinville hatte großen Fleiß auf die Anklageakte verwendet und glücklich ein in ſeiner Art einziges Aktenſtück zuwegegebracht, einen ſeltenen Miſchmaſch von Abgeſchmacktheit und Brutalität. Gleich zum Eingang war darin der Angeklagten vorgeworfen, daß ſie „gleich den Meſſalinen, Brunhilden, Fredegunden und Katharinen (von Medicis), welche man vor Zeiten Königinnen von Frankreich nannte, von dem erſten Tage ihrer Anweſenheit im Lande an die Geißel und der Blutigel (le fléau et la sangsue) der

Franzoſen geweſen ſei.“ Den unterſten Bodenſatz der Schändlichkeit ſchöpfte die Anklage in dem haarſträubenden, durch den verworfenen Hébert veranlaßten Paſſus aus, worin Marie Antoinette mit der Mutter Nero's, der blutſchänderiſchen Agrippina, auf eine Linie geſtellt und des namenloſen Gräuels bezüchtigt wurde, während der Gefangenſchaft im Temple ihren unmündigen Sohn zum Inceſt verführt zu haben*). Dieſe Infamie, von dem Präſidenten des Tribunals beim artikulirten Verhör der Angeklagten mit Stillſchweigen übergangen, aber von einem Vieh von Geſchworenen in Erinnerung gebracht, entriß den Lippen der gemarterten Königin die allbekannte, in ihrer Kürze wunderbar beredte „Appellation an alle anweſenden Mütter“ Als denkwürdig verdient das Gebaren von zwei der

*) „Qu'enfin, la veuve Capet immorale sous tous les rapports et nouvelle Agrippine est si perverse et si familière avec tous les crimes, qu'oubliant sa qualité de mère et la démarcation prescrite par les lois de la nature, elle n'a pas craint de se livrer avec Louis Charles Capet, son fils, et de l'aveu de ce dernier, à des indécences dont l'idée et le nom seuls font frémir d'horreur.“

vorgeladenen Zeugen, Bailly und Graf d'Eſtaing, erwähnt zu werden. Der redliche Bailly, mit dem einen Fuße ſchon ebenfalls auf dem Schaffote ſtehend, gab auf die Frage des Präſidenten, ob er die Angeklagte gekannt habe, zur Antwort: „Ja, wohl habe ich ſie gekannt" — und verneigte ſich dabei ehrerbietig vor der Königin. Der Graf d'Eſtaing dagegen, als ſollte noch an den Schranken des Revolutionstribunals daran erinnert werden, daß ariſtokratiſcher Haß der Rache der Demokratie die Wege gezeigt und gebahnt hatte, brachte ſeine Ausſagen, welche ſich insbeſondere auf die Haltung Marie Antoinette's am 5. Oktober von 1789 bezogen, in übelwollendem Tone vor („avec un ton de malveillance"). Wenn er ſich aber dadurch Verzeihung für ſeinen Beſitz eines Wappens zu erkaufen wähnte, ſollte er bald ſeines Irrthums überführt werden: — „le rasoir national" auf dem Revolutionsplatze raſirte auch ihn hinweg.

Die Pein der Prozedur währte drei Tage und drei Nächte lang; denn das Tribunal ſaß in Permanenz. Die Königin — niemals verdiente ſie ſo

ſehr alſo zu heißen! — benahm ſich der furchtbaren Ermüdung trotzend, einfach, vornehm und ſtandhaft. Nachdem ihre von Staatswegen beſtellten Vertheidiger Tronſon-Ducoudray und Chauveau-Lagarde gehört worden waren und der Präſident ſein Réſumé vorgebracht hatte, zogen ſich die Geſchworenen zurück. Sie hatten vier Fragen zu beantworten: — „1) Iſt es erwieſen, daß Machenſchaften und Verſtändigungen mit den auswärtigen Mächten und anderen Feinden der Republik beſtanden haben; Machenſchaften und Verſtändigungen, um dieſen Feinden mit Geld beizuſpringen, ihnen den Einbruch auf franzöſiſches Gebiet zu ermöglichen und den Vorſchritt ihrer Waffen zu erleichtern? 2) Iſt Marie Antoinette von Oeſtreich, die Wittwe des Louis Capet, überwieſen, derartige Verſtändigungen unterhalten und an ſolchen Machenſchaften ſich betheiligt zu haben? 3) Iſt es erwieſen, daß ein Komplott exiſtirte, welches darauf abzielte, Bürger gegen Bürger zu bewaffnen und alſo im Innern der Republik den Bürgerkrieg anzufachen? 4) Iſt die Wittwe Capet der Betheiligung an dieſem Komplott

überführt?" Man ſieht, Citoyen Herman verſchmähte es, mochte es nun aus Schamgefühl oder aus Politik geſchehen, die angeblich meſſaliniſchen und agrippiniſchen Vergehungen in die Schuldfrageſtellung mitaufzunehmen. Die Geſchworenen beriethen etwa eine Stunde lang; dann brachten ſie ein Ja auf alle vier Fragen zurück.

Es war 4 Uhr Morgens. Die herabgebrannten Lichter verbreiteten nur eine fahle Helle in dem Sal. Düſteres Schweigen herrſchte. Der Präſident ließ, nachdem Fouquier-Tinville die Anwendung der ſtrafgeſetzlichen Beſtimmungen (Code pénal, sect. I, art. 4; part. II, sect. II, art. 2) auf die Schuldiggeſprochene gefordert hatte, ſeiner Verkündigung des Urtheils die Mahnung an das Publikum vorausgehen, daß „Schuldige, wann ſie einmal von dem Geſetz erreicht ſeien, nur noch dem Unglück und der Menſchlichkeit angehörten (n'appartiennent plus qu'au malheur et à l'humanité)." Der Mund der Königin zuckte nicht, als der Todesſpruch in ihr Ohr fiel. Sie hatte ja alle dieſe drei ſchrecklichen Tage und Nächte hindurch

nicht mehr um ihr Leben, ſondern nur noch um ihres Namens Ehre geſtritten. Stumm, aber feſten Trittes wandte ſie ſich, zu gehen, und um $4^1/_2$ wieder in ihrem Gefängniß in der Conciergerie angelangt, hat ſie ſich hingeſetzt und jenen Brief an ihre Schwägerin, die Prinzeſſin Eliſabeth, geſchrieben, welcher nicht an ſeine Adreſſe gelangte, wohl aber an die der Nachwelt, — das zugleich hochſinnige und rührende Teſtament einer grauſam, viel zu grauſam für ihre Verfehlungen beſtraften Frau*).

Während die Königin ſchrieb, wirbelte der Generalmarſch durch die Straßen. Die Volkswehr der 48 Sektionen von Paris trat unter Waffen, um dem Spruche des Tribunals ungeſtörten Vollzug zu ſichern. Eine ſehr überflüſſige Entfaltung von trikoloren Unifor-

*) Der Gefängnißwärter überlieferte den Brief an Fouquier-Tinville, unter deſſen Papieren, nicht, wie es bisher fälſchlich hieß, unter den Papieren Robespierre's, er durch die Kommiſſäre gefunden wurde, welche, nachdem die Reaktion vom 9. Thermidor den Ankläger beim Revolutionstribunal „weggewiſcht" hatte, im Auftrag des Konvents die Hinterlaſſenſchaft deſſelben unterſuchten. Campardon gibt S. 125 fg. einen vollſtändigen Abdruck des Briefes.

men übrigens; denn der Schrecken der Sanguinokratie wuchtete schon zu dieser Zeit und noch acht Monate lang so bleiern schwer auf der Stadt, daß an einen gewaltsamen Versuch, die Todesfahrt Marie Antoinette's zu ihrer Rettung zu benützen, gar nicht zu denken war.

Die Königin hatte mittels des Briefes an Madame Elisabeth mit dem Leben abgeschlossen. Sie dachte jetzt nur noch daran, mit Anstand zu sterben. Das Gefühl für das Schickliche, den Frauen an- und eingeboren, regelte durchweg ihr Gebaren Angesichts des Todes. Zeitgenosse Mercier (Nouveau Paris, III, 15) drückt das so aus: „La reine ne perdit point la veille ni le jour de son supplice la passion et l'instinct d'une femme." Sie rüstete sorgfältig ihre Haube und zog ein weißes Kleid an. Dann richtete sie, auf ihrem Gurtbette sitzend, an die Gendarmen die Frage: „Glaubt ihr, das Volk werde mich auf das Schaffot gelangen lassen, ohne mich in Stücke zu reißen?" „Madame", gab einer der Wächter zur Antwort, „Sie werden auf das Schaffot gelangen, ohne daß man Ihnen ein Leid

zufügt.“ Jetzt kam Samſon, der Oberkämmerer von Dame Guillotine. „Sie kommen zeitig, Monſieur“, ſagte die Königin. „Ich vollziehe, was mir befohlen iſt, Madame.“ Er war ſo zeitig gekommen, um der Verurtheilten die Haare abzuſchneiden; allein ſie hatte dieſen ſchrecklichen Dienſt ſchon ſelber verrichtet. Man meldete ihr: „Da iſt ein Pfarrer von Paris, welcher fragt, ob Sie beichten wollen.“ Die Königin ſagte: „Ein Pfarrer von Paris? Es gibt ja keinen mehr.“ Der Geiſtliche, ſelbſtverſtändlich ein „prêtre constitutionnel“, kam herein, ſtellte ſich vor und fragte: „Wünſchen Sie, daß ich Sie begleite, Madame?“ Worauf Marie Antoinette: „Wie Sie wollen, Monſieur.“

Schlag 11 Uhr öffnete ſich das Gitterthor des Hofes der Conciergerie und das Opfer trat heraus. Das Antlitz der Königin war bleich, aber ihr Blick ſtolz und ihr Gang feſt. Die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden und Samſon hielt die Enden des Strickes. Man ſah, daß er ſich Mühe gab, ſie nicht anzuſtraffen, ſondern recht loſe zu halten. Vor dem Thore ſtand der verhängnißvolle Karren, mit

ſchmalem Sitzbrett; vielleicht derſelbe, auf welchem drei Wochen ſpäter Marie Antoinette's große Feindin, Frau Roland, zur Guillotine fuhr. Beim Anblick dieſes Fuhrwerks erbebte die Königin und wankte einen Augenblick auf ihren Füßen. Wenigſtens dieſe Schmach, mochte ſie denken, hätte man der Tochter der Cäſaren erſparen können. Aber es mußte auch dieſer Kelch geleert werden. Man half der Verurtheilten auf den Karrenſitz. Der beeidigte Prieſter nahm neben ihr Platz, hinter dem Sitzbrett ein Gehülfe Samſons, dieſer ſelbſt vor der Königin, aber ſtehend, ſeinen Dreiſpitzhut in der Hand. Marie Antoinette trug ein weißes Unterkleid, ein ſchwarzes Oberkleid und über dieſem ein weißes Nachtkamiſol mit ſchwarzen Bandſchleifen an den Handgelenken; ferner ein Bruſttuch von weißem Muſſelin und eine weiße Haube mit ſchwarzem Band.

Der einſpännige Karren ſetzte ſich in Bewegung und rollte langſam das Doppelſpalier der Volkswehrleute entlang. Die Menge war hinter dem Spalier zahlreich angeſammelt, verhielt ſich aber ſchweigend,

obgleich ein Lump, der Komödiant Grammont, ſeinen Dienſt als Offizier der Nationalgarde ſchmählich mißbrauchend, ſich in den Steigbügeln erhob und mit ſeiner Säbelſpitze auf die Verurtheilte wies, wie um den Pöbel aufzufordern, das Opfer zu beſchimpfen. Es geſchah aber nicht, ſei es aus Gleichgültigkeit, aus Mitleid oder aus Scham. Nur zuweilen brach ein „Vive la république!“ aus den Volkshaufen hervor. Und doch war das Volk die letzten Tage her giftig-ſyſtematiſch zur Wuth gegen die Königin aufgeſtachelt worden, insbeſondere durch den wilden Guffroy in ſeinem Journal „Rougyff“ (Anagramm von Guffroy), in deſſen Nr. 8 es geheißen hatte: „Je sonne mon tocsin sur toutes les oreilles françaises, sur l'infernale Marie-Antoinette; elle a paru à la Conciergerie avec l'insolence de la p..... de Jupiter. Ces b..... de dieux de l'ancien temps ont une morgue incorrigible; il n'y a que la guillotine qui puisse expier leurs grimaces et nous empêcher de faire la figue. On la mêne ..... Alerte, alerte, crack ...., que tout soit dit. Ne vous laissez pas berner par une idée

brissotine que l'on voudra réchauffer: „„Gardez Marie-Antoinette pour faire la paix““ — vous dit-on sourdement, et moi je vous dis: Faites-lui faire le saut de carpe en avant, les mains derrière le dos, vite, vite, crack!“

Die Königin ließ während ihrer langen Todesfahrt ihre Blicke gleichgültig über die bewaffnete und die unbewaffnete Menge hinschweifen. Mit dem beeidigten Priester, der im Laienrock ihr zur Seite saß, sprach sie kein Wort. Im Vorüberfahren am Palais-Royal bemerkte sie die Inschrift: „Palais-Égalité!“ und machte unwillkürlich eine Gebärde der Entrüstung. Sie war aber zur Stunde schon an Philipp d'Orleans gerächt; denn für Philipp Egalité war ja der Todeskarren so zu sagen auch schon angespannt und zwanzig Tage später machte er denselben Weg zum Revolutionsplatz. Einen langen Schmerzensblick warf die Königin, Angesichts des Schaffots angelangt, über den Tuilerien-garten nach dem Palaste hinüber, wo sie vor Jahren als Braut des Dauphin ihren Einzug gehalten

hatte, von der Bevölkerung von Paris mit überschwänglichen Huldigungen überschüttet. Und heute? In der unzähligen Menge wagte es nicht ein Mann, grüßend die Hand für sie zu erheben, und wagte es nicht eine Frau, für sie bittend oder betend die Lippen zu regen. Aber getrost! Nur noch ein paar Minuten und Alles ist vorüber und verschwunden und versunken in die ewige Ruhe Nirwana's.

Sie steigt die Stufen des Schaffots hinan, so gefaßt, daß sie in diesen furchtbaren Augenblicken sogar noch der Gesetze und Formen der Höflichkeit eingedenk bleibt. Sie hat nämlich, beim Hinaufsteigen eine der Stufen verfehlend, den Scharfrichter Samson auf den Fuß getreten und unterläßt nicht zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Herr; ich that es nicht absichtlich." Um 12¼ Uhr fiel ihr Haupt und so verwildert war zu dieser Stunde die Revolution, daß Schuft Hébert seinen infamen „Père Duchesne" (Nr. 299) am Schlusse eines wüsten Schmähartikels über die Hinrichtungsszene sagen lassen durfte: „La g..... a été audacieuse et insolente jusqu'au bout. Cependant les jambes

lui ont manqué au moment de faire la bascule pour jouer à la main chaude, dans la crainte sans doute de trouver après sa mort un supplice plus terrible que celui qu'elle allait subir. Sa tête maudite fut enfin séparée de son f.... col de grue et l'air retentissait des cris de Vive la république! f.....!" Dies die Leichenrede, welche der ſanguinokratiſche Sansculottismus der Tochter Maria Thereſia's gehalten hat...

Am Tage nach der Hinrichtung der Königin ſpeiſ'ten Robespierre, Saint-Juſt, Barère und einer der Geſchworenen, welche in dem Prozeſſe fungirt hatten, bei Venua zu Mittag. Der Geſchworene erzählte die Einzelnheiten der Prozedur, und als er auf die ruchloſe von Hébert gegen die Angeklagte erhobene Beſchuldigung zu ſprechen kam, rief Robespierre aus: „Dieſer Böſewicht (scélérat) Hébert! Es war ihm alſo nicht genug, eine Meſſalina aus ihr gemacht zu haben, ſondern er mußte ſie auch noch zur Agrippina machen?" Die Anweſenden erſtaunten. Allein Saint-Juſt bemerkte in ſeiner knapp-ſentenziöſen Weiſe: „Die Sitten können

durch den ſo eben vollzogenen Akt nationaler Juſtiz nur gewinnen —" wozu der „Anakreon der Guillotine", Barère, den Senf gab: „Das Meſſer der Guillotine hat da einen hübſchen Knoten der Diplomatie Europa's durchgeſchnitten." Und wieder Robespierre: „Wohl, es iſt ein bedeutender Schritt vorwärts auf dem Wege der Revolution; aber die Zahl der Feinde der Republik iſt groß." Worauf Saint-Juſt: „So guillotinirt und deportirt ſie alle mitſammen und konfiscirt das Vermögen der Verdächtigen!" „Ja", meinte zum Schluß Barère-Anakreon, „das Schiff der Revolution kann, wie es ſcheint, nur auf einem Blutmeer in den Hafen gelangen."

Das Blutmeer fehlte nicht, aber ſtatt in den Hafen der Freiheit gelangte das Schiff nur auf die Sandbank des Deſpotismus und die erhabene Tragödie der Revolution verlief in das ſchuftige Satyrſpiel des achtzehnten Brumaire.

Ein

Junker-Komplott.

1.

Der König*).

Das Gepräge der Münze des Königthums verſchleift ſich mehr und mehr. Nicht als ob zu wähnen wäre, die Menſchen würden ſich in den nächſten paar Jahr-

---

*) Die Materialien zu dieſem Eſſay ſind aus nachſtehend verzeichneten Quellen geſchöpft. E. G. Geijer: Des Königs Guſtav III. nachgelaſſene und fünfzig Jahre nach ſeinem Tode eröffnete Papiere. 3 Bde. Hamburg 1843. — Schlözers Briefwechſel, Heft 22, S. 230 fg. — Schlözers „Staatsanzeigen", Bd. 12. — Raumer: Beiträge zur Geſchichte Europa's vom Ende des ſiebenjährigen bis zum Ende des amerikaniſchen Krieges, nach franzöſiſchen und engliſchen Geſandtſchaftsberichten, 3 Bde. 1839. — Des Königl. Schwed. Hofgerichts Unterſuchung und Urtheile über den Königsmörder Ankarſtröm und übrige Mitſchuldige. Aus dem Schwediſchen. Greifswald, 1792. — Arndt: Schwed. Geſchichten. Leipz. 1834. — Clarus: Schweden Sonſt und Jetzt. 2 Bde. Mainz 1847.

hunderten oder vielmehr Jahrtauſenden ihrer angeſtammten Niederträchtigkeit ſoweit entwöhnen, um die Monarchie entbehrlich zu finden und zu machen, — o nein! Solch einer phantaſtiſchen Hoffnung heute noch ſich hinzugeben, nach allen den traurigen Erfahrungen unſeres 19. Jahrhunderts ſich hinzugeben, wäre pure, blanke Narrethei. Aber das Königthum ſchöpft die Bürgſchaft ſeines Beſtehens nicht mehr aus einer über alle Kritik erhaben gewähnten Quelle, aus dem ſogenannten „göttlichen Recht", welches längſt zu einem Spottlachen geworden iſt, ſondern es beruht nur noch, wie eben in unſeren Tagen Alles und Jedes, auf Nützlichkeitsgründen. Die Dummheit der bildungsloſen Maſſen nämlich glaubt und die Feigheit der gebildeten Stände ſtellt ſich an zu glauben, Monarchie oder Anarchie ſeien die einzigen Möglichkeiten; eine dritte gebe es nicht.

— Sheridan (zur betreffenden Zeit Attaché der engliſchen Geſandtſchaft in Stockholm): History of the late revolution in Sweden. Dublin 1778. — Clarke: Travels in various countries, p. IV, t. I (Scandinavia). London 1811—12. — Brown: The northern courts. tom. 2. Lond. 1818. — Nouvelle Biographie générale. Paris 1845 seq.

Der überirdiſche Nimbus des Gottesgnadenthums um das Haupt des Königthums her iſt demnach erloſchen: es glaubt, ſo bis-an-das-Ende-aller-Dinge-muckeriſch-welfiſch-zuverſichtlich es mitunter ſich äußern mag, ſelber nicht mehr daran. Vielmehr wiſſen die Könige, obzwar ſie es ſich verhehlen möchten, recht gut, daß ſie nur auf der ſo eben angedeuteten Baſis ſtehen; auf einer Baſis alſo, welcher zwar keineswegs die Dauerhaftigkeit abgeſprochen werden kann, der jedoch das Eigenſchaftswort „reinlich" weniger zukommt.

Es iſt nun aber ein unbehaglich Gefühl, auf einem ſo dreckigen Boden zu ſtehen, und dieſes Gefühl vermögen ſehende Augen auf den Geſichtern der Könige unſerer Zeit großgedruckt zu leſen. Die „göttliche" Sicherheit iſt dahin, die fixe Idee der Unfehlbarkeit und Unverantwortlichkeit ſtößt immer unſanfter mit fixeren Thatſachen zuſammen, das naive Allmachtbewußtſein hat einem künſtlich zurechtgeflickten Platz gemacht und mitunter gibt ſich ſogar die voreilige Beſorgniß kund, die Säulen Jachin und Boas der Monarchie, der Afterglaube

der Völker und die gemeine Selbſtſucht der Gebildeten und Bevorrechteten, ſeien wankender als ſie in Wahrheit ſind und noch lange, vielleicht allzeit ſein werden. Arme Könige! Ihr vertraut nicht mehr ſo recht auf euch ſelbſt, und das verleiht eurem Wollen und Thun, eurem ganzen Sein und Erſcheinen den unerquicklichen Charakter der Halbheit, ja geradezu etwas Schemen- und Schattenhaftes, ſo daß das Königthum von Heute häufig genug nur noch als ein Geſpenſt des Königthums von Ehemals ſich darſtellt.

Wie ſo ganz anders treten die Kronenträger des 18. Jahrhunderts vor uns hin! Sie waren inhuman, ſie waren brutal, ſogar in ihren Beſtrebungen als „erleuchtete" Deſpoten, ſie waren roh und grauſam ſelbſt als gekrönte „Aufklärer", voll ſouverainer Verachtung der Menſchen und Menſchenrechte, mühlſteinhartherzig, genußwüthig bis zur Beſtialität, gänzlich gewiſſen- und ſkrupellos, Unterthanenſchinder, Jagdwütheriche, Menſchenfleiſchhändler, — aber ſie waren Geſtalten aus einem Guß, Charakterfiguren, ganze Kerle. Nichts Verſchwomme-

nes und Verſchliffenes, nichts Schemenhaftes und Geſpenſtiges an ihnen! Deſpoten durchweg, Tyrannen häufig, Wohlfahrtsausſchüßler auf Thronen, Scheuſale nicht ſelten, Narren dann und wann; aber immerhin Menſchen von Knochen, Fleiſch und Blut, Leute von Raſſe, Originale.

Gegen die Sündflutzeit hin, alſo vom hubertsburger Friedensſchluß ab und bis in die achtziger Jahre hinein, hatte der Deſpotismus noch einen ganz eigenthümlichen Beigeſchmack, indem er mit der Eſſenz der revolutionären Philoſophie des Jahrhunderts ſich parfümirte. Er roch nach Voltaireismus und Diderotterie, mitunter ſogar ein Bißchen nach Jean-Jacquerie. Doch iſt der letztgenannte Parfüm in den bevorrechteten Kreiſen bald nicht mehr comme il faut geweſen: — ſein Geruch war gar zu ſcharf. Den „Pucelle"-Spaß hatte man luſtig mitgelacht; aber den „Contrat-Social"-Ernſt fand man denn doch zu ernſthaft, und wo man allenfalls gute Miene dazu machen wollte, ward eine Grimaſſe daraus. Als es dann vollends weltgerichtspoſaunentönig rheinherüber raſaunete:

„Allons, enfants de la patrie!“ da erblickte und verabſcheute man in dem bislang als himmliſchem Genius geliebkoſ'ten Geiſt des Jahrhunderts nur noch den hölliſchen Dämon . . . .

Zu jener Zeit hat droben in Schweden ein König gelebt, welcher, ſich ſelber einen „roi citoyen“ nennend, als Revolutionär anfing und als Don Quijote der Reaktion endete; ein König, welcher im Namen der Freiheit das Junkerthum zu Boden trat und dafür ſchließlich im Namen der Freiheit vom Junkerthum ermordet wurde, — ohne daß weder in dieſem noch in jenem Falle gelogen worden wäre. Denn, in Wahrheit, Guſtav der Dritte ſowohl, als auch die ſchwediſche Adelskaſte wollten ernſtlich die Freiheit, nämlich jener und dieſe wollte ſie für ſich. Sie wollten frei, d. h. Alleinherren ſein in Schweden. Der Adel war es ſeit dem Tode Karls des Zwölften, des Könignarren oder Narrenkönigs, geweſen und dieſe ſchwediſche „Freiheitszeit“, dieſes Junkerregiment hatte dann auch glücklich den Staat zur wüſteſten Zerrüttung, das Volk zum bitterſten Elend herabgebracht, wie das überall und all-

zeit der junkerlichen Herrschaft naturnothwendige Folge gewesen ist. Gustav der Dritte entriß dem Junkerthum das Scepter, was ihm hauptsächlich darum gelang, weil die Adelsanarchie in sich selber uneinig gewesen ist, indem die eine Partei der Junker, die „Hüte", ganz offenkundig an Frankreich, die andere, die „Mützen", ebenso offenkundig zuerst an England, dann an Rußland verkauft war. Der König hat die erlangte Gewalt anfänglich zur Basis einer Helden- und Herrscherrolle im großen Style zu machen den guten Willen gehabt. Leichtsinn und Lüderlichkeit ließen ihn aber nur dazu kommen, die Rolle eines Königs der Komödie, eines flunkernden Komödiantenkönigs zu spielen. Sein „Abgang" im fünften Akt hatte jedoch etwas Echttragisches, das noch erhöht wurde durch das Wiederhervorbrechen der besseren Seite seiner Natur auf dem Sterbebette.

Es dürfte ein reinmenschliches, sowie auch ein historisch-didaktisches Interesse darbieten, den Auf-, Vor- und Ausgang dieses Neffen Friedrichs des Großen mitanzusehen. Aber vom Gesichtspunkte geschichtlicher Wahrhaftigkeit aus, nicht vom Stand-

punkte des guten Ernſt Moritz Arndt, deſſen deutſch-unterthänig oder, wie er arndtiſch ſagte, „königiſch" organiſirtes Gehirn jedes Mal vor Entzücken wirbelig wurde, wann er auf einen ſeiner angeſtammten Könige und Herren zu ſprechen kam, und welcher demnach auch von dem Schwedenkönig, deſſen geborener Unterthan zu ſein er hoch ſich rühmte, nur in der lobpſallirenden Tonart geredet hat, wie ſie dem zur Begeiſterung potenzirten beſchränkten Unterthanenverſtande gegenüber einer königlichen Majeſtät geziemt.

Guſtav, nachmals der Dritte genannt, iſt am 13. Januar 1746 geboren worden, der älteſte Sohn des Schwächlings und Königſchattens Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp und der preußiſchen Prinzeſſin Luiſe Ulrike, in welcher eine ſtarke Ader vom Geiſte und auch vom Deſpotengeiſte ihres Bruders Friedrich pulſirte. Sie ertrug daher keineswegs ſo geduldig wie ihr Herr Gemahl die Nullität, in welcher der wirkliche und vielköpfige König, der

„Reichsrath", das nominelle Königthum hielt, und sie hat es auch nicht an Machenschaften fehlen lassen, das Joch dieser Nullität zu brechen, so oft der wüthende Parteizank zwischen den „Hüten" und den „Mützen", welcher den Reichsrath, d. h. das oberste Centrum des schwedischen Junkerregiments zerriß, eine günstige Gelegenheit zu bieten schien. Ihre Versuche liefen aber übel ab und sie mußte sich der Hoffnung auf ihren heranwachsenden Sohn trösten, welcher allerdings der Junkerei den Meister zeigte; aber nicht zum Vortheil seiner Mutter, wie diese gehofft hatte, sondern zu seinem eigenen.

Der Haß gegen den Uebermuth einer feilen, an das Ausland verkauften, durchaus nichtswürdigen Oligarchie, welche gleich der adeligen Schlokratie Polens ein abschreckend weltgeschichtlich Beispiel gegeben hat, was für eine verläßliche Stütze der Adel für die Throne sei, — dieser Haß wurde dem Prinzen schon an der Wiege vorgesungen und zwar mit größtem Erfolg. Gustav konnte auch mit Grund sagen, daß er schon in der Wiege von den Junkern tyrannisirt worden sei. Die gerade im Reichsrath

herrſchende Partei ſchlug nämlich vor, daß der kleine Kronprinz mit der wenige Tage nach ihm geborenen Prinzeſſin Sophie Magdalene von Dänemark verlobt würde, und ſetzte dieſe Verlobung, gegen welche Guſtavs Eltern des Entſchiedenſten auftraten, i. J. 1750 durch. Der frühreife Prinz gewann überhaupt ſchon in ſeinen Knabenjahren ſo viele Einblicke in das freche junkerliche Treiben und er wurde ſchon frühzeitig ſo gewaltſam zwiſchen den Mützen und Hüten hin- und hergezerrt, daß wir ſeiner Aufzeichnung Glauben ſchenken dürfen, in ſeinem vierzehnten Lebensjahre ſei ſeine Anſicht über den Adel fertig und ſein Entſchluß in Betreff des künftigen Verhaltens gegen denſelben gefaßt geweſen. Am meiſten habe er zu dieſer Zeit gehaßt und verabſcheut den Reichsrath Palmſtjerna, den Freiherrn Pechlin und den Grafen Teſſin. Der letztgenannte Magnat, Guſtavs Hofmeiſter, hatte eine heftige Leidenſchaft für die Königin Luiſe Ulrike gefaßt und behelligte dieſelbe mit verliebten Zumuthungen, bis endlich die beleidigte Dame eine Scene herbeiführte, welche die Entfernung des Grafen vom Hofe zur Folge hatte.

Der Prinz war sechszehn Jahre alt, als der unrühmliche Antheil, welchen Schweden am siebenjährigen Kriege genommen hatte, durch den Friedensschluß von 1762 beendigt wurde. Gustav hegte den Wunsch, für eine Weile in die preußische Armee zu treten, um der Unterweisung seines großen Ohms in der Kriegskunst und im Königsgeschäft theilhaft zu werden, und sprach diesen Wunsch lebhaft aus. Allein der Reichsrath sagte Nein, denn es konnte den Herren Junkern keineswegs dienlich erscheinen, daß ihr künftiger Namenskönig etwas Tüchtiges lernte. Vier Jahre später setzte der Reichsrath einem wunschweise geäußerten Nein des Kronprinzen sein befehlendes Ja entgegen. Gustav machte nämlich einen Versuch, dem ihm selber, noch mehr aber seiner Mutter verhaßten dänischen Ehebunde zu entrinnen; aber vergebens. Der Reichsrath ordnete sofort den Vollzug dieser Heirat an und am 26. September 1766 mußte der kronprinzliche Bräutigam wider Willen nach Helsingborg gehen, um seine Braut zu empfangen. Die Erscheinung derselben machte nicht etwa einen ungünstigen Eindruck auf ihn. Er schrieb im

Oktober aus Gothenburg an den Grafen Scheffer: „Der Anblick der Prinzeſſin war ſehr edel. Sie ſieht gut aus, ohne gerade ſchön zu ſein; ſie iſt ſehr wohlgewachſen, ſtellt ſich mit Würde dar, iſt nur etwas zu artig für ihren Rang und ſchüchterner als ſich für ein Frauenzimmer von Stande ſchickt. Sie iſt die Güte ſelbſt, ſtill und mild. Ich verſichere Sie, daß ich in ihr eine Frau bekommen zu haben glaube, welche für mich paßt. Sie beſitzt Schönheit genug, um angenehm zu ſein, und nicht genug, um mir den Kopf zu verdrehen; ſie hat hinlänglich Verſtand, um ſich nicht dumm zu betragen, und Charakter-Sanftmuth genug, um ſich keine Gewalt über mich anzumaßen“ ...*). Und dennoch: — arme Sophie

*) In den „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel“, deren franzöſiſche Originalhandſchrift zuerſt nur als Manuſkript gedruckt, dann aber (1866) in deutſcher Uebertragung veröffentlicht wurde, findet ſich (S. 46) folgende Aufzeichnung von der Hand des Landgrafen über die Brautfahrt nach Helſingborg, welche der Verfaſſer im Auftrag des Dänenkönigs mitgemacht hat. „Auf der Brücke von Helſingborg wurde ich ſehr höflich empfangen und unmittelbar in das Haus des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Guſtav des Dritten, geführt, welcher mich mit offenen Armen

Magdalene! Dein Loos war ein richtiges Prinzeſſinnenloos. Dein Herr Gemahl hatte ja, nach gieriger Erſchöpfung aller von der Natur gebotenen

---

empfing. Er war ein geiſtig ſehr begabter Fürſt, der eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen hatte; aber er hatte etwas Falſches in ſeinem Ausdruck, was mir gleich auffiel. Als die Kronprinzeſſin ſich näherte, begab er ſich auf die Brücke, wohin ich ihn begleitete. Ich ſtand neben ihm, als er ſah, wie ſie ſich im Schiffe erhob, um an's Land zu gehen. Er rief ganz laut: „Gott, wie ſchön iſt ſie!" Und wirklich hatte ſie eine ſehr majeſtätiſche und ſchöne Haltung. Beſonders war ſie ſchön, wenn ſie im großen Putz erſchien. Sie war groß, hatte große ſchöne Augen und einen ſehr wohlwollenden Ausdruck in ihrem Geſicht. Der Kronprinz reichte ihr die Hand und führte ſie in ſein Haus. Es war ohne Zweifel das beſte in Helſingborg, welches damals nur einſtöckige Häuſer mit vielen Strohhütten hatte. Die Dragoner von Schonen machten längs der Straßen Spalier, große Leute mit kleinen Pferden und mit Uniformen aus Karls des Zwölften Zeit. Alles hatte ein eigenthümliches, ſehr kleinliches Ausſehen. Abends war Ball im Hauſe des Kronprinzen, wo man einen Tanzſal auf dem Boden eingerichtet hatte. Statt der Tapeten hatte man die Decken von Handpferden und ähnliche Dinge aufgehängt, um die Seitenwände dieſes Gemaches zu bedecken. Der Ball begann. Als Herr von Llano, ſpaniſcher Geſandter in Dänemark, welcher auch nach Helſingborg gekommen war und ſehr gut tanzte, aber ſehr groß und von einem Gewicht war, welches einen feſteren Ballſal als dieſen erforderte, anfing, mit

Genüſſe, ſich zur Widernatur gewendet und war auf ſchmachvollen Laſterwegen bis zur Impotenz hinabgeſtiegen. Außerdem empfing dich deine Schwiegermutter Luiſe Ulrike mit einem unerbittlichen, mit einem wahrhaft knöchernen Alteweiberhaß, welcher kein, aber auch gar kein Mittel verſchmähte, von Anfang an deinen Gemahl in jeder Weiſe gegen dich zu verhetzen und deine Tage kummervoll, deine Nächte ſchlummerlos zu machen. Das gab eine ſehr unerquickliche, unglückſelige Ehe ab, wenn überhaupt eine ſolche ſtatthatte. Auch der Prinz fühlte ſich unter dem Doppeljoch der Anmaßlichkeit des übermüthigen Junkerthums und ſeiner herrſchſüchtigen Mutter ſehr gedrückt und unbehaglich. Er führte damals ein Tagebuch und darein hat er zum Jahresſchluß von 1767 die Verſe aus Voltaire's „Oedipe" geſchrieben:

„Le passé m'épouvante et le présent m'accable,
Je lis dans l'avenir un sort épouvantable."

ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit zu tanzen, wollte der Sal zuſammenbrechen. Man ſtellte deßhalb den Tanz ein, bis man den Boden mit Balken geſtützt hatte."

Ein ſonderbar Ding, dieſes kronprinzlich guſtaviſche Tagebuch! Ein Amalgam von Schwärmerei und Blaſirtheit, ganz eigenthümlich durchſäuert von unwillkürlich ſich kundgebenden Wünſchen einer ungeduldigen Kraftgenialität. Nicht ſelten begegnen uns da Aeußerungen, die im „Diary" Byrons ſtehen könnten. So aus dem Jahr 1768 die Worte der Entrüſtung über die Machenſchaften Katharina's der Zweiten in Polen und über die feige und feile Lumpigkeit des weiland Buhljungen der Czarin, Stanislaus Poniatowski, welchem der prinzliche Tagebücheler zudonnert: „Welche Infamie! Du biſt weder König noch Bürger. Stirb, um deines Vaterlandes Selbſtſtändigkeit aufrecht zu erhalten, und unterwirf dich nicht unwürdig dem Joche!" Ganz lyriſch ſchwärmt Guſtav weiterhin über den gleichzeitigen Freiheitskampf der Korſen. „Ihr General Paoli iſt jetzt der größte Mann der Zeit. Könige der Erde kommt, um in der Schule eines einfachen korſiſchen Bürgers die Lehren der Tugend, des Muthes, der Gerechtigkeit und Seelengröße zu empfangen, die euch vielleicht unbekannt ſind." Mitten

zwiſchen derartigen Auslaſſungen ſtehen Citate aus den Memoiren des Kardinals Retz, welche der Prinz damals eifrig ſtudirte. Vom Ganzen empfängt man den Eindruck, Guſtav ſei ein echter Blutsverwandter ſeines preußiſchen Oheims geweſen. Friedrich hat ja auch, wie Jedermann weiß, zu Rheinsberg in tugendhafter Entrüſtung mit der einen Hand den Machiavelli widerlegt, während er zur gleichen Zeit mit der andern Pläne entwarf, bei deren Ausführung er den Machiavellismus übermachiavelliſiren wollte. Schon i. J. 1769 ſann Guſtav alles Ernſtes darauf, gegen den Adel einen Staatsſtreich zu wagen. Die Indolenz und Muthloſigkeit ſeines Vaters war aber der Inſceneſetzung des Projekts, welches der Prinz ein Jahr zuvor in einer ausführlichen Denkſchrift erörtert hatte, ſo hinderlich, daß es vertagt werden mußte.

Die Lage des Prinzen nahm in Folge deſſen an Unbehaglichkeit zu und ebenſo durch die Mißbilligung, welche ſeine Stellung, d. h. Nichtſtellung zu ſeiner Frau im Publikum fand. In Betreff dieſes Punktes aber fragte Guſtav der öffentlichen Mei-

nung Nichts nach und klagte seinerseits über „die Langeweile, welche die Prinzessin begleitet", sowie über „ihre Schroffheit und wenig behagliche Umgangsart." Er sehnte sich aus Schweden fort, um wenigstens für eine Weile Alles abzuschütteln, was ihn drückte und quälte, und dieser Reisedrang zielte besonders auf Frankreich ab, seitdem Graf Kreutz, außerordentlicher Gesandter Schwedens in Paris, von der französischen Hauptstadt her in seinen Briefen den Prinzen von Voltaire und allen den pariser Herrlichkeiten des „philosophischen Jahrhunderts" gar lockend unterhielt. Im Spätherbst von 1770 durfte Gustav endlich reisen und eilte über Dänemark und durch Deutschland Paris zu, wo er zu Anfang Februars 1771 anlangte, seines Weilens aber nicht lange war. Denn schon am 1. März empfing er von Daheim die Botschaft, daß sein Vater Adolf Friedrich am 12. Februar gestorben sei, und zwar so, wie es eines Roi fainéant nicht unwürdig. An einer durch ein überschweres „Gemengsel von Heißwecken, Sauerkohl und Austern" verursachten Magenüberladung nämlich.

Guſtav der Dritte — denn der war er jetzt — benützte die ihm knapp zugemeſſene Zeit in der Hauptſtadt Frankreichs vortrefflich, um ſich den Nerv der Dinge zu verſchaffen, welche er nach ſeiner Heimkehr in Ausführung zu bringen entſchloſſen war. Er machte dem ſcharlachenen Weibe, welches damals im Königsſchloſſe von Verſailles babyloniſch thronte, Madame Dubarry, dienſtbefliſſen ſeinen Hof und fand Gnade in den Augen der Sultana des fünfzehnten Louis. „Die Maitreſſe iſt für uns — ſchrieb er triumphirend an einen Vertrauten nach Stockholm — und des Königs Herz.“ Bei ſothanen Umſtänden ſchlug Guſtav aus der franzöſiſchen Staatskaſſe 12 Millionen Livres „Subſidien“ heraus. Die armen und geplagten Unterthanen des allerchriſtlichſten Königs waren zwar damals am Verhungern; allein auf ſolche niedrige Nebenumſtände braucht die hohe Politik nicht zu achten und Frankreich hat ja bekanntlich „allzeit die Mittel beſeſſen, ſeinen Ruhm zu bezahlen.“ Es gehörte aber dazumal ganz weſentlich mit zur franzöſiſchen Gloire, mit den Millionen, welche man dem armen, zerlumpten

und hungernden Jacques Bonhomme an der Seine, Marne, Loire, Rhone und Garonne auspreßte, droben am Mälar die langen und leeren Taſchen ſchwediſcher Prinzen und Junker vollzuſtopfen.

Auf ſeiner Heimreiſe ging der junge Schwedenkönig über Berlin; wahrſcheinlich, um auf der Terraſſe von Sansſouci beim Ohm „Sauertopf", wie der alte Fritz in der Familie hieß, ein eiliges Privatiſſimum über den „Despotisme illustré" zu hören. Am Vorabend von Pfingſten landete Guſtav zu Karlskrona und wurde hier von dem Senior des Reichsraths, Graf Ekeblad, als König begrüßt. Ein wirklicher zu ſein, nicht bloß ein ſchemenhafter, das war Guſtavs energiſcher Entſchluß und er ging ſofort, obzwar ſehr ſachte auftretend und vorſichtig ausſchreitend, an die Ausführung deſſelben. Der feſte Grund, auf welchem er fußte, war die Thatſache, daß die ſchamlos-ſelbſtſüchtige adelige Mißregierung in den Volkskreiſen eine bittere Unzufriedenheit hervorgerufen hatte. Der Haupthebel, welchen er anzuwenden beſchloß, war demnach die Eiferſucht und Erbitterung des Bürgerſtandes und der

Bauerſchaft gegen das Junkerthum. Als ein ebenſo handliches wie unentbehrliches Werkzeug ſchnitt er ſich eine höfiſche Militärpartei zu, bei deren Bildung ihm der Haß zwiſchen Hüten und Mützen natürlich ſehr zu ſtatten kam. Zuvörderſt aber führte er — bei Eröffnung des Reichstags von 1771 — die Rolle eines Friedensfürſten und Verſöhners mit vielem Anſtande durch, wobei ihn ſeine bedeutende redneriſche Begabung ſehr unterſtützte. Obgleich noch jung an Jahren, war er ein Greis an Verſtellung. Selbſt der „Principe" des Staatsſekretärs von Florenz hätte ſeine Sache nicht beſſer machen können. Mittels ſeiner recht augenfällig hervorgekehrten Befliſſenheit, eine Ausſöhnung und Vereinbarung zwiſchen Mützen und Hüten zuwegezubringen — die ſogenannte „Kompoſition" — wie nicht minder mittels ſcheinbar höchſt harmloſer Lebensführung — er ordnete allerhand theatraliſchen Schnickſchnack an, ſtickte allerhöchſteigenhändig Kiſſen und Teppiche, entwarf Zeichnungen zu Orden und Ordenkoſtümen — wußte er ſich den Augen der Junker als ein wohlmeinender, dem Vergnügen

ergebener Scheinkönig darzuſtellen. Inzwiſchen aber arbeitete er, von dem franzöſiſchen Geſandten Vergennes mit blanken „Platten“ (ecus) unterſtützt, eifrigſt an der Bildung der erwähnten Militärpartei, wozu ihm der Offiziersklubb „Swenska Botten“ das Material lieferte. Dieſer Klubb, an deſſen Spitze der Dragoneroberſt Freiherr Jakob Magnus Sprengtporten ſtand, wurde unter Guſtavs kluger Einwirkung mehr und mehr ein royaliſtiſcher. Sprengtporten war der Mann, welcher den Plan zum Staatsſtreich von 1772 entworfen hat.

Am 29. Mai dieſes Jahres wurde die Krönung Guſtavs gefeiert und ein Vierteljahr ſpäter machte er ſich zum wirklichen Könige. Die Vorbereitungen zu dieſer Revolution von obenher wurden mit großer Sorgfalt getroffen. Die Geldmittel ſchaffte Vergennes, im Ganzen 2,034,000 Thaler Kupfermünze. Es wurden Beutel voll Dukaten bereit gehalten, um bei der Garde und der Artillerie in der entſcheidenden Stunde dem Royalismus das nöthige Gewicht zu geben; bei der Infanterie wurde ein Sechsthalerzettel für den Mann beſtimmt. Solche

Mitglieder der beſtehenden Regierung und des Reichstags, von welchen ein mehr oder weniger energiſcher Widerſtand zu erwarten war, ſollten durch Verhaftnahme zum Voraus unſchädlich gemacht werden. So die Reichsräthe Ribbing und Funck, ſo die adeligen Reichstagsmannen Eſſen, Frietsky und Pechlin, die geiſtlichen Wijkman und Gadolin, die bürgerlichen Sebaldt und Sorbon. Von großer Wichtigkeit war die Herüberziehung der Bürgerwehr von Stockholm zur königlichen Sache. Sie wurde aber geſchickt bewerkſtelligt. Ein Meiſterſtreich von Hinterliſt iſt es geweſen, daß Guſtav und ſeine Helfershelfer das, was ſie planten, den Gegnern unterſchoben. Es wurde nämlich, als im Publikum die Sage vom nahebevorſtehenden Ausbruch einer Verſchwörung zu rumoren begann, in der Armee und im Volke ſehr kunſtreich das Gerücht ausgeſprengt, es ſei allerdings Etwas im Werke, aber *gegen* den König, deſſen Freiheit und Leben von den Junkern bedroht wären.

Bei Vergegenwärtigung von Alledem kommt Einem unwillkürlich der Einfall, der Chef der Ge-

ſellſchaftsretterbande vom Dezember 1851 habe mit ſeinem Staatsſtreich ein Plagiat an dem guſtaviſchen begangen. Auch der Zug verſtärkt noch die überraſchende Aehnlichkeit, daß, wie am Abend des 1. Dezembers von 1851 im Palais Elyſée eine große und muntere Geſellſchaft verſammelt war, ſo Guſtav der Dritte am Abend des 18. Auguſt von 1772, alſo am Vorabend ſeiner Geſellſchaftsrettung, im ſtockholmer Schloſſe ein großes Souper mit Konzert gab und dabei in ungezwungenſter Weiſe den liebenswürdigen Wirth machte, ein ganzes Feuerwerk von Scherzen und Witzen loslaſſend. Damit freilich iſt die angedeutete Aehnlichkeit zu Ende. Denn erſtens war der Schwedenkönig, Alles zuſammengehalten, nicht allein berechtigt, ſondern geradezu verpflichtet, dem ſchandbaren und verderblichen Junkerregiment ein Ende zu machen. Zweitens iſt er bei Ausführung ſeines Plans mit ſeiner Perſon tapfer eingeſtanden. Drittens hat er ſeinen Sieg nicht mißbraucht wie ein mordwüthiger Tiger, ſondern er verfuhr mit ſchonungsvoller Menſchlichkeit und Milde. Selbſt gegen entſchiedene Gegner ſo

milde, daß der allerentschiedenste, der General Pechlin, nur wenige Monate in Haft blieb. Blut ist bei der ganzen Haupt- und Staatsaktion vom 19. August 1772 gar nicht geflossen. Dagegen ging durch diese allerhöchstselbst gemachte Revolution, welche binnen zwei Stunden den König aus einer Marionette der Oligarchie zum Diktator umwandelte, ein sehr stark vorquillender komödischer Zug hindurch. Die Junker allerdings spielten zwar nicht tragische, aber doch traurige Figuren, während Gustav in seiner Rolle als König-Komödiant geradezu glänzte. Er gaukelte und schauspielte vortrefflich, indem er nach Umständen den Patrioten, den Helden, den Rhetor und sogar den Betbruder sehen ließ. Als er in der Hauptwache zu den versammelten Offizieren und Unteroffizieren zur entscheidenden Ansprache herantrat, rednerte er sich in einen Enthusiasmus hinein, daß er momentan wohl selbst glaubte, was er sagte. Er sprach schwungvoll von Gustav Wasa und Gustav Adolf, von der Rettung des Vaterlandes, von der Abschaffung der junkerlichen Mißgewalt und der Wiederherstellung der uralten schwedischen Freiheit. Schließ-

lich verſicherte er hochpathetiſch, er entſage „feierlich dem verhaßten Abſolutismus (ſchwed. envälde, Alleingewalt, Alleinherrſchaft) und anerkenne es für die höchſte Ehre, der erſte Bürger eines freien Volkes zu ſein.“ Als er dermaßen ſlunkerte, hatte er die neue, von ihm verfertigte „Verfaſſung“, welche er dem Lande aufzwingen wollte, ſchon in der Taſche, welche unter dem blaſſen Scheine des Konſtitutionalismus — aber der Konſtitutionalismus iſt ja an und für ſich und immer und überall nur blaſſer Schein und blauer Dunſt — das Königthum ſo ziemlich zum abſoluten machte. Denn Reichsrath und Reichstag blieben zwar nominell beſtehen, waren aber nur Maſchinen, welche der königliche Wille mit einiger Geſchicklichkeit und Geduld nach Belieben lenken zu können hoffen durfte. Das Weſen der Gewalt vereinigte Guſtav in ſeiner Hand .... Die Schlußſcenen der Umwälzung waren mit großem Pomp und Prunk angeordnet: — das „Volk“ mußte doch auch Etwas davon haben, etzliches Spektakel nämlich. Am 20. Auguſt that der König auf dem Marktplatze der Hauptſtadt eine große Rede an die

verſammelte Bürgerſchaft, um ſie zur Leiſtung des neuen Huldigungs- und Treueſchwurs zu begeiſtern, und erreichte dieſen Zweck vollſtändig. Am folgenden Tage mußte der Reichstag daran. Die Repräſentanten der vier Stände wurden im Reichsſale verſammelt, um welchen her, natürlich nur zur Erhöhung der Feierlichkeit, ſtarke Truppenmaſſen, auch hinlänglich viele Kanonen und Kanoniere mit brennenden Lunten aufgeſtellt waren. Guſtav hielt vom Throne herab wiederum eine große Rede, worauf die neue „Konſtitution" vorgeleſen wurde. „Wollt ihr ſie annehmen, beſchwören, unterſchreiben und beſiegeln, ihr Herren vom Adels-, Prieſter-, Bürger- und Bauernſtande?" — „Ja wohl, mit Freuden." — (Schade, daß es damals noch keine Photographie gegeben hat, welche die Gurkenſalatgeſichter der ſchwediſchen Junker in dieſem „erhebenden" Augenblicke hätte fixiren können.) — „Und ſagt Niemand nein?" — „Niemand." — „Nun wohlan," ſprach der König gerührt, zog ein Kirchengeſangbuch aus der Taſche und ſtimmte mit heller Stimme an: „Herr Gott, dich loben wir!" und

wohl oder übel mußte die Verſammlung mit einſtimmen. — Es iſt doch eine ſchöne Sache um die Frömmigkeit! Kein Univerſalhilfsmittel, das an Vielbrauchbarkeit und Wirkſamkeit ihr gleichkäme, weßhalb denn auch die Gaukler und Gauner mit dieſem der menſchlichen Dummheit ſo wunderbar ſympathiſchen Arkanum allzeit ſo gern operirt und ſo herrliche Geſchäfte gemacht haben. Heil dir, o Humbug!

2.

Das Komplott.

Es iſt und bleibt eine denkwürdige Thatſache, daß die genialſten Menſchen aller Zeiten entſchieden zum Fatalismus ſich bekannt haben. Schon in den älteſten Dichtungen des Orients, dann in den homeriſchen Geſängen, in der attiſchen Tragödie, weiterhin in der bedeutendſten Offenbarung des römiſchen Genius, im Lehrgedichte des Lukrez, iſt dieſes Thema mächtig angeſtimmt worden, um bis auf unſere Tage

herab unaufhörlich variirt zu werden. Durch die älteste Urkunde germaniſcher Weltanſchauung, durch die Edda geht ein Schickſalglaubenszug, eiſig, wie von den Gletſcheröden Islands kommend, bis auf's Mark einſchneidend. Die Welt ſhakſpeare'ſcher Dichtung durchdröhnt der Fatalismus mit der majeſtätiſchen Eintönigkeit einer bach'ſchen Fuge, geſpielt auf einer Rieſenorgel. Wie ſehr Göthe ein Fataliſt geweſen, iſt bekannt. In der vielcitirten Stelle im Egmont: „Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch und uns bleibt Nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken" — macht er der Lehre vom freien Willen des Menſchen noch eine Einräumung; allein er gibt ſich ſelber ein Dementi, indem er ſpäter ſeinen Helden ſagen läßt: „Es glaubt der Menſch, ſein Leben zu leiten, ſich ſelbſt zu führen, und doch wird ſein Innerſtes nach ſeinem Schickſale gezogen." Noch mehr, Wolfgang der Große hat auch die Ueberzeugung verlautbart, daß je höher der

Menſch auf der ſozialen Leiter ſtehe, deſto mehr ſeine Unfreiheit zunehme. Deßhalb legte er der Statthalterin Margaretha die Worte in den Mund: „Oh, was ſind wir Großen auf der Woge der Menſchheit? Wir glauben ſie zu beherrſchen und ſie treibt uns auf und ab, hin und her.“ Noch allgemeiner faßte das, der ſozialen Ariſtokratie die geiſtige geſellend, der größte Poet Schwedens, Tegnér, wenn er in einem berühmten, im Jahre 1813 auf Napoleon gemünzten Gedichte ſagte: „Dichter, Denker und Helden, Alles, was herrlich auf Erden, wirkt blind, wie der Geiſt es will“*).

Aber fiele damit in den Welthändeln nicht alle moraliſche und rechtliche Verantwortlichkeit weg? Freilich, oder vielmehr dieſe Verantwortlichkeit braucht nicht erſt wegzufallen, kann nicht wegfallen; denn ſie hat ja gar nie exiſtirt. Die ganze Moral der Weltgeſchichte läßt ſich auf die Formel zurückführen: Macht oder Unmacht, Gelingen oder Mißlingen,

*) Skalden, tänkaren och hjelten,
Allt det herrliga på jorden,
Verkar blindt, som anden vill.

Sieg oder Niederlage, Reichthum oder Armuth. Will man dieſe Anſchauung, nein, dieſe Thatſache mit der Bezeichnung „Peſſimismus" abfertigen, ſo mag man das zum Troſte ſchwacher Seelen und zur Berückung blöder Geiſter immerhin thun; allein hierüber hinaus wird dadurch ſchlechterdings Nichts gewonnen und die infernaliſche Komödie des Daſeins der Menſchheit nicht um einen einzigen Blutakt, nicht um eine einzige Thränenſcene ärmer . . .

Wäre der Vers Tegnérs ſchon zu Guſtavs des Dritten Zeit gedichtet geweſen, der König hätte ſich zu ſeinen Gunſten darauf berufen können. Wenn nicht als Held, ſo doch als Poet. Denn in der That, Se. Majeſtät von Schweden war ein Stück von einem Dichter, und zwar von einem dramatiſchen oder, beſſer geſagt, von einem theatraliſchen. Iſt doch das Schauſpielen von Kindheit auf ſeine Leidenſchaft geweſen und das Koſtümiren, Deklamiren und Agiren alle ſeine Lebtage ſein liebſter Zeitvertreib geblieben. Ein ganzer Theaterkönig, war er auch wenigſtens ein halber Theaterdichter. Zwar der Herzſchlag echter Leidenſchaft fehlt den ernſten

und ſcherzhaften, von ihm in Proſa geſchriebenen Dramen — „Guſtav Waſa", „Guſtav Adolf und Ebba Brahe", „Helmfelt", „Frigga", „der betrogene Paſcha" — aber ſie bewegen ſich leicht, natürlich und zierlich und ſind an theatraliſchen Wirkungen reich. Des Königs Hofdichter Kellgrén hat dann die Proſa ſeines Gebieters in Verſe von fließendem Wohllaut umgeſetzt und insbeſondere aus dem Drama „Guſtav Waſa" eine Oper geſchaffen, welche das Entzücken der Schweden wurde. Sie iſt am 19. Januar 1786 zum erſten Mal aufgeführt worden und zwar auf der Bühne des neuen, von Guſtav erbauten Opernhauſes. Als der König bei der 23 Mal wiederholten Aufführung in vollen Zügen ſeiner Autoreitelkeit genoß, da iſt ihm, wenn er aus ſeiner Loge auf das Beifall jauchzende Publikum im Sale niederſchaute, gewiß keine Vorahnung von der ſchwarzen Stunde gekommen, wo er, aus derſelben Loge in denſelben Sal hinabgeſtiegen, der paſſive Held eines tragiſchen Stückes werden ſollte, aus welchem man ſpäter auch eine Oper machen würde. Thörichteſter Wunſch des Menſchen, die

Zukunft vorherwiſſen zu wollen! Mit der Erfüllung dieſes Wunſches würde unſer Geſchlecht das höchſte Leid treffen und das ohnehin von tauſenderlei Qualen zerriſſene Daſein würde ſo unerträglich werden, daß die verzweifelnde Menſchheit zum Selbſtmord greifen müßte.

Guſtav der Dritte wußte ſich Etwas damit, ſeine Brüder in Apoll um ſich zu verſammeln. Sein Hof war wirklich eine Art von Muſenhof, an welchem es aber nicht nur minneliederlich, ſondern auch und mehr noch minnelüderlich herging. Satiriſche Spiegelbilder dieſer Minnelüderlichkeit finden ſich zahlreiche in den Spottliedern und Epigrammen des „ſchwediſchen Anakreon", jenes hochbegabten Karl Michel Bellman, welcher, zopfig zu ſprechen, auf ſeiner reichbeſaiteten Leier die ganze Tonleiter vom Schnappsrauſchjodler und Zotenſchwank bis hinauf zum ſeelenvollen Liebeslied und zum feierlichen Hymnus genialiſch durchgeſpielt hat. Auch mit einem wunderſamen Talent der Improviſation ausgeſtattet, war Bellman eine oder vielmehr die Hauptfigur der Bakchanalien, welchen der König vorſaß und

deren Geräuſch häufig genug zum mänadiſchen ſich ſteigerte. An Eulenſpiegeleien, welche mitunter bis in die Sphäre des Schweinigeligen hinabgriffen, hat es dabei nicht gefehlt. Doch ſpringt aus den vielen Anekdoten, welche uns über dieſes geiſtreich-leichtfertige Treiben und insbeſondere über den Verkehr Guſtavs mit Bellman überliefert ſind, mancher ſprechende Zug von echtmenſchlicher Güte hervor, welcher dem König zur Ehre gereicht, und immerhin gewährt der ſchöngeiſtige Tumult, welchen Guſtav im Sommerſchloſſe Haga um ſich her gewähren ließ, einen viel erquicklicheren Anblick als ſeines Oheims Tafelrunde zu Sansſouci, deren Mitgliedern man ja die unaufhörliche Angſt anſah, mitten in den Ausgelaſſenheiten freigeiſtiger Scherzreden plötzlich derbe Stockſcepterſchläge von Seiten des Wirthes zu empfangen, welcher, wie in ſeinen Preußen, ſo in allen Menſchen nie etwas Anderes als Sklaven, als ſeine Sklaven geſehen und dennoch am Ende ſeiner Laufbahn wunderlicher Weiſe geſeufzt hat, daß er überdrüſſig ſei, über Sklaven zu herrſchen.

Die raſche, glatte und milde Manier, womit Guſtav ſeinen Staatsſtreich durchgeführt hatte, gewann ihm die Bewunderung Europa's und verſchaffte ihm daheim eine außerordentliche Popularität. Das ſchwediſche Volk, von den Bedrückungen, womit das Junkerregiment es überhäuft hatte, aufathmend, erblickte in dem jungen Monarchen ſeinen Befreier, erklärte ihn zu ſeinem Liebling und feierte ihn mit Sang und Klang als den beſten König des Nordens („den bästa kung, som Norden äger"). Er ſeinerſeits nahm Anläufe, dieſer verſchwenderiſch ihm zugetheilten Volksbeliebtheit zu entſprechen und den auf ſein königlich ſouveraines Walten geſetzten Hoffnungen gerecht zu werden. So geſchah denn in den erſten Jahren manches Löbliche zur Reorganiſation des chaotiſch verworrenen Staatshaushalts, zur Erleichterung des Volkes, zur Wiederaufrichtung des tiefgeſunkenen Anſehens Schwedens nach Außen. Aber es waren doch nur Anläufe, zum Theil nicht einmal glückliche. Ausdauer und Folgerichtigkeit fehlten durchweg. Des Königs Korkſeele ermangelte allzuſehr des Ballaſtes ſittlichen Ernſtes. Mit

genialiſchem Hin- und Hertaſten richtet man in der Politik nicht viel aus und Schöngeiſterei und Kunſtduſel taugen da vollends gar Nichts. Der Genieſtreich vom Auguſt 1772 allerdings war ein rechter geweſen, hatte gut getroffen und durchgeſchlagen; aber er ſchien auch das Weſen von Guſtavs Willen und Kraft aufgezehrt zu haben. Denn fortan war all ſein Thun, näher angeſehen, nur noch Schein und Schauſtellung. Das Komödiantiſche in dem Manne wurde übermächtig bis zur Widerlichkeit. Er wollte ſo zu ſagen immer auf der Bühne ſtehen, immer agiren, und ſo hat er denn ſeine Königſchaft zu eitel Schauſpielerei gemacht.

So ein Komödiantenthum koſtet aber Geld, viel Geld, ſehr viel Geld. In der Beſchaffung deſſelben beſtand im Grunde die ganze Staatskunſt Guſtavs. Er krankte an der Sucht, an der Wuth, den Prunk, die Luxuserzeſſe, die Vergeudung von Verſailles an ſeinem Hofe nachzuahmen, und er brachte es auch glücklich zu einer Gewiſſenloſigkeit im Verſchwenden, daß z. B. ein einziges, im Jahre 1776 abgehaltenes Ringelrennen 400,000 Thaler Kupfermünze

koſtete. Nicht weniger ein zweites, im folgenden Jahre veranſtaltetes. Nun war und iſt aber Schweden ein armes Land, dem die Aufbringung der Koſten des phantaſtiſchen Luxus, in welchem König Guſtav die Verwirklichung ſeiner „Heldenträume" ſuchte, ſehr ſchwer fallen mußte. Der Pfiffe und Kniffe, mittels welcher die königliche Finanzerei das Geld aus dem Volke herauspreßte, waren viele; aber der Hauptpfiff und Erzkniff iſt geweſen, daß der König ſich zum Großhändler, zum Einzighändler mit Schnapps machte. In der That, der „ritterliche" Guſtav, Guſtav der Poet, Guſtav „den bästa kung" wurde Schnappskrämer, — in großem Style, verſteht ſich. Der König wußte recht gut, daß die Völker dumm und feig genug ſind, ſich geduldig die Haut über die Ohren ziehen zu laſſen, falls man ihnen nur weismacht, dieſes Schinden ſei eigentlich ein heilſames Kitzeln. Er war auch ein zu geriebener Gaukler, als daß er die Plumpheit begangen hätte, ſeinem geliebten Schwedenvolke mit Auflegung von neuen Steuern läſtig zu fallen. Da er jedoch Geld und immer wieder

Geld haben mußte und wollte, ſo kam er auf den ſinnreichen Einfall, ſein Volk auf gut Ruſſiſch zu beglücken, d. h. nach ruſſiſchem Muſter am 17. Mai 1776 das Branntweinbrennen für ein Regale der Krone und das Branntweinverkaufen für ein königliches Monopol zu erklären, und der arme Narr von Schwedenvolk glaubte dem allerdurchlauchtigſten Schnappspropheten und kaufte jährlich für etwa $1^1/_2$ Millionen Silbermünze „blaues Gift" in der königlichen Fuſelbude.

Leider iſt Volksgunſt ein nicht minder gebrechlich und zerbrechlich Ding als Glück und Glas und in Folge deſſen finden wir, daß nach Verlauf von etlichen Jahren die guten Schweden — wir meinen Bürger und Bauern — ihren vielgeliebten Kung nicht mehr mit allzuheißen Liebesblicken anſahen und viele ſogar auf den Gedanken kamen, die „glorreiche" Revolution von 1772 ſei eigentlich ein Schwindel, eine Prellerei geweſen, maßen die Herren Junker im Ganzen nicht ſchlimmer gewirthſchaftet hätten, als dermalen der Oberſte der Junker wirthſchaftete. Die königliche Schnappspeſt mit

ihren unliebsamen Spezialitäten, als da waren Denunciationen, Visitationen, Konfiskationen und Fiskalisationen, verheerte das arme Land materiell und moralisch gleich sehr und brachte denkende Menschen zu der Meinung, ein König könnte und sollte doch eigentlich Besseres thun, als Branntwein brennen und ausschenken. Die denkenden Menschen machten und machen indessen in Schweden, wie allenthalben, eine verschwindende Minderzahl aus, die wenig zu bedeuten hatte und hat, und obzwar auch in die Massen eine dumpfe Unzufriedenheit mit dem Theaterkönig mehr und mehr sich einzufressen begann, so brauchte sich Gustav und brauchen sich überhaupt große Herren um die Unzufriedenheit des Volkes nicht zu kümmern. Laßt die Schafe immerhin unzufrieden sein, laßt sie sogar sich unterstehen, mitunter kläglich zu blöken, schadet Nichts, wenn sie nur gewohnter Weise ihre Wolle hergeben.

Das Jahr 1777 markirt ziemlich bestimmt den Wendepunkt, von wo ab Gustav die Nebenpartie seiner Rolle, den populären König, den „roi citoyen“ zu agiren, immer lässiger behandelte und

endlich ganz fallen ließ. In dem genannten Jahre machte er auch seine allen braven Schweden höchst anstößige Reise nach Petersburg. Einen plausibeln Vorwand dazu bot ihm die üble Miene, welche die „Semiramis des Nordens", als Beschützerin der „Mützen", zum Staatsstreich von 1772 und seither Schweden gegenüber gemacht hatte. Gustav traute sich Geistesüberlegenheit und Liebenswürdigkeit genug zu, die übelwollende Nachbarin zu versöhnen und für sich zu gewinnen. Das tiefer gelegene Motiv zu seiner Reisefahrt ist aber wohl gewesen, daß seine histrionische Eitelkeit den König gestachelt hat, der Welt zu zeigen, daß es keinesfalls zu seinem Nachtheil ausschlüge, so er neben der größten Komödiantin der Zeit, neben der siebenfach destillirten und siebzigfach potenzirten Intrikenkünstlerin Katharina auf der Bühne erschiene.

Er täuschte sich gewaltig, nicht aber die Welt, welche ganz deutlich erkannte, daß die genialische Majestät von Schweden, verglichen mit der Czarina, doch nur ein „geflickter Lumpenkönig" war. In Wahrheit, Katharina die Zweite wußte den blenden-

den, ja ſogar einen überzeugenden Schein von Großartigkeit um all ihr Thun, um ihr ganzes Sein und Gebaren herzubreiten. Selbſt um ihre Meſſalinaſchaft. Man hatte am ruſſiſchen Hofe, auch nachdem man die gräulichen Ausſchweifungen Peters des Erſten und die Liebſchaften der Czarin Anna geſehen, doch noch immer ein wenig Gefühl für Scham oder wenigſtens für Anſtand. Sogar die indolente Söfferin, die Kaiſerin Eliſabeth, hatte ihre Gardegrenadiere nur mit verbundenen Augen in ihr Schlafgemach kommen laſſen*). Katharina die Zweite dagegen verachtete ſolche kleinliche Rückſichten und mit dem ganzen Kynismus einer großartigen, durch ihre Beiſpielloſigkeit die Menſchen verblüffenden Schamloſigkeit erklärte ſie das zwölf Mal neu

*) „Elisabeth, outre les Schouvalof et les Rasoumofski, se livrait à tous les objets de ses caprices. Plus d'un beau grenadier fut secrètement, et les yeux bandés, introduit dans la couche impériale, sans se douter des illustres faveurs qui lui étaient imposées. Malheur à lui s'il paraissait le soupçonner, car il était à l'instant même relégué en Sibérie.“

Le comte D'Allonville, Mém. secr. V, 61.

beſetzte Amt ihres erſten Beiſchläfers zum höchſten Hof- und Staatsamt . . . Gegen dieſes dämoniſche Weib, gegen welches ſelbſt der alte Fritz keine andern Waffen als die der unterthänigſten Schmeichelei zu gebrauchen wagte, konnte Guſtav gar nicht aufkommen. Daß er die Czarin nicht durchſchaut, daß er ihre doch ſchon deutlich genug kundgegebenen Abſichten auf Finnland, ſowie ihre fortwährenden Beziehungen zu dem ſchwediſchen Junkerthum nicht erkannt hatte, bezeugt der Umſtand, daß der König nach ſeiner Heimkunft im Auguſt 1777 aus Drottningholm an den Grafen Kreutz in Paris ſchrieb: „Meine Reiſe iſt über Erwarten gut ausgefallen und ich ernte ſchon die Früchte derſelben. Die alte Mützenpartei iſt zertrümmert und mit den Kabalen der Ariſtokraten hat es ein Ende, nachdem ihnen alle Hoffnung benommen worden iſt, durch Entflammung des Haſſes der Kaiſerin meine Regierung zu beunruhigen. Freundſchaft iſt (von Seiten Katharina's) auf Vorurtheil gefolgt.“ Allein der ſchwediſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe war beſſer unterrichtet; denn er ſchrieb am 5. September zurück: „Die ruſ-

ſiſche Kaiſerin hat nach Ew. Majeſtät Abreiſe Aeußerungen gethan, welche nicht für die Aufrichtigkeit der Freundſchaft ſprechen, die ſie Ihnen bezeigte.“ Summa: — Schweden ſammt ſeinem Theaterkönig war für Katharina die „Große“ auch nur eine der Mäuſe, mit welchen die geile Kaiſerin-Katze eine Weile graziös-grauſam ſpielte, bevor ſie dieſelben auffraß oder ihnen wenigſtens dieſes oder jenes Glied vom Leibe riß und biß.

Im folgenden Jahre hat im guſtaviſchen Lebensdrama ein ganz häßlicher Akt geſpielt, deſſen erſte Scenen freilich um mehrere Jahre weiter zurückreichen.

Die Ehe des Königs, vorausgeſetzt, daß es überhaupt eine geweſen, war kinderlos geblieben. Guſtav hatte ſich, dem haßvollen Willen und Wunſch ſeiner Mutter gemäß, ſeiner Gemahlin gegenüber auf den Standpunkt kühl-ceremonieller Zurückhaltung geſtellt, was ihm freilich aus weiter oben angedeuteten Gründen nicht eben viel koſtete. Seitdem aber auch

die Ehe ſeines Bruders Karl, Herzogs von Söder-manland, als unfruchtbar ſich herausgeſtellt hatte, ſcheint ſich der König über die Gefährdung der Thronfolge und Dynaſtie mehr und mehr Gedanken gemacht zu haben. Die Folge derſelben war, daß der König im J. 1775 ſeiner Gemahlin Sophie Magdalene ſich näherte und daß eine förmliche Aus-ſöhnung — „raccommodement“ nennt es Guſtav ſelber — zwiſchen dem Paare ſtattfand, zum äußer-ſten Verdruſſe der Königin-Wittwe Luiſe Ulrike. Dieſe fing denn auch, als zu Anfang des Jahres 1778 die Schwangerſchaft ihrer Schwiegertochter Sophie Magdalene ruchbar wurde, vom Schloſſe Fredrikshof, ihrem Wittwenſitz, aus ein heilloſes Rumoren an, ſo zwar, daß der König ſchon im Auguſt in einem ſeiner Briefe an den Grafen Krentz über die „unglückliche Geſchichte“ ſich zu beklagen hatte, welche „Unruhe und Spaltung in das Innere der königlichen Fami-lie brachte.“ Einen Monat vor der Niederkunft der Königin ſchrieb Graf Kreutz aus Paris: „Der Herr Graf Maurepas hat mir aufgetragen, Ew. Maje-ſtät auf das Eindringlichſte vorzuſtellen, wie wichtig

es ſei, daß die Königin-Wittwe gezwungen werde, dem Taufakte beizuwohnen und das Kind zur Taufe zu halten.“ Ein ſattſam deutlicher Wink, wie Frau Luiſe Ulrike über die Legitimität, d. h. Illegitimität ihres zu erwartenden Sozuſagen-Enkels dachte.

Am 1. November gebar Sophie Magdalene einen Sohn, den nachmaligen Guſtav den Vierten, närriſchen Andenkens. Der König ſetzte ſich ſogleich hin, ſeine Mutter von dem glücklichen Ereigniß zu benachrichtigen. Aber von Fredrikshof kam auf ſeinen Brief dieſe Antwort herein: — „Mein Herr Sohn! Ich bin Mutter und dieſer geheiligte Charakter kann aus meinem Herzen niemals vertilgt werden. Er wird mich ſtets bewegen, einen aufrichtigen Antheil an Ew. Majeſtät Glück zu nehmen, und ich erwarte von der Zukunft, daß die Binde, welche Ihre Augen beſchattet, werde zerriſſen werden. Dann wird es geſchehen, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen und die Härte bedauern werden, mit welcher Sie einer Mutter begegnen, welche Sie bis zum Grabe lieben wird. Verbleibend Ew. Majeſtät ſehr gute Mutter

Luiſe Ulrike . . .“ Auf dieſes Schreiben hin ließ Guſtav — ſei es, daß er wirklich Grund hatte, ſich für den Vater des neugeborenen Prinzen zu halten; ſei es, daß ihn, ſo dies nicht der Fall war, die ihm imputirte Augenbinde nur um ſo mehr verdroß — ſeiner Mutter das Erſcheinen bei Hofe verbieten, was die alte Frau zunächſt ſo in Schrecken ſetzte, daß ſie einen Entſchuldigungsbrief an ihren Sohn ſandte. Darin hieß es: „Die Binde, von welcher ich ſprach, bezieht ſich in keiner Weiſe auf die Perſon der Königin.“ Allein der König ließ die Ausrede nicht gelten und ſchrieb zurück: „Genießen Sie Ihre Rache; aber, um Gottes willen, ſtellen Sie ſich nicht dem Publikum bloß!“

Es war dann die Rede davon, auf gute Manier Luiſe Ulrike aus dem Lande zu entfernen und ſie nach Schwediſch-Pommern reiſen zu machen. Sie erklärte, hierein zu willigen, ſtellte aber ſo überſtiegene Bedingungen, daß man das Reiſeprojekt fallen und die alte Zankbürſte ließ, wo ſie war. Dadurch noch mehr erboſ't, that ſie jetzt erſt recht, ſhakſpeare'ſch zu reden, das „Gatter ihrer Zähne“ auf, falls ſie näm-

lich noch welche hatte, und ließ ſich gegen ihren Sohn Karl von Södermanland heraus, ſie wiſſe wohl, was das „Raccommodement" des Königs mit ſeiner Frau zu bedeuten habe und wem daſſelbe zu verdanken ſei. Der König habe ja ſelbſt laut genug geſagt — (das war wahr!) — daß er es ſeinem Hofſtallmeiſter, dem Baron Munck, verdanke. Ja wohl! Denn der Munck, ja, der ſei mit Wiſſen Guſtavs der Vater des Kronprinzen geworden. Was zum Teufel? ſchrie der Herzog von Södermanland auf, deſſen ſtarke Seite bekanntlich der Verſtand niemals geweſen iſt, und rannte, den Hofſtallmeiſter aufzuſuchen, welchen er mit Schmähungen überhäufte. Munck klagte das dem Könige, der nun ſeinerſeits wüthend gegen die Mutter und den Bruder losbrach. Eine himmliſche Wirthſchaft von Gottes Gnaden!

Dame Skandalchronika hatte ſeit Jahrhunderten in Stockholm nicht ſo viel zu thun gehabt, wie dermalen. Sie lief ſich faſt die Beine ab und ſchwatzte ſich faſt die Zunge lahm. Sie gerieth förmlich ins Deliriren und behauptete, erſt habe man einen Kron-

prinzen herbeiſchaffen wollen dadurch, daß man das zu erwartende Kind der jungfräulichen Schweſter des Königs, der weiß der Himmel wann, wie und von wem in intereſſante Umſtände verſetzten Aebtiſſin von Quedlinburg, unterzuſchieben Willens geweſen ſei. Leider aber habe — o Schrecken! — Ihro jungfräulich-prinzeßlich-äbtiſſiniſche Gnaden Sophia Albertina einen Mohrenknaben zur Welt gebracht. Daraufhin erſt hätte der König und beziehungsweiſe die Königin ihre Zuflucht zu dem guten Munck genommen.

So Etwas konnte ſich denn doch die Legitimität von Gottes Gnaden nicht bieten laſſen. Es galt, den Strom des Aergerniſſes an der Quelle zu verſtopfen, was mit großem Geräuſch ins Werk geſetzt wurde. Die Königin-Wittwe mußte zu Fredrikshof in Gegenwart des Königs und eines halben Dutzends von Reichsräthen eine feierliche ſchriftliche Erklärung abgeben, daß bei dem mehrerwähnten „Raccommodement" Guſtavs mit Sophie Magdalene Alles mit rechten Dingen zugegangen und demnach der Kronprinz ihr echter und rechter Enkel ſei.

Fatal nur, daß das Publikum an dieſe Erklärung ſo wenig glaubte wie Luiſe Ulrike ſelber, und fataler noch, daß Dame Skandalchronika thatſächlichen Grund hatte, ſpäter alſo zu argumentiren und zu demonſtriren: „Es iſt bekanntlich ein munckiſches Familienerbübel, daß die Muncke in einem gewiſſen Alter närriſch werden. Guſtav der Vierte iſt ſchon bei Zeiten ein notoriſcher Narr geweſen: folglich“ . . . . .

Die Sage vom „bästa kung“ hat ſich mehr und mehr zu einer verſchallenden, verſchollenen geſtaltet und auf ſeinem mit guten Vorſätzen gepflaſterten Wege iſt der aufgeklärte Deſpotismus Guſtavs des Dritten ſchon ſo ziemlich vollſtändig in die Region des gemeinen und ſchlendrianiſchen hinabgelangt. Je tiefer aber der Mann in der Wirklichkeit ſank, deſto höher ſtrebte er in Gedanken, nämlich als Gaukler und Komödiant.

Da kann es denn auch nicht verwunderlich

erſcheinen, daß die Starkgeiſterei und Kraftgenialität in dem Könige zu dieſer Zeit plötzlich in ganz läppiſche Myſterienſucht um- und überſchlug. Es iſt ja das der Starkgeiſterei und Kraftgenialität dazumal auch anderwärts häufig genug begegnet, — zur Zeit, wo das Geheimnißeln und Geheimbündeln an den Höfen und in der „guten" Geſellſchaft Mode war und die tollgewordene Freimaurerei und der vom Jeſuitismus gefälſchte Illuminatismus einem ſo jämmerlichen Halunken, wie Balſamo-Kagliostro einer geweſen, die Pfade bereiteten, auf welchen er Europa als Triumphator durchziehen konnte. Auch in Stockholm geheimnißelte und geheimbündelte man eifrig und zwar hat ſich daſelbſt als Hauptmacher in den mancherlei Ordensalfanzereien der Staatsſekretär Elis Schröderheim aufgethan. Durch ihn ward der Phantaſtikus von König, deſſen „Aufklärung" nicht eben eine taktfeſte, tief in die Roſenkreuzerei und anderen Schwindel verſtrickt. Nachdem er es glücklich dahin gebracht hatte, zum „Tempelherrn" geweiht zu werden, gab er dem erhaltenen Anſtoß zur Verblödung und Verduſelung ſo weit

nach, daß er durch zwei Charlatane von der erbärmlichſten Sorte, durch den Schweden Plommenfelt und den Finnen Björnram, mittels Lebenselixirbrauerei und Geſpenſterbeſchwörungsſpuk ganz lächerlich ſich nasführen ließ.

Daneben wurde ſeiner Sucht, zu ſchauſpielen, Effekt zu machen, zu glänzen, die heimatliche Bühne zu enge. Er verlangte nach einer europäiſchen, um auf derſelben den großen Staatsmann und den noch größeren Kriegshelden zu agiren. Alle Vorſtellungen der verſtändigeren ſeiner Miniſter gegen das Bedenkliche, ja Gefährliche derartiger Träumereien und Wünſche fanden ein ungeneigtes Gehör und hatten nur den Erfolg, den Sinn des Königs mehr und mehr ſeiner Pflicht, mit den inneren Angelegenheiten Schwedens ſich zu beſchäftigen, zu entfremden. Die Rückwirkung, welche der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner auf Europa übte; der kriegeriſche Hader, worein in Folge dieſes Krieges England mit Frankreich gerathen war; die Verwickelungen, welche die rieſenhaften von Katharina der Zweiten in Gemeinſchaft mit ihrem Potem-

kin ausgeheckten Eroberungspläne, sowie die Projekte Kaiser Josephs in Aussicht stellten, bestärkten den Schwedenkönig in seiner Einbildung, daß es ihm bald beschieden sein würde, die Rolle Karls des Zwölften zu erneuern.

Das Jahr 1783 schien solche Wünsche der Erfüllung näher zu bringen. Es war aber nur ein Schein; denn die abenteuerliche Politik Gustavs konnte unmöglich zu einem Sein werden. Es war Alles nur ein Hin- und Herflackern, ein Hin- und Widerfahren, ein Verfolgen großer Ziele mit kleinen Mitteln, ein über die Maßen kostspieliges Komödienspiel, welches zudem hinter der heroischen Aufflitterung nicht selten recht gemeine Blößen zeigte. Als die Czarin Katharina unter unmittelbarer Beihülfe des von der großen Ränklerin genarrten Kaisers Joseph des Zweiten die Länder der krim'schen, taman'schen und kuban'schen Tataren von der Türkei abriß und in den unersättlichen Magen der Matuschka Moskawia spedirte, wähnte der Schwedenkönig Zeit und Situation günstig genug, um ebenfalls den Eroberer herauskehren zu können, und

zwar zuvörderſt gegen Dänemark, welchem Norwegen entriſſen werden ſollte. Es wurden zu dieſem Zwecke Rüſtungen vorgenommen und Guſtav that eine Fahrt nach Finnland, um daſelbſt eine Zuſammenkunft mit der Czarin zu haben; ſei es, daß er hoffte, ihre Zuſtimmung zu ſeinen Projekten zu gewinnen, — oder ſei es, daß er ſich vor den Leuten wenigſtens den Anſchein geben wollte, dieſer Zuſtimmung ſicher zu ſein. Die ſchlaue Katze und der heroiſche Mauſerich trafen ſich am 29. Juni 1783 zu Fredrikshamm und verlebten unter rauſchenden Luſtbarkeiten drei Tage mitſammen. Guſtav ſchlug keineswegs die wirkliche oder auch nur die ſcheinbare Bundesgenoſſenſchaft Katharina's heraus, wohl aber ein Almoſen von 200,000 Rubeln, welche unter dem Titel eines Erſatzes ſeiner Reiſekoſten der König-Komödiant anzunehmen Lump genug war.

Mit Hülfe dieſes ruſſiſchen Geſchenkes, deſſen Kapital nebſt Zinſen und Zinſeszinſen Rußland ſpäter in Form des ſchwediſchen Finnlands einzuziehen verſtanden hat, unternahm Guſtav, ſeine Heldenrolle einſtweilen vertagend, als Graf von Haga im Sep-

tember 1783 seine Schwelger- und Gauklerreise nach Italien. In Neapel bewirthete ihn der russische Gesandte in verschwenderischer Weise und so zu sagen als Dessert wurde dem Könige dann in Venedig ein Brief seiner hohen Gönnerin überreicht, worin die Czarin schrieb: „Man schwätzt davon, daß Ew. Majestät geheime Zurüstungen mache, um sich Norwegens zu bemächtigen. Ich glaube kein Wort davon und ebenso wenig an das Gerücht, welches mich mit einem Einfall in (russisch) Finnland bedroht, allwo Ew. Majestät, wie man behauptet, meine schwachen Besatzungen niederzusäbeln und geradenwegs auf St. Petersburg loszugehen beabsichtigt, vermuthlich, um dort zu soupiren. Da ich kein Gewicht auf das lege, was man in Gesprächen ausspricht, in welchen der Verschönerung der Rede wegen häufiger die Sprünge der Phantasie sich zeigen als Wahrheit und Möglichkeit, so sage ich Jedem, der es hören will, ganz einfach, daß weder aus dem Einen noch aus dem Anderen Etwas werden wird.“ . . . Das war eine starke Prise, noch dazu tüchtig mit Spottpfeffer gemischt. Sie stach

auch dem Könige sehr scharf in die Nase und er wollte der übermüthigen Spötterin zur Erwiderung ebenfalls eine darbieten, die gehörig gewürzt sein sollte. Es handelte sich nur um das Können und dieses glaubte Gustav durch einen Besuch am französischen Hofe zu ermöglichen, wohin er von Italien aus ging. Die Minister Ludwigs des Sechszehnten, die wirkliche Bedeutung Schwedens im Staatensystem Europa's weit überschätzend, ließen sich in der That bestimmen, am 19. Juli 1784 zu Versailles einen neuen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen, kraft dessen Gustav über die bisher aus der französischen Staatskasse bezogenen und fürder zu beziehenden „ordentlichen" Hülfsgelder hinaus noch „außerordentliche" im Betrage von 1,200,000 Livres jährlich, sowie, im Falle Schweden von einem Feinde angegriffen würde, kriegerischen Beistand zugesichert erhielt.

Der König hat die Vorkommnisse seiner Reise in einer Reihe von Briefen geschildert, deren meiste an seinen jetzigen Premierminister, den Grafen Kreutz,

gerichtet wurden. Von besonderem Interesse ist ein aus Rom am 27. Januar 1784 an den Generaladmiral Trolle geschriebener Brief, worin sich Gustav über Kaiser Joseph den Zweiten, mit welchem er in Florenz und dann in der Papststadt zusammengetroffen war, also ausließ: „Alles scheint eine große Umwälzung zu verkünden und des Kaisers Projekte sind so umfassend, daß eine solche Krisis unvermeidlich sein dürfte. Ich habe diesen Fürsten gesehen, dessen Person eben so wunderbar ist, wie sein Benehmen. Nachdem er den Papst fast insultirt, nachdem er der römischen Gewalt den letzten Stoß gegeben" — (warum nicht gar?) — „und den Grundbau der römischen Lehre untergraben hat" — (wodurch denn?) — „sah man ihn hier in der Peterskirche auf den Knieen liegen, von einer Kirche zur andern laufen und mit großem Eifer alle die Andachtsübungen vollziehen, welche die katholische Lehre vorschreibt. Ich bin sehr erfreut, ihn gesehen und kennen gelernt zu haben; aber ich kann nicht leugnen, daß ich finde, er erwecke Bewunderung, doch nicht die Liebe und den milden Enthusiasmus, welche nur ein Menschenfreund ein-

flößen kann und welche die Freundlichkeit und die Manieren der Kaiſerin von Rußland erzeugen" . . . Der königliche Briefſchreiber ſtellt alſo in Betreff der Menſchenfreundlichkeit Joſeph unter Katharina: das zeichnet deutlich die guſtaviſche Korkſeele . . . In Verſailles erhielt der galante Schwedenkönig Zutritt zum vertrauteſten Kreiſe der ſchönen Königin. Marie Antoinette tanzte mit ihren Artois, Polignacs, Coignys, Lauzuns und Beſenvals damals noch leichtbeſchwingten Fußes und lachenden Mundes dem Abgrund entgegen. Am 24. Juni 1784 ſchrieb Guſtav aus Verſailles: „Die Fête der Königin zu Trianon war charmant. Man ſpielte auf dem kleinen Theater Le dormeur eveillé, Text von Marmontel, Muſik von Gretry, mit allem Zubehör von Oper und Ballet. Man ſoupirte in den Pavillons des Gartens und nach dem Souper war der engliſche Garten illuminirt. Es war eine vollkommene Zauberei" . . . Zehn Jahre ſpäter war an das Thor des in Ruinen fallenden Zauberſchloſſes der königlichen Armida ein Plakat angeſchlagen des Inhalts: „Nationaleigenthum; zu verkaufen oder zu vermiethen" — und

war der engliſche Garten eine Wildniß voll Dornen und Unkraut ....

„All worldly shapes shall melt in gloom,
The sun himself must die.“

Im Auguſt von 1784 nach Schweden heimgekehrt, ſpielte Guſtav ſeine Heldenrolle weiter — in Gedanken. Derweil hatte ſich aber in der Wirklichkeit ſein Verhältniß zur Nation weſentlich anders geſtaltet, d. h. die Unzufriedenheit mit der guſtaviſchen Staatswirthſchaft war auch im Bürgerſtande und in der Bauerſchaft ſo groß geworden, daß die Geiſtlichkeit zu murren und der Adel offen zu widerſtehen wagen konnte. Der König ließ ſich durch die Symptome eines Umſchwungs der öffentlichen Meinung nicht warnen und nahm insbeſondere die Todfeindſchaft, welche gegen ihn im Schooße des Junkerthums brütete, viel zu leicht. Ueberhaupt ſchenkte er den mancherlei Schwierigkeiten, die ſich im Innern gegen ihn anzuſammeln und aufzuthürmen begannen, wenig oder keine Achtſamkeit, ganz und gar von

der Don-Quijote-Phantaſie erfüllt und beherrſcht, nach Außen „Schwedens Macht und Ruhm zu vergrößern," d. h. die obſchwebenden Verwickelungen der europäiſchen Politik — das weitere Vorgehen der Czarin gegen die Türkei, die Vergrößerungspläne Kaiſer Joſephs in Deutſchland, die Gährungen in den Niederlanden, die in Folge des amerikaniſchen Krieges eingetretene Ermattung Englands, die Vorwehen der Revolution in Frankreich — zu benützen, um ein recht großer Schwedenkönig, à la Guſtav Adolf etwa, zu werden. Uebrigens iſt in dieſer Narrethei nicht einmal Methode geweſen. Des unſtäten Mannes Sinnen und Wollen war veränderlich wie Wind und Welle. Heute ſann er darauf, Rußlands Bundesgenoſſenſchaft zu ſuchen, um mittels derſelben über Dänemark herfallen zu können; morgen aber wollte er ein Bündniß mit Dänemark ſchließen, um, geſtützt auf dieſen Rückhalt, Rußland anzugreifen. Der im Mai von 1786 eröffnete Reichstag hätte den König belehren können, daß er ſeine ganze Aufmerkſamkeit, Kunſt und Kraft den innern Angelegenheiten Schwedens zukehren

müßte. Er begegnete einer geſchloſſenen Oppoſition und vermochte von ſeinen ſämmtlichen zur Berathung vor die Stände gebrachten Vorſchlägen nur einen einzigen, und zwar ſehr untergeordneten, durchzuſetzen. Der Verblendete zog aber daraus nur die Lehre, daß er beim Staatsſtreich von 1772 dem Reichstage noch viel zu viele konſtitutionelle Befugniſſe gelaſſen hätte.

Man iſt doch oft verſucht, ſo man die unzweifelhaft genialiſchen Naturanlagen Guſtavs mit ſeinem Thun zuſammenhält, alles Ernſtes das Wort des römiſchen Autors: „Jedem Genie iſt eine Doſis Wahnſinn beigemiſcht“*) — auf ihn anzuwenden. Die Abenteuer ſeiner ſechs letzten Lebensjahre könnten einem modernen Cervantes reichlichen Stoff liefern.

Aber mit der Phantaſterei des Königs ging Hand in Hand ein gewiſſenloſer Leichtſinn, den es wenig kümmerte, ob das Brillantfeuer, mittels deſſen

*) Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit. Seneca, de tranquill. animi, XV, 16.

das eigene liebe Ich in hellſte und ſchönſte Beleuchtung gerückt werden ſollte, Schweden und vielleicht ganz Europa verzehren würde. Seine gränzenloſe, durch und durch komödiantiſche Eitelkeit hätte Guſtav den Dritten das furchtbare Wort: „Bin ich erſt todt, mag die Erde in Flammen aufgehen“*)! — welches Kaſſius Dio dem Menſchenverächter Tiberius in den Mund gelegt und die lachende Lüderlichkeit der Madame Pompadour bekanntlich kurz vor dieſer Zeit in's Franzöſiſche überſetzt hatte („Après nous le déluge!“), unbedenklich nachſprechen laſſen.

Falls man überhaupt von einer Berechnung in dem Handeln des Königs in dieſer Epoche noch ſprechen dürfte, ſo müßte man ſagen, daß er ſich im Jahre 1788 Hals über Kopf in den Krieg mit Rußland geſtürzt habe, um mit dem Geräuſche dieſes Krieges den in Schweden laut und lauter ſich äußernden Widerſtand gegen ſeine ganze Wirthſchaft zu überlärmen. Es iſt ja allzeit und bis auf unſere

*) Ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί. Dio, 58, 23.

Tage, bis auf dieſe Stunde herab ein beliebtes Hausmittelchen des Deſpotismus geweſen und geblieben, die Völker, wann ſie nach Freiheit und Recht ſchreien oder auch nur ſeufzen, für fiebernd und delirirend auszugeben und ſie mittels Kriegführens für Ehre, Vaterland u. dgl. m. ſtarken Aderläſſen zu unterwerfen.

Das ruſſiſche Kabinett, nachdem es der feindlichen Abſichten Guſtavs vergewiſſert war, machenſchaftete durch ſeinen Geſandten in Stockholm, Raſumowski, noch viel entſchiedener als früher dahin, das alte Parteiweſen in Schweden neu zu beleben, insbeſondere das Junkerthum gegen den König zu ſteifen und die liebe gute ſchöne „Freiheitszeit" wieder herzuſtellen. Matuſchka Moskawia iſt ja bekanntlich für die „Freiheit" der Völker ſtets ſo zärtlich beſorgt geweſen. Vergleiche die Geſchichte Polens und — Deutſchlands! Das Ränke- und Schwänkeſpiel, welches die Ruſſen in und mit Schweden trieben, hatte aber immerhin faſt noch etwas Großartiges, verglichen mit den kläglichen, zum Theil ganz kindiſchen Veranſtaltungen, mittels welcher Guſtav ſei-

nem Volke und der Welt vorgaukeln wollte, er sei zum Kriege gezwungen, er sei in Finnland statt der Angreifer der Angegriffene. Ganz widerlich war die Großpralerei des Königs, wenn er die schwedischen Hofdamen zum Voraus zu einem Tedeum in der Kathedrale von Petersburg und zu einem Ball im kaiserlichen Lustschlosse Peterhof einlud; wenn er hasselirte, er werde Asien und Afrika mit dem Schalle seines Namens erfüllen; wenn er, im Begriffe, zum Heere nach Finnland abzugehen, im Verlaufe seiner im Reichsrathe gehaltenen Abschiedsrede so recht im Style des „Miles gloriosus“ aufschnitt: „Mein Entschluß, den Tod für's Vaterland zu sterben, ist gefaßt. Wenn das Schicksal die Waffen meines tapfern Volkes begünstigt, so will ich von allen Denkmälern des russischen Uebermuthes keines verschonen, als die Bildsäule Peters des Großen, um auf ihrem Piedestal den Namen Gustav zu verewigen.“

Katharina die Zweite kannte ihren Gegner als den Theaterkönig, welcher er war, und hatte ihn stets als solchen behandelt. Sie erblickte daher in den heldischen Wallungen und kriegerischen Rüstun-

gen des Königs nur Komödie oder höchſtens demonſtrative Spiegelfechtereien. Noch am 4. Juni von 1788 ſchrieb die Czarin an Potemkin: „Ich glaube, ſie (die Schweden) packen nicht an und beſchränken ſich auf bloße Demonſtrationen. Es handelt ſich nur darum, ob dieſe Demonſtrationen zu leiden ſind. Wäreſt du hier, ſo würde ich mich, nachdem ich mit dir Rückſprache genommen, in fünf Minuten entſcheiden, was zu thun. Anfangen aber dürfen wir ſchon darum nicht, weil, wenn er (Guſtav) uns anzerrt, er von der ſchwediſchen Nation nach ihren Konſtitutionen keine Hülfe erhält; packen dagegen wir an, ſo muß ſie ihm helfen. So denke ich denn, ihm volle Zeit zu laſſen, Dummheiten zu machen, Geld zu verſchleudern und ſein Brot aufzueſſen*).“ Katharina täuſchte ſich zwar darin, daß der Schwedenkönig, welcher am 2. Juli in Finnland anlangte, nur demonſtriren wollte — die Feindſeligkeiten an der Gränze hatten, unzweifelhaft von den Schweden

*) Ssolowjoff: Geſchichte des Falles von Polen, nach ruſſ. Quellen. Ueberſ. v. Spörer (1866), S. 192.

hervorgerufen, noch vor Ankunft des Königs begonnen — nicht aber täuschte sie sich darin, daß Gustav „Dummheiten" machen würde.

In Wahrheit, die ganze Kriegführung ist von A bis Z nur eine große Dummheit gewesen, recht dazu angethan, die moskowitische Absicht, ganz Finnland zu verschlingen, um einen mächtigen Ruck zu fördern. Und wie hätte das auch anders sein können, da der Theaterkönig den Krieg eben nur als Theaterkrieg zu führen verstand? Hören wir darüber Gustavs geborenen Unterthan und begeisterten Lobpreiser Arndt. „Statt das Spiel des Kriegs oder wenigstens die äußere Gebärde dieses Spiels zu spielen, spielte er unter Männern, die nordischer Kraft und altnordischer Thaten warteten, wirklich nur den Spieler. Er, der bei der bösen Stimmung Vieler seines Adels und auf dem großen Wendepunkte der Dinge, wo die Würfel eines blutigen Krieges geschüttelt wurden, sich den Rock und die Sporen Karls des Zwölften hätte anlegen" — (wozu denn? warum überhaupt Mummenschanz treiben?) — „und so unter seinen Schweden und Fin-

nen einherreiten ſollen, erſchien unter Denen, welche die Kanonen des achtzehnten Jahrhunderts abdonnern ſollten, als ein Turnierritter des ſcherzhaften Lanzenſpiels im bunten burgundiſchen Seidenwamms, mit flatterndem vielfarbigem Federhut, in Schuhen mit rothen Bändern zu Pferde oder gar als ein neroniſcher Nachäffer der luſtigen Darſtellungen der Mimen und Sänger. Und er hatte Sänger, Hiſtrionen und Dichter wirklich mit ſich; im Lager wurden Geſang- und Theaterproben gemacht, manche ſeiner fröhlichen und tapferen Begleiter waren zugleich Macher und Thäter mit der Feder und dem Degen. Es war König Arthur mit ſeinen Zwölfen wirklich im Feldlager.“ Das heißt denn doch, aus dem Arndtiſchen ins Thatſächliche überſetzt, nichts Anderes als: Guſtav handelte wie ein ganzer Hans Narr und blutiger Ernſt wurde von ihm und ſeinen Kumpanen verdammlich-frivol wie ein Faſtnachtsſchwank betrachtet und betrieben. Trotzdem pſallirt der „königiſche“ Ernſt Moritz Arndt den Windbeutel von König immer wieder als einen „Löwen“. Die Wahrheit iſt, daß der angebliche Löwe im finniſchen Feldzug

ſeine vollſtändige Unfähigkeit, den Heerbefehl zu führen, kläglich erwieſen hat.

Das leichtſinnig und liederlich in Scene geſetzte Theaterſtück hatte auch ein entſprechendes Finale. Nachdem der Kampf zwiſchen der ſchwediſchen und der ruſſiſchen Flotte — jene wurde von dem Herzog von Södermanland kommandirt — bei der Inſel Hoghland am 17. Juli unentſchieden geblieben war, wollte Guſtav mit der Landarmee zum Angriff auf Fredrikshamm verſchreiten. Da barſt unter ſeinen Füßen eine längſt gebohrte und geladene Mine los, — geladen nicht mit ruſſiſchem Pulver, aber mit ruſſiſch-katharineiſcher Diplomatie. Dieſe hatte auf die gährende und ſchwärende Unzufriedenheit der Junker-Offiziere des Schwedenkönigs ſpekulirt und zwar mit Glück. Der Adel im Heere, vorab der in Finnland begüterte, trat gegen den Staatsſtreichmacher von 1772 in förmliche Rottirung und mit der Czarin in heimliche Verbindung. Noch eine Stunde vor Ausbruch der offenen Meuterei hatte Guſtav keine Ahnung von Dem, was ihn bedrohte.

Es war am 3. Auguſt. Der König hatte einen

Sturm auf die Feſtung angeordnet und das Regiment Abo ſollte die Spitze der Sturmkolonne bilden. Guſtav gab das Zeichen zum Angriff, allein das Regiment rührte ſich nicht von der Stelle und der Oberſt Häſteſko trat vor und erklärte, ſie würden keinen Schritt vorwärts thun. Zu ihm ſtanden ſofort die übrigen Offiziere, dem angedonnerten König einen Proteſt gegen die Weiterführung des „verfaſſungswidrig" unternommenen Krieges ins Geſicht werfend. Guſtav, gewaltſam ſich zuſammennehmend, verſuchte den tückiſchen Streich mittels einer Rede an die Soldaten zu pariren; allein es war dafür geſorgt, daß ſeine Beredtſamkeit nur taube Ohren fand. Das Regiment gab auch dem königlichen Redner eine ſehr deutliche Antwort: es legte vor ſeinen Augen die Waffen nieder und der Oberſt Häſteſko erläuterte dieſe Antwort, indem er dem Könige zuflüſterte: „Sire, es iſt entſcheidender Augenblick. Bedenken Sie, daß ein falſcher Schritt Sie um Ihre Krone bringen kann" . . . Es muß eine Stunde unſäglicher Pein für Guſtav geweſen ſein. Er mußte die Junker gewähren laſſen. Seine

beſchleunigte Abreiſe aus Finnland glich gar ſehr einer Flucht vor dem eigenen Heere, deſſen Führer ihren Landesverrath vollendeten, indem ſie im Quartier des Generals Armfelt auf dem Edelhof Anjala am Kymene ein Verbündniß unter einander ſtifteten und auf eigene Fauſt einen Waffenſtillſtand mit der Czarin abſchloſſen. Weiterhin gaben die zum Anjala-Bund vereinigten Offiziere Manifeſte aus, worin ſie erklärten, ſie hätten ſich dem königlichen Willen in ihrer Eigenſchaft als Bürger widerſetzt, weil der Krieg gegen Rußland ebenſo ungerecht als verfaſſungswidrig unternommen worden ſei. Schließlich wurde auf unverweilte Berufung eines Reichstags gedrungen und deutlich genug die Hoffnung ausgeſprochen, daß auf dieſem Reichstag der Adel ſeine Macht und alle die Herrlichkeit der lieben alten guten „Freiheitszeit" zurückerobern werde.

Mit Grimm und Groll in der Seele war der König nach Stockholm zurückgekehrt, wo er, wie

begreiflich und verzeihlich, den schmählichen Ausgang des finnischen Unternehmens einzig und allein der verrätherischen Tücke des Adels zuschrieb und mit großer Geschicklichkeit im Bürger- und Bauernstande das Mißtrauen und die Erbitterung gegen die Junkerei erfolgreich aufwühlte. Das kam ihm sofort sehr zu statten bei der Abwehr einer von Außen her drohenden Gefahr.

Dänemark hatte, falls der Ausdruck gestattet ist, den Stiel umgedreht, d. h. es wollte thun, womit es der Schwedenkönig mehrmals bedroht hatte. Im Bunde mit Rußland unternahmen die Dänen einen Einfall in Schweden. Am 26. September überschritten sie, von Norwegen her, die Gränze, nahmen Strömstad und rückten auf Gothenburg. In dieser Bedrängniß fand nun Gustav die guten Eingebungen, die Klugheit, die Thatkraft seiner besten Jugendjahre für eine Weile wieder. Er flog nach Dalekarlien und sammelte, wie weiland Gustav Wasa gethan, mittels der Macht seiner Rede die streitbaren Dalkerle um sein Banner. Er brachte überall das schwedische Vaterlandsgefühl in Wehr

und Waffen. Er machte von Karlſtad aus und dem öſtlichen Ufer des Wenerſee's entlang einen Gewaltritt, wie ſolche nur der zwölfte Karl gemacht hatte, um ſich nach Gothenburg zu werfen und dieſen wichtigen Platz gegen die däniſchen Belagerer zu halten. Dies gelang und ſo hatten dann die von Seiten Englands und Preußens angeſtrengten Friedensvermittelungsverſuche um ſo raſcheren Erfolg. Am 9. Oktober kam ein Waffenſtillſtand zu Stande und das Reſultat weiterer Verhandlungen war, daß Dänemark verſprach, während des Weiterganges vom ſchwediſch-ruſſiſchen Kriege neutral zu bleiben und Frieden zu halten.

Dies gewonnen, ſann König Guſtav darauf, für die Schmach von Fredrikshamm ſich Genugthuung zu ſchaffen und an den Anjala-Bündlern ſeine Rache zu nehmen. Nicht wird ihn darum tadeln, wer da weiß, daß gute Inſtinkte und ſchlechte Leidenſchaften die bewegenden Motive der Tragödie „Weltgeſchichte" ſind. Er wollte ſich, den genannten Zweck und nebenbei noch etliche andere zu erreichen, der Reichstagsmaſchinerie bedienen, deren Räder

tüchtig zu ſchmieren er nicht vergaß: — nämlich die Leithämmel des Pfaffen- und Bürgerſtandes, maßen er der bäueriſchen dermalen ohnehin ſicher zu ſein glaubte. „Der König" — berichtete der engliſche Geſandte Keene im Dezember 1788 nach Hauſe — „benützt jede Gelegenheit, den Groll des Volkes gegen den Adel aufzuſtacheln. Da er zudem dermalen eine Summe von 500,000 Gulden, welche er in Holland entlehnte, in Händen hat und damit unter der Geiſtlichkeit und den Bürgern ſich viele Freunde machen kann, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er den bevorſtehenden Reichstag nach ſeinem Willen lenken wird."

Der Reichstag wurde am 2. Februar 1789 zu Stockholm eröffnet, ein Vierteljahr vor dem Zuſammentritt der franzöſiſchen Reichsſtände zu Verſailles. Der Adel fand ſchon in des Königs Thronrede eine Kriegserklärung auf Leben und Tod und nahm ſofort den hingeworfenen Fehdehandſchuh auf. Guſtav, der Zuſtimmung der drei übrigen Stände gewiß, hatte ſich für Nothfälle noch eines handfeſteren Rückhalts verſichert, indem er drüben bei Drottningholm etliche

Tauſende von Dalkerlen verſammelte, um ſie, wie er ſagte, in den Waffen üben zu laſſen. Er entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit, laborirte allerhöchſteigenhändig in der konſtitutionellen Apotheke, kochte alle die bekannten Ingredienzien zur parlamentariſchen Mixtur zuſammen, ſchmeichelte und ſchalt, ſtreichelte und kratzte, zog nacheinander alle Regiſter ſeiner wohlgeſtimmten Rednerorgel. Umſonſt, die Junker hielten ihre Oppoſition gegen die königlichen Vorſchläge entſchieden aufrecht. Demzufolge gab Guſtav — er war ja auch ein Autor! — eine zweite verbeſſerte Auflage vom 19. Auguſt 1772 heraus, und zwar am 20. Februar 1789. Zur Mittagsſtunde wurden die Grafen Ferſen, Brahe, Horn, der Freiherr de Geer und andere Vorfechter des Junkerthums verhaftet, nachdem der Befehl zur Verhaftnahme der Bündler von Anjala ſchon früher nach Finnland ergangen war. Ferſens und ſeiner Mitverhafteten jedoch wollte der König ſich nur für ſo lange entledigen, bis die Reichstagskomödie zu Ende geſpielt wäre. Die Herren wurden daher einen Monat lang im Schloſſe Fredrikshof in bequemer Haft

gehalten und dann freigelassen. Die Verräther und Meuterer in Finnland, so weit man ihrer habhaft werden konnte, traf ein härteres Loos. Sie wurden kriegsgerichtlich zum Tode, zu lebenswieriger Haft oder Verbannung verurtheilt; doch ließ Gustav, welcher durchaus kein Blutmann war, nur an Einem den Todesspruch vollziehen, an dem Obersten Häsleſko.

Man muß es dem schwedischen Adel zum Lobe nachsagen, daß er in dieser Krisis den Muth der Ueberzeugung bewährte. Das „Ritterhaus" verharrte auch der Gewaltthätigkeit des Königs gegenüber bei seinem parlamentarischen Widerstand, bis zur äußersten Möglichkeit, d. h. so lange, bis Gustav am 27. April mittels einer aus Lug und Trug und Gewalt widerlich gemischten Gaukelei die scheinbare Zustimmung des Ritterhauses zu seinen Wünschen und Vorschlägen geradezu erschwindelte. So gelangte er denn zu dem gewünschten Resultat des Reichstags, dazu nämlich, daß an die Stelle der im Jahre 1772 oktroyirten Verfassung die sogenannte „Vereinigungs- und Sicherheitsakte" vom 21.

Februar 1789 trat, kraft welcher die Adelsprivilegien zum Vortheil der übrigen Stände beträchtliche Beschränkungen erlitten, die königliche Gewalt aber thatsächlich nicht nur, sondern auch, unter ganz dünner Verschleierung, förmlich zur unbeschränkten gemacht wurde. Der Adel verschwand demzufolge so zu sagen von der schwedischen Staatsbühne; aber nur, um im Dunkel des Privatlebens über seinen Beschwerden zu brüten, Komplotte zu spinnen und Mordgewehre zu laden.

Die Kräfte des Reiches in seiner Hand zusammenfassend, hat nun König Gustav in den beiden folgenden Jahren den Krieg gegen die Czarin mit wechselnden Erfolgen in Finnland geführt. Das Beste, was die Schweden während des ganzen Krieges zuwegebrachten, war ihr in der mörderischen am 9. Juli von 1790 in der Bucht von Swenskesund geschlagenen Seeschlacht über die übermächtige russische Flotte errungener Sieg, welcher Katharina die

Zweite die beabsichtigte Verschluckung von Schwedisch-Finnland vorderhand noch vertagen machte. An diesem Tag ist auch der Heldentraum Gustavs des Dritten einmal glänzende Wirklichkeit gewesen*). Die Czarin, zur gleichen Zeit in einen alle Kräfte Rußlands in Anspruch nehmenden Türkenkrieg verstrickt — auch die armen Türken wollten sich nicht ohne Weiteres verschlucken lassen — beeilte sich, dem Schwedenkönig mit Friedensanträgen entgegenzukommen, welche auszuschlagen Gustav denn doch nicht genug Don Quijote war. Hatte ihm doch der ganze Verlauf des Krieges gezeigt, daß die gustavische Phantasie, in der petersburger Kathedrale ein schwedisches Siegestedeum anzustimmen und in Peterhof schwedische Damen zum Tanze zu führen, nicht so leicht zu verwirklichen sei. Zu Werelä am Kymene

*) Eine sehr anschauliche Schilderung der swenskesunder Seeschlacht gibt der Bericht des Franzosen Cazalès, welcher auf schwedischer Seite Augenzeuge und Mitkämpfer war. Herrmann hat diesen Bericht aus dem Berliner Generalstabsarchiv mitgetheilt in Raumers Histor. Taschenbuch für 1857, S. 477 fg.

wurden Unterhandlungen eröffnet und gelangte der Friedensvertrag, kraft deſſen die Beziehungen zwiſchen Rußland und Schweden auf den Zuſtand vor dem Kriege zurückgeführt wurden, ſchon am 14. Auguſt zum Abſchluß.

Mit dieſem Ausgange der unerſprießlichen dreijährigen Rauferei war für Guſtav, nachdem er „mit leidlichen Ehren", wie man zu ſagen pflegt, die Pfote aus dem Dreck herausgezogen hatte, die Möglichkeit aufgethan, die Wunden, welche der Krieg ſeinem Lande geſchlagen, zu heilen und überhaupt einmal nicht allein den König zu ſpielen, ſondern auch in Wahrheit ein rechter Regent zu ſein, ein eifriger Wächter von Recht und Gerechtigkeit, ein redlicher Fürſorger und wirklicher Kulturförderer, ein weiſer und gewiſſenhafter Staatswirth. Von Alledem war aber keine Rede. Dazu hätte es ja des Ernſtes, der Hingebung und Selbſtverleugnung, der Ausdauer und ſchlichten Pflichterfüllung bedurft, und woher ſollte ein von Eitelkeit mißduftender Theaterkönig, welchem die Komödianterei zur Natur geworden, die Eigenſchaften, die Geduld, die Beharrlich-

keit nehmen, zu thun, „was frommet und nicht glänzt"? Guſtav iſt, wie alle lüderlichen Halbgenies es ſind, durchweg ein Menſch der Anläufe geweſen, welcher von jener Arbeitsfreude, von jener —

„Beſchäftigung, die nie ermattet,
Die langſam ſchafft, doch nie zerſtört" . . .

gar keine Vorſtellung und für ſeine wirkliche Schuldigkeit gar kein Gefühl hatte. Alles in Allem ein bloßer Gaukler, dem Lobhudelgedudel eines „königiſchen" Arndt zum Trotz.

Statt daheim zu thun, was nöthig und was ihm oblag, griff der jetzt vierundvierzigjährige Phantaſt alsbald mit ſeinen Träumereien wieder ins Weite und Blaue hinaus. Eine Don-Quijoterie größten Styls ward ausgeheckt: — ein Kreuzzug gegen die franzöſiſche Revolution und für die abſolute Fürſtendeſpotie. Soweit war der Mann heruntergekommen, welcher vor Zeiten einer der Perſonen ſeines „Guſtav Waſa" die Worte in den Mund gelegt hatte: „Glaube, es gibt eine Macht, welche mehr vermag als des Glückes wandelbare Gunſt und gekaufte Soldatenſcharen, eine Macht,

welche auch ſchwache Kräfte ins Uebermenſchliche ſteigert, waffenloſe Kinder über Helden ſiegen lehrt und je mehr unterdrückt, deſto gewaltiger ſich erhebt. Die Liebe zur Freiheit iſt's*)!'' Man thut jedoch dem Könige vielleicht unrecht, wenn man die Ausheckung ſeines antirevolutionären Kreuzzugsſchwindels einzig und allein ſeiner Eitelkeit und Abenteuerlichkeit auf Rechnung ſetzt. Denn die franzöſiſche Revolution beſeitigte ja unter andern Herrlichkeiten des Ancien Régime auch die Verſchleuderung der franzöſiſchen Staatsgelder und ſetzte den allerchriſtlichſten König und ſeine ſchöne Königin außer Standes, unter dem Titel von Subſidien der Majeſtät von Schweden alljährlich ein Almoſen von vier bis fünf Millionen zuzuſtecken. Das Ausbleiben dieſes Almoſens mußte natürlich beſagter Majeſtät ſehr

*) Tro att det gifs en makt, som mera gälla plär
Än ödets lösa nåd och krigarna köpta här,
Som öfver mensklig krets den svagas dygder höjer,
Som vapenlösa barn på hjeltar segra lär,
Och som ju mer hon quäfs, dess större utbrott röjer.
Det kärleken för frihet är.

unliebſam ſein und ſo darf man mit Beſtimmtheit ſagen, daß der beabſichtigte Kreuzzug das Reale mit dem Idealen, das Nützliche mit dem Angenehmen, das Praktiſche mit dem Poetiſchen verbinden ſollte.

Aber der ganze Schwindel wird faulfiſchſtinkend, wenn man zuſieht, wasmaßen er ins Werk geſetzt werden wollte. Mit Hülfe Katharina's der Zweiten nämlich. Die abenteuerliche Politik Guſtavs des Dritten ſchlug plötzlich einen Purzelbaum und legte ſich dann graziös huldigend zu den Füßen der Czarin nieder. Anders kann man dieſe Wendung der guſtaviſchen Unpolitik, welche eben noch Rußland auf Leben und Tod bekämpft hatte und jetzt ganz verrußt ſich gebärdete, doch kaum bezeichnen. Die ſüßen Freundſchaftsbriefe, welche der König und die Czarin zu dieſer Zeit einander ſchrieben, ſind geradezu ekelhaft. Sie freilich, die große Ränklerin, ſie war keine Phantaſtin; ſie wußte, was ſie wollte, und hat daneben mit der Don-Quijoterie Guſtavs ihren ſouverainen Spaß getrieben.

Jedermann weiß oder könnte wenigſtens heutzutage wiſſen, daß der Kreuzzug gegen die fran-

zösische Revolution ein katharinischer Pfiff und Puff gewesen ist. Daß Gustavus Phantastikus sich für diese Thorheit begeistern ließ, kann nicht verwunderlich erscheinen, so man bedenkt, daß ja auch Oestreich und Preußen in dieselbe sich hineinhumbugsiren, hineinkatharinisiren zu lassen bukolisch-poetisch genug waren. Die Kaiserin-Katze hetzte Preußen und Oestreich gen Westen in den „heiligen" Krieg für Thron und Altar, damit sie derweil im Osten die arme Maus Polonia in aller Bequemlichkeit vollends zerreißen und verschlingen könnte*). Ein prächtiges Intrikenstück! Eine weltgeschichtliche „Comedia

*) Katharina sprach das ihren Vertrauten gegenüber mit kynischer Offenheit aus. So gegenüber von Chrapowicki: — „Je me casse la tête, um den wiener und berliner Hof in die französische Angelegenheit hineinzubringen." Noch deutlicher gegenüber dem Vicekanzler: „Die Höfe verstehen mich nicht." (Ja wohl!) „Ai-je tort? Il y a des raisons qu'on ne peut pas dire; je veux les engager dans les affaires, pour avoir les coudées franches. Ich habe viele unfertige Unternehmungen und es ist nöthig, daß sie (der wiener und der berliner Hof) anderwärts beschäftigt seien, um mich nicht zu stören." Chrapowicki's Memoiren, angef. bei Ssolowjoff, 238, Anm.

de capa y espada!“ Die Völker zwar verbluteten ſich daran, aber wozu wären denn dieſe armen Teufel von Völkern überhaupt da, wenn nicht dazu, zeitweilig zum Vergnügen allerhöchſter Herrſchaften einander gladiatoriſch zu martern und zu morden?

Im Sommer von 1791 reiſ'te Guſtav in die Bäder von Aachen und Spaa, unterwegs in Mecklenburg, Braunſchweig und anderwärts mit franzöſiſchen Emigranten, päpſtlichen Nuntien und ähnlichem Ungeziefer zu konferenzeln. Der Zweck dieſer Konferenzen und ſeiner ganzen Feſtlandsreiſe war, ſich nach Mitteln und Wegen zur Verwirklichung ſeines mit der Czarin vereinbarten Kreuzzugsplans — wie mag bei Entwerfung deſſelben Katharina in ſich hineingelacht haben! — umzuſehen und umzuthun. Dieſer Plan — eine pure Phantaſterei, verſteht ſich — ging dahin, daß eine aus Schweden und Ruſſen zuſammengeſetzte Armee von 30,000 Mann, natürlich unter Führung des Schwedenkönigs, nach den Küſten Frankreichs ſegeln und dort in einem Paris möglichſt nahegelegenen Hafenplatz landen ſollte, um mit den die franzöſiſchen Gränzen über-

ſchreitenden Heeren der übrigen Verbündeten, zunächſt Sardiniens und Spaniens, zugleich auf die franzöſiſche Hauptſtadt loszugehen und daſelbſt den umgeworfenen abſoluten Königsthron nebſt Altar wieder aufzurichten.

Der königliche Abenteurer und ritterliche Kreuzzügler in spe mußte aus der hochfliegenden Traumregion, allwo er ſich in der vorweggenommenen Rolle des Ritters und Retters einer durch den Drachen Revolution bewachten und bedrängten Königin ſelbſtbeſpiegelte, leider wieder in die proſaiſche Wirklichkeitsgegend herabſteigen, allwo es heißt: Ohne Geld läßt ſich Nichts machen. Zwar hatte eine honigſüß ſchreibende Czarin Katharina auch ſo Etwas von an ihren Freund — („Dupe", denkt ſie*) — zu bezahlenden jährlichen Subſidien hin-

*) Wie die Czarin den Schwedenkönig werthete, zeigen am deutlichſten ihre während des ſchwediſchen Krieges an Potemkin geſchriebenen Briefe. In einem derſelben (vom 13. Mai 1790) ſteht wörtlich: „Der Schwedenkönig jagt überall umher wie ein tollgewordener Kater."

geworfen und ſogar von 2 Millionen Rubeln, welche alſogleich bar und blank von Petersburg nach Stockholm geſchickt werden ſollten. Allein ſo Etwas ſagt man, thut es jedoch nicht, wenn man eine ſuperlativiſche Czarin iſt. Folglich mußte Guſtav daran denken, die zu den Kreuzzugsrüſtungen und zu ſonſt noch Allerhand nöthigen Gelder aus den armen ſchwediſchen Taſchen herauszuklopfen. Da nun die Schweden trotz der Staatsſtreiche von 1772 und 1789 noch immer der altmodiſchen Ueberzeugung lebten, zur Taſchenfegung bedürfte der König einer Bewilligung des Reichstags, ſo blieb Nichts übrig, als mit möglichſt guter Miene das Widerwärtige hinzunehmen und einen Reichstag zu berufen. Nur nicht nach Stockholm, deſſen Bewohnerſchaft dermalen nicht mehr gut guſtaviſch geſinnt, ſondern ſehr widerhaarig geſtimmt iſt, ſo widerhaarig, daß ſie aufjubelte, als aus dem Reichstagswahlkampf innerhalb ihrer Mauern ein entſchiedener Oppoſitionsmann als Sieger hervorging. Darum berief Guſtav den Reichstag in das abgelegene Hafenſtädtchen Geſle, woſelbſt er am 24. Januar von 1792 die

Verſammlung mit einer pompoſen Theaterkönigsrede eröffnete.

Es war in und um Gefle auch viel Soldaterei entfaltet worden, um die reichstägliche Oppoſition einzuſchüchtern oder, wo nöthig, mit Gewalt niederzuſchlagen. Allein im entſcheidenden Augenblicke ſcheint dem Könige das Herz verſagt zu haben, einen dritten Staatsſtreich zu machen. Und doch konnte nur ein ſolcher vielleicht zum Ziele führen. Denn die Verhandlungen zu Gefle zeigten bald, daß die franzöſiſche Revolution mit ihren weltumſpannenden Gedanken-Armen auch nach Schweden hinaufgegriffen habe. Zwar waren die Vertreter der Bürger- und Bauerſchaft, ja ſogar die der Geiſtlichkeit willig, dem König in Allem und Jedem gegen den Adel beizuſtehen; allein von der eigentlichen Herzensangelegenheit Guſtavs, nämlich von einer neuen Anleihe von 10 Millionen Thalern „zur Ausführung gewiſſer Pläne", wollten auch die Geiſtlichen, die Bürger und die Bauern ſchlechterdings Nichts wiſſen. Es war natürlich ein öffentliches Geheimniß, daß die „gewiſſen Pläne" auf Wiederherſtellung der königs-

lichen Deſpotie in Frankreich abzielten, und dieſer Umſtand ſteigerte die in den Gemüthern brodelnde Gährung bedeutend und verſchärfte den Widerſtand gegen die Wünſche des Königs. Die Rede, womit er am 24. Februar den gänzlich unfruchtbaren Reichstag ſchloß, war eine elende Gaukelei. Er ſchwatzte davon, daß, während „ein fanatiſcher Schwindel beinahe alle Länder erſchüttere", er ſich ganz auf „die Ergebenheit" des Reichstags und die „großmüthige Denkungsart" der Nation verlaſſen könne. Und doch war die Stimmung im Reichstag allmälig ganz gewitterſchwül unheimlich geworden und hatte Guſtav auch aus der Hauptſtadt Botſchaften empfangen, daß daſelbſt die allgemeine Unzufriedenheit immer bedenklicher ſich äußere.

Ein dräuendes Gewitter hatte ſich am Staatshimmel Schwedens zuſammengeballt, keine Frage; aber nicht in einem popularen Wolkenbruch ſollte es ſich entladen, ſondern in einem ariſtokratiſchen Mordblitz.

Die Junker hatten von Gefle die Gewißheit mitweggenommen, daß es mit dem Könige bergab gehe;

aber auch die Beſorgniß, daß derſelbe damit umginge, der Ariſtokratie in Schweden ſo oder ſo den Garaus zu machen. Letzteren wahrſcheinlich mit Beihülfe der Bürger und Bauern, denen die adeligen Privilegien als Pfand und Draufgeld ihres Bundes mit dem abſoluten Königthum hingeworfen werden ſollten; vielleicht aber mittels bloßer Soldatenbrutalität, deren Möglichkeit jedoch ſehr fraglich, maßen die überwiegende Mehrzahl der Offiziere widerguſtaviſch geſinnt war. Alles zuſammengehalten, hätte der Adel die Entwickelung der Dinge ruhig abwarten können. Denn der König hätte, wenn auch vielleicht den Muth, doch ſchwerlich die Werkzeuge gefunden, daheim in Schweden Alles durchzuführen, was durchgeführt werden mußte, um ihm einen Verſuch der Verwirklichung ſeines Kreuzzugstraums zu ermöglichen. Allein ſchon war an die Stelle kaltblütiger Erwägung die Leidenſchaft getreten und ſie wurde von geſchickten Händen zur immer höher lohenden Flamme aufgeſchürt und angeblaſen.

Die Staatsumwälzung Frankreichs ſandte ihre elektriſchen Schläge über ganz Europa hin. Wur-

den durch dieſe Entſendungen der koloſſalen, in Paris arbeitenden Batterie doch ſogar die guten Deutſchen, dieſe abſtruſen Literaturmenſchen und abſtrakten Kunſtduſeler, da und dort ſo empfindlich getroffen, daß ſie aus ihrem Duſel emporfuhren und ſchier ſo thaten, als wollten ſie fürderhin nicht mehr im Traumland Abſtraktoria leben. Droben in Schweden aber wickelte ſich aus den Gährungen der Zeit jenes eigenthümlich-nordiſche, in der Geſchichte der ſkandinaviſchen Völker ſo oft wirkſame Element und Motiv heraus, jener gefrorene Haß, welcher dem weißglühhitzigen des Südens an Fanatismus Nichts vorgibt. Dieſer im ſchwediſchen Junkerthum ſchon lange arbeitende Haß hatte das Verderben König Guſtavs beſchloſſen und war in Geſtalt eines Komplotts der Ausführung dieſes Beſchluſſes nahe und näher gerückt.

Daß im ſchwediſchen Adel eine unmittelbar gegen die Perſon des Königs gerichtete Komplott-Tendenz ſeit Langem vorhanden geweſen, hatte ſchon der Anjala-Bund ſattſam erwieſen. Allein es dürfte aktenmäßig nie zu beweiſen ſein, wer zu dem Mord-

komplott, welches zur Zeit des Reichstags von Geſle zur Reife gedieh, den Keim gepflanzt habe. Aktenmäßig nie zu beweiſen, wohlverſtanden! Denn keine Geſchwornenbank würde nach von dem öffentlichen Ankläger geführtem Indicienbeweis anſtehen, als ſolchen Keimpflanzer den Freiherrn und Generalmajor Pechlin ſchuldigzuſprechen. Der alte, zweiundſiebzigjährige Fuchs war der hartgeſottenſte Ariſtokrat in Schweden. Eine wahre Sohllederſeele von Junker! Sein Haß gegen Guſtav ſeit dem Staatsſtreich von 1772 ein tödtlicher, aber wie ein vergifteter Dolch in der Sammetſcheide kluger Zurückhaltung verſteckt. Dieſer Mann von ſtahlfeſten Nerven hat „den Schnittern das Kornfeld gezeigt und die Sicheln geſchärft.“ Er hat das junkerliche Mordkomplott zu Faden geſchlagen, aber ohne dabei die Hände zu zeigen. Er iſt einer jener dämoniſchen Pfiffici Pfiffikorum geweſen, welche es verſtehen, mittels eines Augenzwinkerns, eines Kopfnickens, einer Handbewegung, eines hingeworfenen Wortes die Menſchen zu böſen Thaten zu treiben und nachher achſelzuckend zu ſagen: Wie Dummköpfe Einen

doch mißverſtehen können! Es kennzeichnet den greiſen Schurken, daß er von vorneherein ſorgſam darauf Bedacht nahm, in keinem Falle geſetzmäßig überführt werden zu können, indem er, den Buchſtaben des Geſetzes über Zeugenbeweis im Auge haltend, niemals Zweien zugleich ſeine Gedanken, Wünſche und Rathſchläge letzter Inſtanz andeutete. Neben und mit Pechlin handirten bei Schaffung des Komplotts der Freiherr Thure Bjelke und die beiden Junker und Brüder Kanzleirath und Sekretär Engeſtröm. Bjelke hat ſich nach losgegangenem Mordklapf und angehobener Unterſuchung ſelber mittels Giftes hingerichtet.

An ſeiner Peripherie, wo der widerguſtaviſche Junkerhaß nur in unbeſtimmten Wünſchen und Drohungen ſich erging, hatte das Komplott maſſenhafter Betheiligung ſich zu erfreuen. Vielleicht iſt die Sage, wenigſtens zwei Drittel des ſchwediſchen Adels hätten von der Verſchwörung gewußt und ſie gebilligt, keine allzu große Uebertreibung, ſondern wenigſtens annähernd eine Thatſache, in welcher auch die Erklärung des Umſtandes läge, daß der

Mordprozeß auf einen möglichſt kleinen Umkreis eingeſchränkt worden iſt. Man konnte ja unmöglich gegen alle Mitwiſſer ſtrafrechtlich verfahren; um ſo weniger, da, wie ein unheimliches Gerücht raunte, ein ſolches Verfahren möglicher Weiſe bis in die königliche Familie hinein- und bis zum Bruder des Königs, dem Herzog von Södermanland, hätte hinanreichen müſſen.

Die Verſchwörung verengte ſich koncentriſch und in ihrer Koncentration potenzirte ſie ſich zum Mordkomplott. Dem Centrum, wo wir die eigentlichen Attentatsgeſellen, die „Schwarzen", finden werden, ſind ſchon ſehr nahe geſtanden drei Offiziere: der Oberſtleutnant Lilljehorn bei den Garden, der Major Hartmansdorff von den Garden und der Freiherr und Leutnant Ehrenſvärd. Der Major war aus junkerlich-militäriſchen Gründen ein Haſſer Guſtavs, Lilljehorn und Ehrenſvärd dagegen hatten aus der Zeitatmoſphäre das revolutionäre Feuer eingeathmet. Sie ſchwärmten aufrichtig für die ſchwediſche „Frihet", welche ſie ſich freilich ganz anders vorſtellten als dieſelbe jemals geweſen war,

und verabſcheuten demzufolge in Guſtav den „Tyrannen".

Noch glühender webte und waltete dieſes idealiſche Element des Komplotts in der Seele des vierundzwanzigjährigen Grafen und Majors Klas Fredrikſon Horn, welcher mit dem Grafen und Kapitän Adolf Ludwig Ribbing und dem Kapitän Jakob Johann Ankarſtröm das Triumvirat der „Schwarzen" ausmachte. Graf Horn, kaum ins Mannesalter eingetreten, Sprößling einer der erſten Familien Schwedens, ſchön von Antlitz und ſtattlich von Geſtalt, reich und brav, liebenswürdig und geliebt, iſt ein lyriſcher Dichter geweſen, welcher von Guſtav dem Dritten dachte, wie der Brutus des Plutarch vom Cäſar, und ganz in klopſtockiſcher Weiſe für die franzöſiſche Revolution — in ihrer erſten Phaſe — ſchwärmte, dieſelbe, ganz wie Klopſtock, als „die Morgenröthe eines anbrechenden neuen Welttags" begrüßend. Er hat Lieder gedichtet — ſie ſind noch heute in ſeinem Vaterlande nicht ganz verklungen — Lieder voll ſüßmelancholiſcher Milde und Melodie, und es müßte wunderbar erſcheinen, wie ein ſo

weichherziger Poet dazu gekommen, in ein Mordkomplott, ja ſo recht in den Mittelpunkt eines Mordkomplotts zu treten, ſo man nicht wüßte, daß gerade in ſolchen „indiſchen Blumenſeelen" mitunter die Wolluſt der Grauſamkeit raſ't. Es iſt überhaupt ein eigen Ding um die Süßen, Zarten, Sanften, Milden, um die Mimoſenherzen und Mondſcheingemüther! Im Verkehr mit denſelben hat man nicht ſelten Veranlaſſung, des orientaliſchen Sprüchworts zu gedenken: „Wer das Reh im Jungle jagt, dem ſpringt der Tiger entgegen." Ja, ein eigen Ding mit ſolchen Zephyrſäuſelern und Blüthenſtaubhaucherinnen! Gefährlich unter Umſtänden! Denn bevor du dich's verſiehſt, ſind die lieben Liebfrauen-Milch-Brüder und die linden Herz-Jeſu-Schweſtern unter die Mantſcher und Pantſcher, Mucker und Munkler der bedenklichſten Sorte gegangen. Wie warnt Hafis?

„Traue keinem Heiligen!
Süße Worte ſpricht er;
Aber in der Kutte ſteckt
Immer ein Halunke . . . ."

Nicht vom lyriſchen Schlage war der Graf Rib-

bing. Ein ſtolzer, feſter, entſchloſſener Ariſtokrat, deſſen Seele ſeine ſchöne und leidenſchaftliche Mutter von Kindheit an auf dem Amboß ihres Haſſes hart widerguſtaviſch geſchmiedet hatte. Sie ſoll dem leichtfertigen Könige Dinge zu verzeihen gehabt haben, welche ein ſtolzes und heißes Weib nie verzeiht, — ſelbſt dann nicht, wann es aus einem jungen Buhlweib ein altes Betweib geworden iſt. Und auf dieſen angeborenen und anerzogenen Groll hatte Ribbing noch weiteren gehäuft, Parteigrimm und perſönliche Erbitterung. Denn er hatte um die Hand des liebreizenden Fräuleins de Geer von Löfſtad geworben, der reichſten Erbin im Schwedenland, und hatte hoffen dürfen, den Preis davonzutragen; ſelbſt gegenüber der Mitbewerbung eines ſo glänzenden Nebenbuhlers, wie der Freiherr von Eſſen war, der Oberſtallmeiſter und ein Günſtling des Königs. Allein Eſſen wußte Guſtavs dringende Fürſprache bei der Familie de Geer zu erlangen und der glückliche Oberſtallmeiſter führte die ſchöne und reiche Braut heim. In explodirender Wuth hatte Graf Ribbing den Freiherrn gefordert und es hatte ein

Duell ſtattgefunden, innerhalb der königlichen „Schloßfreiheit" ſogar, um deren gewaltthätiger Verletzung willen über den Herausforderer eine längere Haft verhängt worden war. Man ſieht, es kochte und ſchäumte ein hinlänglich Maß von widerguſtaviſchem Groll und ribbingiſcher Racheluſt in der Bruſt des Grafen, um es glaubwürdig zu machen, daß er der eigentliche Mordplanentwerfer geweſen ſei. Gewiß iſt, daß mehrere der Eingeweihten während der Prozedur dieſen Plan ausdrücklich den ribbingiſchen genannt haben. Andere freilich behaupten, Ribbing ſei im Kreiſe der „Schwarzen" nur das Sprachrohr des alten Fuchſes Pechlin geweſen, deſſen Winke er in Worte überſetzt habe.

Vielen gilt immerhin der Graf als der rechte Treiber innerhalb des Kreiſes der Verſchworenen. Allein hart ihm zur Seite ſtand ein Mann, der entſchieden keines Treibers bedurfte: — Ankarſtröm. Dieſer i. J. 1761 geborene Junker entſtammte einer walloniſchen, in Schweden eingewanderten Familie. Er hatte von Jugend auf Hofdienſte gethan; war zuerſt Page im Königsſchloſſe, dann Korporal in

der Garde, dann Fähnrich bei den Gardes du Corps gewesen. Diese so zu sagen höfische Laufbahn hatte aber die wilden Affekte, welche in ihm arbeiteten, nicht geschweigt oder auch nur beschwichtigt. Ein schwarz- und schwerblütiger Mensch allzeit, in dessen Anschauungs- und Empfindungsweise Etwas von altskandinavischer Härte und Wildheit eingegangen war, Etwas von der Steinherzigkeit und Berserkerwuth nordischer Urzeit. Ein Charakterkopf, ohne Frage, und ein Mann von großer Wohlgestalt. Der Schädel von unten nach oben mächtig sich erweiternd, energisch geschlossener Mund, prächtige Nase, unter weit und schön gewölbten Brauen große dunkle Augen und darin der melancholische Metallblick des Fanatismus, in den tiefen Furchen der breiten Stirne Stimmung und Entschluß zu finsteren Thaten. Auch Ankarström hatte persönliche Beschwerden gegen den König oder glaubte welche zu haben, weil er von ihm öffentlich gegen denselben ausgestoßener Schmähworte halber in Untersuchung genommen und zu einer Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt worden war. Gustav, zu dessen besten

Eigenſchaften das großmüthige Hinwegſehen und Hinweggehen über ihm perſönlich angethane Beleidigungen gehörte, hatte zwar den Beleidiger begnadigt; aber ſo, wie der Mann nun einmal war, mußte die Verachtung, welche in ſolcher Begnadigung lag oder wenigſtens liegen zu können ſchien, den Stachel in Ankarſtröms Seele nur ſchärfen. Zuſammengeſetzt war übrigens dieſer Stachel wunderlich genug aus junkerlichem Kaſtengeiſt und aus aufrichtiger Vaterlandsliebe und es unterſteht keinem Zweifel, daß nicht die perſönlichen, ſondern die patriotiſchen Motive es geweſen ſind, welche den Fanatiker zu ſeiner That getrieben haben. In Wahrheit, er ſah in Guſtav den böſen Genius, geradezu den Verderber Schwedens und ſeit Jahren hatte er ſich in die Vorſtellung hineingebrütet, daß er ſeines Landes Befreier werden müßte, ſein Leben einſetzend für die Vernichtung des Verderbers. In der Stille des Landlebens, in welche er ſich, nachdem er i. J. 1783 als Kapitän ſeinen Abſchied und dazu eine Frau genommen hatte, zurückgezogen, war dieſer Gedanke zu einem Ungethüm geworden,

welches ſich nicht mehr an der Kette halten laſſen wollte. Im Winter von 1791—92 kam Ankarſtröm nach Stockholm zurück und betheiligte ſich eifrig an dem politiſchen Treiben ſeiner Standes- und Parteigenoſſen.

Unlange vor der Weihnacht wurde er näher bekannt mit dem Grafen Klas Horn und durch dieſen dann mit dem Grafen Ribbing. Wer von den Dreien das Wort „Königsmord" zuerſt ausgeſprochen, iſt mit Sicherheit nicht anzugeben. Jedoch liegt gar kein Grund vor, Zweifel zu ſetzen in Ankarſtröms eigene Angabe, daß er im Kreiſe ſeiner Genoſſen mit ſeiner Abſicht, den König zu tödten, gar nicht heimlich gethan und bald nach der Weihnacht, wo ja durch die Verhandlungen des Reichstags zu Gefle die Aufregung und Verwirrung der Gemüther noch beträchtlich geſteigert wurden, ſich entſchloſſen habe, den Gedanken zur That zu machen. Die gangbare Sage, daß Ribbing und Horn ihrem Mitverſchworenen die Ehre, den Streich auf Guſtav zu führen, nicht gegönnt hätten, daß unter den Dreien das Loos geworfen worden und zu Gunſten Ankar-

ſtröms gefallen wäre, mag einer jener Arabesken-ſchnörkel ſein, welche die Mythenbildungsſucht um derartige Thatſachen der Geſchichte illuſtrirend herzeichnet. Feſt ſteht, Ankarſtröm war einer jener Männer, welche nicht lange fackeln und flunkern, ſondern kurzweg ſagen: „Ich thu' es!" und es wirklich thun.

Der gräfliche Lyriker Horn beſaß in reizender Lage am Mälar ein Landgut und Sommerſchloß, Hufvudſtad geheißen. Dorthin lud er „an einem Sonntag nach Neujahr" ſeine beiden Genoſſen Ribbing und Ankarſtröm zu einer entſcheidenden Berathung, wobei es ſchon nicht mehr um das Was, ſondern nur noch um das Wie ſich handelte. Denn der ſchwarz- und ſchwerblütige Kapitän ſchnitt die Verhandlungen über die öffentlichen Nöthe und Sorgen kurz ab mit den Worten: „Wenn wir den König nicht loswerden, hilft Alles Nichts. Ich ſchaff' ihn weg, wo und wann ſich die erſte Gelegenheit dazu findet." Sollte nicht Schloß und Park zu Haga, Guſtavs Lieblingsaufenthalt, die gewünſchte Gelegenheit bieten? Man diskutirte die Frage, wobei

Ankarström und Horn die Beſchaffenheit von Haga genau erörterten. Doch faßte man auch ſchon das Opernhaus zu Stockholm in's Auge. Zuletzt bemerkte der Kapitän: „Meine Piſtolen taugen Nichts; ich muß mir beſſere verſchaffen.“ — „Oh, was das angeht, ich habe ein Paar vortreffliche,“ ſagte der lyriſche Graf. — „Wollt Ihr ſie mir leihen?“ — — „Mit Vergnügen.“

Von dieſem „Sonntag nach Neujahr“ an umlauerte Ankarström den König. Erſt in der Hauptſtadt, dann auch in Geſle, wo Guſtav während des Reichstags mehr als einmal in Gefahr geweſen iſt, auf einem ſeiner Spazierritte vom Pferde geſchoſſen zu werden. Vielleicht geſchah es nur deßhalb nicht, weil der Auflaurer der Verläßlichkeit ſeiner Waffen nicht traute, da er die „vortrefflichen“ horn'ſchen Piſtolen in Stockholm zurückgelaſſen hatte, maßen eine Reinigung und Reparatur derſelben nöthig befunden und dieſes Geſchäft dem Piſtolenſchmied beim königlichen Leibregiment, Andreas Kaufmann, übertragen worden war. Sobald dann der König Geſle verließ, folgte ihm Ankarström nach der Hauptſtadt,

wo es ſein Erſtes war, die inzwiſchen ausgebeſſerten Piſtolen bei Kaufmann abzuholen. Wenige Tage darauf erfuhr er, daß am Abend des 16. März im Opernhauſe eine große „Maskerade" ſtattfinden ſollte, welchem Vergnügen Guſtav der Dritte ſehr zugethan war. „Die Gelegenheit iſt günſtig," dachte der ſtarrſinnige Attentäter und eilte zum Grafen Ribbing. „Ob der Hund von Sodomiter kommen wird?" fragte der Graf zweifelnd. „Ich hoff' es," verſetzte der Kapitän; „und wenn er kommt, dann ... meine Piſtolen ſind bereits geladen, mit Kugeln und mit Hagel."

Am 15. März begaben ſich Ribbing und Ankarſtröm, nachdem ſie in Erfahrung gebracht, daß der König den auf den folgenden Abend angeſetzten Maskenball beſuchen würde, nach Hufvudſtad, wo ſie mit Horn verabredeten, daß ſie am nächſten Tage um 4 Uhr Abends in Ribbings Stadtwohnung ſich treffen wollten, um die letzten Vorbereitungen zur „Maskerade" in's Werk zu richten. Dieſe Zuſammenkunft fand zur angegebenen Stunde ſtatt. Graf Ribbing hatte aber unmittelbar zuvor einer anderen

angewohnt, beim Freiherrn Pechlin, an deſſen Mittagstafel an dieſem 16. März von 1792 die „Crême" des Komplotts verſammelt war. Daß hier von dem beabſichtigten Königsmorde ausdrücklich geſprochen worden, iſt nicht erwieſen. Wohl aber iſt erwieſen, daß des Näheren darüber verhandelt wurde, was „in Betreff des Reichsregiments zu thun ſein möchte," wenn „das nahe bevorſtehende Unglück eintreten ſollte." Bei dieſer Gelegenheit ſcheint, den Ausſagen des Freiherrn und Oberſtleutnants Lilljehorn zufolge, der alte Fuchs Pechlin einmal aus ſeinem Malepartus ganz und gar herausgegangen und von der Schnauze bis zur Wedelſpitze als der oberſte Leiter der Verſchwörung ſich gezeigt zu haben. Lilljehorn ſelbſt wurde während der Verhandlung von Bedenken und Reue angewandelt und gab dieſer Stimmung Ausdruck, indem er ſeine Mitrottirer beſchwor, den Mordplan fallen zu laſſen. Er richtete Nichts aus und ließ ſeine Skrupel ſogar ſoweit wieder beſchwichtigen, daß er mit Pechlin und dem Kanzleirath Engeſtröm in eine Erörterung über die Vorkehrungen einging,

welche getroffen werden ſollten, um „nach geſchehenem Unglück" die gute alte ſchwediſche „Freiheitszeit" wieder heraufzuführen. Dann, nach dem Weggang aus Pechlins Hauſe ſchlug ihm das Gewiſſen abermals und er beſchloß ſofort, dem König eine Warnung zugehen zu laſſen.

Graf Ribbing ging etwas früher von Pechlin weg, um verabredeter Maßen Horn und Ankarſtröm in ſeiner Wohnung zu treffen. Er theilte ihnen mit, der Freiherr und Generalmajor habe geäußert, daß, wenn die „Sache" nicht jetzt geſchehe, große Gefahr der Entdeckung vorhanden wäre, da ſo viele Leute von dem „Ding" unterrichtet ſeien. „Gut; ich werd' es thun!" ſagte Ankarſtröm und ging mit Horn nach Hauſe, wo er alsbald ſeine Piſtolen hervornahm und jede derſelben mit zwei Kugeln und mit Bleihagel lud. Dieſen Waffen fügte er eine dritte hinzu, ein langes Meſſer mit ſchwarzem Griff, welches er acht Tage zuvor in einer Eiſenbude auf dem Ritterhausmarkte gekauft hatte. Er feilte jetzt einen Widerhaken in daſſelbe und ſchliff die Spitze mittels eines Wetzſteins ſcharf. Während dieſer

Arbeit mag er zum Grafen Horn geſagt haben, daß er entſchloſſen ſei, ſein Leben für die „gute Sache" hinzugeben und, falls er mit dem einen ſeiner Piſtole den König getödtet hätte, die Mündung des andern ſofort gegen die eigene Stirne zu richten. Ob der finſtere Fanatiker in dieſen Stunden irgendwie ſeiner Frau und ſeiner vier Kinder gedacht habe, darüber iſt nicht die leiſeſte Andeutung auf uns gekommen.

Die drei „Schwarzen" hatten bei Ribbing die Verabredung getroffen, daß ſie in ſchwarzen Dominos auf der Maskerade erſcheinen und, hieran einander erkennend, zwiſchen 11 und 12 Uhr im Opernhauſe ſein wollten. Horn kleidete ſich bei Ankarſtröm an. Dieſer ſelbſt that einen Frack an, darüber den ſchwarzen Domino, band eine weiße Larve vor das Geſicht und ſetzte einen runden ſchwarzen Hut auf. In die linke Bruſttaſche ſteckte er das eine Piſtol und zwar mit geſpanntem Hahn, das andere in die rechte Hoſentaſche. Das mit einem Stücke dünnen ſchwarzen Taffets umwickelte Meſſer nahm er in die linke Hand. So gerüſtet, brach er

um 11 Uhr mit Horn aus ſeiner Wohnung auf, um über den Nordermalmsmarkt nach dem Opernhauſe zu gehen.

3.

Der Mord.

Die Lawine des Unheils war im Rollen und Nichts mehr ſollte ſie aufhalten. Auch der Gewiſſensſchrei nicht, welchen der Oberſtleutnant Lilljehorn vernommen und halbwillig ſo befolgt hatte, daß nur eine anonyme Halbheit daraus hervorging. Zu ſchwach zum Guten und zu feige zum Böſen, ſpielt der Jeſuitismus des Menſchen gar gerne mit ſolchen Halbheiten. Die Lawinen der Geſchicke rauſchen achtlos darüber hinweg.

König Guſtav hatte ſich im Opernhauſe ein Speiſezimmer einrichten laſſen und pflegte dort an Theater- und Ballabenden zu ſoupiren. So that er auch am Abend des 16. März von 1792. Sein

Oberſtallmeiſter Eſſen und noch etliche begünſtigte Hofleute ſaßen mit ihm zu Tiſche, während der Sal des Hauſes ſich allmälig mit Masken füllte und das Getön der Ballmuſik ſtoßweiſe in das königliche Zimmer herüberklang.

Es war halb 11 Uhr, als ein Diener, Peter Barck, welcher ſeinen Herrn zum Opernhauſe begleitet hatte und jetzt unter dem Portikus ſtand, neugierig die ankommenden Masken betrachtend, von einem bemantelten Manne mit der Frage angetreten wurde, ob er des Königs Kammerdiener Remi kenne. „Ja, wohl kenne ich den," gab Barck zur Antwort. Worauf der Mann im Mantel: „Ihr ſollt zwei Reichsthaler haben, wenn Ihr dieſen für Se. Majeſtät beſtimmten Brief da geſchwinde dem Remi überbringen wollt." Peter nahm den Brief und eilte damit die Treppe hinauf. Da er aber im Vorzimmer zum königlichen Speiſegemache den Kammerdiener nicht traf, übergab er den Brief einem königlichen Läufer, welcher denſelben hineintrug.

Guſtav ſaß bei ſeinem Lieblingsgetränke, Champagner mit Selterſerwaſſer, und war heiter geſtimmt.

Läſſig öffnete er den ihm überreichten Brief, welcher franzöſiſch und mit Bleiſtift geſchrieben war, aber keine Unterſchrift trug. Der anonyme Schreiber — wir wiſſen, daß es Lilljehorn war — warnte den König, heute die Maskerade zu beſuchen, weil ihm daſelbſt Gefahr drohe. „Bah," ſagte Guſtav, den Brief in die Taſche ſteckend, — „wieder ſo ein anonymer Droh- und Warnbrief! Wenn ich dergleichen Zuſchriften beachten wollte, könnte und dürfte ich nirgends mehr hingehen."

Um 11 Uhr ließ ſich der König einen Domino reichen und erklärte, er wollte ſich die Maskerade anſehen. Er begab ſich zunächſt in ſeine runde Gitterloge, von welcher aus er den prächtigen Theaterſal, der fünf Logenreihen übereinander hatte und 2000 Zuſchauer zu faſſen vermochte, bequem überblicken konnte. Ob ihm, während er hier, etwa eine halbe Stunde lang, verweilte, eine Maske im ſchwarzen Domino mit weißer Geſichtslarve und einem hohen runden Hut irgendwie aufgefallen ſein mag? Dieſe Maske bewegte ſich langſam durch das Gewühl im Sale. Zwei andere

ſchwarze Dominos ſuchten ſich augenſcheinlich in ihrer Nähe zu halten, und wer darauf geachtet hätte, würde bemerkt haben, daß alle drei die königliche Loge ſcharf im Auge behielten.

Es ging gegen Mitternacht, als Guſtav ſeine Loge verließ und, auf den Arm ſeines Oberſtallmeiſters Eſſen gelehnt, in den Sal herabkam. Er durchſchritt denſelben, begab ſich dann nach dem Foyer, kam bald wieder zurück und miſchte ſich mitten in das Getreibe der Maskenluſt. Der Ort war voll rauſchender Fröhlichkeit. Das Orcheſter lärmte, Scherz und Lachen im Sale und in den Logen.

Der König, noch immer Arm in Arm mit Eſſen, ſchritt auf eine dichte Gruppe von Masken zu, innerhalb welcher es ſehr laut und luſtig herging. In dieſem Augenblicke tauchten die drei ſchwarzen Dominos ganz in ſeiner Nähe auf.

Guſtav ſchreitet vorwärts, den Oberſtallmeiſter zu ſeiner Rechten. Einer der drei Schwarzen hält ſich dicht im Rücken des Königs; der andere mehr rechts, als wollte er die Aufmerkſamkeit Eſſens ablenken; der dritte naht ſich von linksher, legt flüch-

tig ſeine Rechte auf die linke Schulter Guſtavs und ſagt mit verſtellter Stimme: „Gute Nacht, Maske!“

Als wär' das ein Stichwort, macht der ſchwarze Domino mit der weißen Larve hinter dem Könige eine raſche Bewegung. Dann zuckt ein Pulverblitz und ein Schuß donnert durch den Sal.

Der getroffene Monarch — die Ladung des Mordgewehres iſt ihm oberhalb der Hüfte in den Rücken gedrungen — ſagt zu ſeinem Begleiter Eſſen: „Ich bin verwundet. Führt mich hinweg und verhaftet ihn!“

„Feuer! Feuer!“ ſchreit es durch den Sal. In wilder Verknäuelung ſtürzt die Menge den Ausgängen zu und das Haus ſcheint unter dem wüthenden Geſtampfe und Getobe zuſammenbrechen zu müſſen*).

---

*) Wie leicht begreiflich, widerſprechen ſich die Berichte über Guſtavs Ermordung in Betreff der Einzelheiten gar ſehr. Auch aus den Prozeßakten iſt kein durchweg genaues und verläßliches Bild der Kataſtrophe zu gewinnen. Ich habe mich bemüht, möglichſt verbürgte Züge zuſammenzuſtellen; kann aber auch nicht alle verbürgen. Der Ueberlieferung zufolge war es Graf Horn, welcher dem Könige die Hand auf die

Eſſen hatte in dem ſchrecklichen Moment, als ihm ſein königlicher Gönner zum Tode verwundet in die Arme ſank, Geiſtesgegenwart genug, nach dem Lagmann und Polizeimeiſter Lilljenſparre zu rufen und die Schließung der Salthüren anzuordnen. Dies geſchehen, wurde der König in ſein Zimmer hinaufgetragen, wo der erſte Verband angelegt ward. Guſtav behielt ſeine Faſſung und Haltung vollſtändig. Ja, er vermochte ſogar zu ſcherzen. Als er auf einer Sänfte vom Operuhauſe zum Schloſſe getragen wurde und die ungeheure Volksmenge wahrnahm, welche voll unverkennbar leid-

---

Schulter gelegt und die Worte: „Gute Nacht, Maske!“ geſprochen hat. In den Verhören hat freilich der arme Lyriker das gänzlich geleugnet und angegeben, er ſei, als Ankarſtröm den Mordſchuß that, „gewiß zehn Ellen von ihm entfernt geweſen.“ Allein der Graf hat ja auch geleugnet, daß er die Mordpiſtolen ſeinem Mitverſchworenen geliehen habe, was doch als erwieſen angenommen werden muß. Eine Sage will, Graf Ribbing habe eigentlich den Mordſchuß losgebrannt; denn als er die Waffe in Ankarſtröms Hand hätte zittern ſehen, habe er ſie ſelber ergriffen und abgeſchoſſen. Das iſt jedoch eine ganz grundloſe Fabel. Ankarſtröm war, wie Arndt mit Recht bemerkt hat, wahrlich kein Zitterer.

voller Theilnahme ihm das Geleite gab, ſagte er: „Seht mal, ich bin wie der heilige Vater in Rom; man trägt mich in Prozeſſion.“

Aber was ging derweil im Palaſte von Guſtavs Bruder, in den Gemächern des Herzogs Karl von Södermanland vor? Unheimliches, ſcheint es. Denn als der von Eſſen geſandte Hiobsbote, ohne darauf zu achten, daß man ihm in der Vorhalle des Palaſtes ſagte, der Herzog ſei in ſeinem Schlafzimmer und ſchon ſeit mehreren Stunden zu Bette, in das Kabinett des Hausherrn drang, fand er dieſen daſelbſt und zwar in voller Großadmiralsuniform. Erwartete der Herzog Etwas? Hielt er ſich vielleicht bereit, ſeine Rolle in dem Trauerſpiele ſofort antreten zu können? Nun, er hat ſie dann auch wirklich angetreten; denn wenige Stunden nachher erließ der verwundete König ein Edikt, kraft deſſen er ſeinen Bruder Karl an die Spitze der aus dem Grafen Wachtmeiſter, dem Grafen Oxenſtjerna, dem Freiherrn Taube und dem Freiherrn Armfelt zuſammengeſetzten Reichsregentſchaft ſtellte.

Die raſche Beſtellung dieſer Regentſchaft, in

welcher die ſcheinbare Hauptperſon eine wirkliche Nebenperſon geweſen iſt, hat den geheimen Leitern des erplodirten Junker-Komplotts einen Stein in den Weg gewälzt, über welchen ſie nicht hinwegzukommen vermochten. Die von den Herren Pechlin, Bjelke, Engeſtröm und Anderen gewollte Revolution, zu welcher Guſtavs Ermordung das Signal geben ſollte, vergeckte, d. h. die Maßregeln, welche der tödtlich verwundete König noch zu treffen im Stande war, verhüteten die Wiederkehr der guten alten frommen „Freiheitszeit" Schwedens. Guſtav war gefällt, aber die Junker waren geprellt. Sie wagten den geplanten zweiten Akt der Mordtragödie nicht in Scene zu ſetzen; ſie wagten auch nicht einmal eine Vorbereitung dazu, weil das Volk Stockholms und Schwedens dem vom Adel meuchleriſch getroffenen Könige alle ſeine Sünden verzieh und Bürger und Bauern den auf Sicherung der Thronfolge und auf Wahrung der königlichen Macht abzielenden Beſtimmungen und Anordnungen des Verwundeten thatkräftige Unterſtützung zu leiſten entſchloſſen waren. Das Verderben des königlichen Hauſes

wurde freilich dadurch nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Die Verrücktheit Gustavs des Vierten vollendete, was die leichtfertige Komödianterei Gustavs des Dritten begonnen hatte, und am 13. März von 1809 nahm der schwedische Adel seine endgültige Rache für den 19. August von 1772 und für den 21. Februar von 1789.

Der zum Tode verwundete König hat übrigens auf seinem vieltägigen Schmerzenslager weit mehr wahre Größe bewiesen, als während seines ganzen früheren Lebens. Was nur immer ursprünglich gut und edel in ihm gewesen war, kehrte sich in diesen Leidenstagen heraus. Nicht allein mit Unverzagtheit, sondern auch mit Heiterkeit sah er dem Unvermeidlichen entgegen. Er vermochte zu scherzen und wußte mittels der Einfälle prickelnder Laune über Schmerzen und Todesschauer sich hinwegzuhelfen. Nur einmal entfuhr ihm eine bittere Rede, der giftigen Klatschbase und Skandalchronistin Gräfin Klinkowström gegenüber, einer Tochter des Ur- und Erzjunkers Graf Axel Fersen, als sie gekommen war, am Qualbette des Königs Heuchelthränen zu ver-

gießen. Da ſagte er mit ſpöttiſchem Lächeln zu ihr: „Frau Gräfin, wie, Ihr weint? Gefall' ich Euch denn nicht, wie ich hier liege? Ihr habt das ja ſeit lange gewünſcht und Viele wünſchten es mit Euch. Aber gebt Acht, es kommt eine Zeit, wo man den Tyrannen Guſtav zurückwünſchen wird . . . .“ Zu hohem Ruhm gereicht es dem gemeuchelten Manne, daß er bei Prozeſſirung der Verſchwörer größtmögliche Milde ausdrücklich empfahl und befahl. Allerdings mag hiebei die traurige Ahnung oder vielmehr Gewißheit, daß bei der weiten Verzweigung und Verwurzelung des Komplotts vollſtändige Gerechtigkeitsübung ja doch unmöglich wäre, mitbeſtimmend gewirkt haben. Aber Guſtav hat auch ausdrücklich gewünſcht, daß nicht nur im Allgemeinen gegen die Rottirer und Komplottirer milde verfahren, ſondern daß ſogar ſeinem Mörder Gnade zu Theil werden möge, — ein Wunſch, welcher freilich keine Berückſichtigung fand und, wie die Sachen lagen, keine finden konnte.

Daß der Meuchlerschuß den König nur tödtlich verwundet hatte, statt ihn auf der Stelle zu tödten, war, wie schon angedeutet worden, für die Pechlin, Bjelke, Engeström und Mitjunker eine Störniß, die ihnen das Koncept vollständig verrückte. Aber auch der Attentäter selber wurde durch diesen Umstand ganz aus seiner Fassung gebracht. Er hat eingestanden, daß, als er bemerkte, sein Schuß habe den König nur verwundet, eine „Sinnentribulation" ihn überfiel, welche ihn vergessen ließ, die Mündung seines zweiten Pistols auf die eigene Brust oder Stirne zu richten. Er hat während des Tumults im Sale dieses zweite Pistol in eine Loge geworfen, nachdem er das losgefeuerte sammt dem großen Messer schon zuvor hatte auf den Boden fallen lassen. Es ist bekannt, daß, nachdem der Versuch, des Attentäters unmittelbar nach dem Attentat im Opernsale selbst habhaft zu werden, mißlungen war, die dort aufgefundene und von dem Pistolenschmied Kaufmann sofort wiedererkannte Mordwaffe auf die Spur des Mörders und zur Verhaftung desselben führte.

Ankarström hatte keinen Versuch zur Flucht ge-

macht. Im erſten Verhöre bezeichnete er ſeine That als ein Werk perſönlicher Rachſucht und wollte von politiſchen Motiven und Mitſchuldigen Nichts wiſſen. Dieſe Stellung ließ ſich aber nicht lange halten gegenüber den erdrückenden Anzeichen und Beweiſen vom Beſtehen eines Junker-Komplotts, welche die Unterſuchung von Tag zu Tag deutlicher zu Tage förderte. Der Attentäter ſah ſich daher gezwungen, wenigſtens ſeine nächſten Geſellen, Ribbing und Horn, zu nennen, und die Geſtändniſſe dieſer Beiden gaben dann dem Oberſtatthalteramt, welches die Prozedur leitete, weitere Fäden in die Hand.

Die Darlegung des Prozeſſes ſelbſt mag billig einem neueren oder neueſten „Vitaval" überlaſſen werden. Genug, am 17. April fällte das königliche Hofgericht ſein Urtheil über den Hauptſchuldigen und dieſer Spruch lautete alſo: — „Weilen der Kapitän Jakob Johann Ankarſtröm als ein geborener Schwede, der dadurch und durch ſeine Eidespflicht dem Könige des Reiches als Unterthan zur Treue und Huld verbunden geweſen, überführet worden, ſeinen König mit überlegtem Muth, aus Rach-

ſucht, vorſätzlich, innerhalb ſeines Burgfriedens ermordet zu haben, ſo hält das königliche Hofgericht dafür, daß, vermöge des Kap. 4, §. 1 des Titels von Miſſethaten und der Geſetze wegen Schärfung der Strafe bei vorzüglich groben Verbrechen, dieſer grimmige Miſſethäter, Jakob Johann Ankarſtröm, welcher durch einen ſolch argen Vorſatz und deſſen abſcheuliche Ausführung alles bürgerliche Anſehen, Ehre und Würde abgelegt und des adeligen Standes ſich unwürdig und verluſtig gemacht hat, dieſer unerhörten Miſſethat wegen und zum allgemeinen Schrecken und Abſcheu ſolchergeſtalt beſtraft werde, daß er erſtlich auf drei verſchiedenen Märkten (Ritterhaus-, Heu- und Neumarkt) drei Tage nach einander zwei Stunden am Schandpfahl ſtehen ſolle, mit einer über ſeinem Kopfe befeſtigten Tafel mit der Aufſchrift: Der Königsmörder Jakob Johann Ankarſtröm —; daß er jedes Mal, nach verfloſſenen dieſen Stunden, vom Büttelknecht mit fünf Paar Ruthen und mit jedem Paar mit drei Hieben geſtrichen werde; daß er endlich, nach vorhergegangener Bereitung zum Tode, zum Galgenplatz

geführt werde, die rechte Hand und den Kopf verliere und dergestalt auf's Rad gelegt werde, daß Hand und Kopf auf einen Pfahl gesteckt, der übrige Körper aber auf vier Räder gelegt werde. Auch sollen alle fahrenden und liegenden Güter des Mörders der Krone anheimfallen. Ueberdem soll sowohl am Galgen als am Kack des Packaremarktes eine Tafel befestiget werden, worauf vermerkt ist, wie der Königsmörder Ankarström im Jahr 1792 verurtheilt und bestrafet worden."

Dieses Urtheil ist mit allen seinen barbarischen Einzelnheiten vollstreckt worden, ohne daß die Nerven des gemarterten Mannes ihm versagten. Standhaft ist er bis zuletzt dabei verharrt, daß er in Gustav dem Dritten den Feind, den Unterdrücker und Verderber des Vaterlandes getödtet habe*).

*) Der schwedische Novellist Crusenstolpe hat in seinem historischen Roman „der Mohr" (Bd. 4, Kap. 17) folgenden Zug als historisch verbürgt, welcher, falls er das wirklich wäre, wieder einmal recht deutlich zeigen würde, daß, wie im shakspeare'schen Trauerspiel, so auch in der Tragödie „Weltgeschichte" dem Tragischen das Komische auf die Ferſen tritt und Klown, Harlekin und Hanswurst vor den Augen Mel-

Auch über Ribbing, Horn, Lilljehorn und Ehrenſvärd ergingen Todesurtheile. Der Regent jedoch, Herzog Karl von Södermanland, begnadigte die Viere zur Verbannung und ſie ſind dann, etliche erſt nach langen Jahren, in der Fremde geſtorben und verſchollen. Der alte Fuchs Pechlin und der Kanzleirath Engeſtröm kamen mit lebenswieriger Feſtungshaft davon ....

Guſtav der Dritte aber war ſeinem Mörder im Tode vorangegangen. Der kalte Brand ſeiner Wunde brachte ihn um und in ſeinem ſiebenundvierzigſten Lebensjahr am Vormittag des 29. März

---

vomene's ihre Späße machen. Unmittelbar nach der Hinrichtung Ankarſtröms erſchien nämlich, dem genannten ſchwediſchen Autor zufolge, in Stockholm ein Holzſchnitt, welcher den Attentäter während ſeiner Ausſtellung am Pranger darſtellte. Der Holzſchnittdrucker mußte Tag und Nacht drucken, ſo begehrt war das Bild. Bei dieſer haſtigen und gewaltſamen Abnutzung zerſprang die Holzplatte. Woher in der Geſchwindigkeit eine neue nehmen? Eine neue war nicht zu beſchaffen, wohl aber eine alte. Zwar nicht eine mit Ankarſtröms, aber doch eine mit — Luthers Bildniß. Dieſe ſchnitzelte der Holzſchneider etwas zurecht, ſetzte die Inſchrift: „Der Königsmörder Ankarſtröm“ über den Kopf des Reformators und druckte dann luſtig weiter, eine Menge von Luther-Ankarſtrömen.

1792 ist er von der Weltbühne abgetreten. Denn es mag nicht unpassend sein, den Hingang gerade dieses Königs also zu bezeichnen. Hätte er doch, wie vormals der sterbende Oktavianus Augustus gethan, in seiner letzten Stunde an seine Freunde die Frage thun dürfen: „Ecquid videretur mimum vitae commode transegisse?“ Zweifelhaft ist freilich sehr, ob die Freunde, wenn sie hätten ehrlich sein wollen, die Rolle des Theater-Königs als eine gutdurchgeführte zu beklatschen berechtigt gewesen wären. Immerhin war der arme eitle Gustav, was man einen „denkenden Schauspieler“ nennt, und das ist schon Etwas, — vorausgesetzt, daß überhaupt „Etwas“ ist an und in diesem Schaum und Traum, von welchem da geschrieben steht beim Evangelisten vom Avon: —

„Ein Schatten nur,
Der wandelt, ist das Leben, weiter Nichts;
Ein armer Komödiant, der auf der Bühne
Sein Stündchen stelzt und große Worte macht,
Worauf man weiter Nichts von ihm vernimmt;
Ein Märchen ist's, erzählt von einem Schwachkopf,
Voll wilden Wortschwalls, doch bedeutungsleer.“

Die

Göttin der Vernunft.

1.

Die Deutſchen ſollen und wollen, wie es ſcheint, in der Politik ewige Kinder ſein und bleiben. Sind doch ſogar, ſtatt vorwärts zu wachſen, die Inſaſſen der „frommen Kinderſtube Deutſchland“ bis zur förmlichen Wickelkindlichkeit zurückgealtert. Wie hätten ſie ſonſt Anno 1866 glauben und hoffen können, ein galvaniſirter Leichnam, der deutſche Bund, werde Thaten thun? Von Uranfang an haben ſich die Deutſchen zur Idee des Staates unempfänglich, unbeholfen, geradezu tolpatſchig verhalten. Ihr von Haus aus ſchwacher politiſcher Sinn verkuhſchnappelte in der Kleinſtaaterei, verkrähwinkelte im Gemeinde- und Korporationsweſen vollends zu engherzigſter Philiſterei. Die größte politiſch-ſoziale That, zu welcher das Germanenthum es gebracht hat, war

die Feudalität, alſo die abſolute Barbarei, das infame Kaſtenweſen, welches unſere Ahnen aus der indiſch-ariſchen Urheimat mit nach Europa herübergeſchleppt haben, — ein Erbübel, das noch heute ekelhaft forteitert.

Aber war denn nicht auch der Staatsbau Englands eine germaniſche Schöpfung? Ja wohl; vorausgeſetzt nämlich, daß man die Fiktion von dem Germanenthum der aus keltiſchen, germaniſchen und romaniſchen Elementen zuſammengebaſtardeten engliſchen Nationalität aufrechthalten wolle, was man immerhin thun kann. Denn eine Berechtigung hiezu gibt die Thatſache an die Hand, daß der engliſche Staatsbau, dieſes Ideal der feſtländiſchen Liberalen, durch und durch feudal war und iſt. Dieweil derſelbe jedoch mit allerhand konſtitutionellen Brimborien und allerlei parlamentariſchem Spielzeug aufgedonnert und ausgeflittert iſt, mag er ein ganz paſſendes Staatsideal für Leute ſein, welche ja auch in dem herz- und gewiſſenloſen Humbuger Palmerſton das Muſter eines „liberalen" Staatsmanns geſehen und geprieſen haben.

Aber woher rührt denn das Unheil, daß die Deutſchen in der Politik ohne Schick und Takt, ohne Spontaneität und Initiative, ohne eigenwüchſigen Willen und elementare Thatkraft ſind? Daher, daß ſie von Anfang an ein theologiſches Volk waren und bis zum heutigen Tage blieben, d. h. ein Volk, deſſen höchſtes Sinnen und Minnen nicht der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge", ſondern den eingebildeten und angeblichen „Urformen" galt und gilt, ſtets bereit, das Wort der That vorzuziehen und für Phantome Weſenheiten hinzugeben.

Falls aber des römiſchen Poeten bekanntes Sprüchlein:

„Solamen miseris socios habuisse malorum" —

wahr iſt, ſo fehlt es uns nicht an Troſt. Denn nicht uns Deutſche allein hat der Theologismus verhindert, es in der Politik zu Etwas zu bringen, wobei ſelbſtverſtändlich der Begriff Theologismus weder im Sinne des athanaſius'ſchen Kredo, noch des Tridentinum, noch der augsburger oder der helvetiſchen Konfeſſion gefaßt iſt. Es gibt eine welt-

geſchichtliche Thatſache, welche auch leichteſte Korkſeelen zum Nachdenken ſtimmen muß und in Form einer ſchneidenden Schickſalsironie Zeugniß ablegt von dem Unſinn und Unheil des Daſeins der Menſchheit: die Thatſache, daß gerade die erwählten „Völker Gottes", d. h. die mit Intelligenz höchſter Potenz begabten, mit konſequenteſtem Idealismus getränkten Inder, Juden, Griechen und Deutſchen, die ſchlechteſten Staatsgeſchäfte gemacht und mit all ihrer ungeheuren civiliſatoriſchen Arbeit, mit aller Hoheit und Tiefe ihres Gedankenlebens, mit der ganzen Schöpfungsmächtigkeit ihrer Phantaſie es nur dazu gebracht haben, weltbürgerlicher Kulturdünger zu ſein. Der wilde Schmerz über ſolch ein Geſchick ſpitzte ſich in Indien zu der großartigen Religionsdichtung, genannt Buddhismus, zu, wie er aus dem Judenthum das weltverleugnende Chriſtenthum hervortrieb, und er ſtöhnt gleich erſchütternd aus dem hebräiſchen Gedicht vom Hiob, wie aus dem helleniſchen vom Prometheus und aus dem deutſchen vom Fauſt. Die Juden freilich, welche ja ſo geſcheidt geweſen ſind, ſchon frühzeitig neben der

Stiftshütte ihres Elohim das goldene Kalb aufzuſtellen, haben ſich ſpäter an der Welt gerächt, indem ſie ſtatt der ihnen verſagten Staatsgeſchäfte wenigſtens glänzende Staatspapiergeſchäfte zu machen wußten und wiſſen.

In Wahrheit, die Juden haben mit der Zeit an die Stelle ihrer theologiſchen Leidenſchaft mehr und mehr das „Geſchäft" geſetzt und jene ſo zu ſagen zu einer bloßen „Schlemihlerei" degradirt, gut genug allenfalls für den „Schabbes". Die Kinder Teut aber waren nicht ſo klug wie die Kinder Iſrael. Im Gegentheil, ſie traten die Hinterlaſſenſchaft der Letzteren als ein koſtbarſtes Vermächtniß an, und hätte es den frommen Vätern von Nikäa gefallen, ſtatt des einen Glaubensbekenntniſſes deren zehn zu verfertigen, Michel hätte ſie alle mit Heißhunger verſchluckt. Der arme theologiſche Nimmerſatt konnte ja ſolcher „Seelenſpeiſe" nie und nimmer genug bekommen.

Daraus erklärt es ſich, daß den deutſchen Fürſten ihr angeſtammtes, ſchon zu des Arminius Zeiten eifrig geübtes Handwerk, der Vaterlandsverrath,

im Mittelalter so leicht gemacht war. Wurde es doch mit Hülfe und zum Vortheil des Papstthums geübt und die Deutschen nahmen die Papstfabel bekanntlich für bare Wahrheit, nahmen sie blutig ernst, während andere mittelalterliche Christen, die Franzosen, die Engländer, sogar die Spanier, sammt ihren Königen den dreifach gekrönten Alfanz zwar theoretisch verehrten, praktisch jedoch nur anerkannten, wann und soweit es gerade in ihren Staatskram paßte. Der theologische Vampyr hatte demnach schon im Mittelalter gierig vom Herzblut unserer Nation gesogen; allein er wurde zu einem noch kräftigeren und durstigeren Unthier aufgehätschelt durch die Lutherei, welcher es so schön gelungen ist, die widernationale Trias: Bibelbuchstabengötzendienst, fürstlichen Partikularismus und unterthänliche Knechtseligkeit — mit dem ganzen Nimbus eines unantastbaren Dogma's zu umgeben. Der ewigglorreiche geistige Befreiungskrieg, welchen das achtzehnte Jahrhundert gegen alle Mächte der Finsterniß geführt hat, schien auch diesen lutherischen Bovist fällen zu wollen, ja schon gefällt zu haben. Wie sollte

er ſtandhalten gegen die herrlichen Siegesſchläge, welche unſere vier großen Befreier, Leſſing und Kant, Göthe und Schiller, gegen ihn thaten? Und doch hielt er ſtand. Ach, wir waren viel zu ſehr vertheologiſirt, verbibelt, verjudet, um die von den unſterblichen Viermännern uns gebrachte frohe Botſchaft der Vernunft und Humanität zu verſtehen und anzunehmen. Darum iſt es dann dem lutheriſchen Jeſuitismus, genannt romantiſche Schule, ſo leicht geworden, unſere „gebildeten Stände" von den Regionen leſſing-kantiſcher Aufklärung und göthe-ſchiller'ſcher Schönheit und Freiheit wieder weg und ins theologiſche Duſter- und Duſel-Land zurückzulocken. Darin dämmern ſeither die guten Deutſchen wieder herum, unermüdlich das leere Stroh dreſchend, welches ihnen von Kanzelpäpſten und Katheder-pfaffen vorgeſchüttet wird.

So ein Katheder-pfaffe höchſter Potenz iſt auch der Hegel geweſen, welchem das tübinger „Stift" ſein Lebtag aus allen Poren guckte. Ein Wortſchaum-ſchläger, welcher ſein Bißchen Talent dazu verbrauchte, die deutſche Sprache zu einem Babelthurm-

baukauderwälſch zu verhunzen, womit eine Nation zu behelligen, welcher Leſſing unlange zuvor eine wiſſenſchaftliche Proſa geſchaffen hatte, nur die äußerſte Schamloſigkeit ſich erfrechen konnte. Und was barg denn dieſe kauderwälſche Hülle für einen Kern? Theologie, was ſonſt? Die hegel'ſche Philoſophie iſt wie eine Zwiebel — abſcheuliches Gewächs! Du ſchälſt und ſchälſt immerzu, um zur Sache, zum Kern, zur Fruchtſubſtanz zu kommen; aber nach Abſtreifung der letzten Haut findeſt du — Nichts. Oder doch Etwas? Freilich. Hat unſer Katheder-pfaffe nicht gekauderwälſcht von der „abſoluten" Religion, d. h. vom Juden-Chriſtenthum, und vom „abſoluten" Staat, d. h. vom königlich-preußiſchen Polizeiſtaat? Das alſo wäre der Zwiebel Kern! Man kann übrigens die Hegelei, welche in Deutſchland ſo viele Schafsköpfe drehend gemacht hat, auch vergleichen mit einem jener Verirpakete, welche junge Leute einander zu überſenden lieben. Dreifach umſchnürt, ſiebenfach verſiegelt, mit großer Werthangabe verſehen, enthält ſo ein Paket, nachdem der Empfänger die Dutzende und Wiederdutzende

von Papierhüllen aller Formen und Farben entfernt hat, ſchließlich nur einen neuen Spielpfennig oder einen alten Hoſenknopf. So wirſt du, wenn du die zahlloſen kauderwälſchen Konvolute durchbrochen und mit gebührendem Ueberdruß bei Seite geworfen haſt, im Innerſten, im Tabernakel der hegeliſchen Philoſophie nur den alten, angemoderten, muffigen theologiſchen Zopf vorfinden, den der unverſchämte Gaukler, der freche Sophiſt, welcher wie die Trinitätsfabel ſo auch die karlsbader Beſchlüſſe ſykophantiſch und denunciantiſch zu rechtfertigen unternahm, vor Zeiten im tübinger Stift getragen hatte. Dieſer Zopf iſt der Fetiſch, das Palladium, die Standarte der Schüler des Mannes geworden und geblieben. Deßhalb die ewige Wiederaufwärmung und Wiederauftiſchung der altgebackenen faden Judenmazzen, welche unſere Großväter voll Ekel und Verachtung weggeworfen hatten; deßhalb der zudringliche Eifer, die Unterſuchung der Beſtandtheile und der Zubereitungsart dieſer Mazzen immer und immer wieder den geduldigen Deutſchen als eine „Angelegenheit der Nation" aufzuſchwatzen.

Und ſie laſſen ſich dieſelbe aufſchwatzen. Denn dies auch iſt eins der unglücklichen Charaktermerkmale unſeres Volkes, daß es aus lauter Tiefſinnigkeit gerne das Unſinnige annimmt und glaubt, ſeinen wahren Sehern und wirklichen Lehrern dagegen ein eiſiges Mißtrauen entgegenbringt. Im Juni von 1807 ſagte in Tilſit der ruſſiſche General Budberg zum preußiſchen Freiherrn von Schladen: „Mit einem Monarchen wie der Ihrige kann Niemand den Staat retten. Er hört und befolgt immer nur den Rath der Schwächlinge und der Schurken.“ Genau ſo, wie Friedrich Wilhelm der Dritte that, thun die Deutſchen. Laßt ihnen einen Mann von lauterſter Vaterlandsliebe und makelloſeſtem Ruf aus der ganzen Fülle ſeines Herzens und aus der ganzen Genialität ſeines Kopfes einen Rath geben: ſie werden daran unendlich zu deuteln, zu mäkeln, zu tadeln haben und denſelben jedenfalls nicht befolgen; denn er iſt zu einfach, zu gerade und geſundmenſchenverſtändig, er trifft zu ſehr das Rechte und Richtige. Aber laßt einen ehrgeizigen Schwachkopf, einen ſelbſtſüchtigen Gaukler, einen phraſenſchleimigen

Parlamentshanswurſt das Kläglichſte, laßt den nächſten beſten Lump und Schuft das Lumpigſte und Schuftigſte anrathen: die guten Deutſchen werden Wohlgefallen daran finden; insbeſondere, wenn, was übrigens ſelbſtverſtändlich, der Rathſchlag dahin geht, den dämmernden, duſelnden, dahlenden Lebenswandel fortzuſetzen und die „rohe Empirie des Handelns" getroſt andern Völkern zu überlaſſen, maßen ſich dieſelbe für die „Nation von Denkern und Kritikern" nicht ſchicke.

Oh, über den deutſchen Kriticismus! Er gemahnt nur allzu häufig an jene höchſt verwickelte, tiefſinnige und kunſtvolle Maſchine beim Hogarth, welche erfunden und konſtruirt wurde, um — den Kork aus einem Flaſchenhals zu ziehen. Oder auch gemahnt er an den „Spodizator" beim Rabelais, welcher „einem todten Eſel künſtliche Winde entlockte und die Elle davon zu fünf Sols verkaufte." So ein richtiger deutſcher Kritikakerlak beweiſ't dir mit breitſpurigſter „Wiſſenſchaftlichkeit" ein-, zwei-, drei- und mehrbändig, daß 3 mal 1 gleich 3, nicht aber gleich 1 ſei, und andere dergleichen Dinge mehr.

Hüte dich wohl, zu meinen oder gar zu ſagen, ſothane Großthaten Kritikakerlaks ſeien ja ganz überflüſſig, für Jeden überflüſſig, welcher fünf geſunde Sinne beſitze und ſeinen Denkapparat überhaupt einmal, und wäre es auch nur zehn Minuten lang, in Bewegung geſetzt habe, — hüte dich! Denn ſofort würde eine ganze Horde von Kritikakerlaken über dich herfallen und dich als undeutſch, oberflächlich, frivol und unwiſſenſchaftlich verſchreien.

Die armen Franzoſen, welche, ſo viele ihrer nämlich überhaupt ſtaarſtechfähig, ſchon von ihren Rabelais, Montaigne und Voltaire den Glaubensſtaar ſich ſtechen ließen! Wie ſchauderhaft „ungründlich" und „unwiſſenſchaftlich" iſt es bei dieſer Operation zu- und hergegangen! Zwar das läßt ſich kaum beſtreiten, daß die frivolen Franzoſen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin ſchon gerade ſoweit waren, wie die ernſten Deutſchen jetzo gegen das Ende des 19. hin ſind. Aber das thut Nichts: — ſie hätten von Wiſſenſchaftswegen warten ſollen und müſſen, bis die gründliche deutſche Kritik allen den Plunder, Schund und Wuſt viel-

bändig-wiſſenſchaftlich wegbewieſen gehabt hätte, welchen der „franzöſiſche Leichtſinn" ſo vorſchnell und ſo ohne Umſtände weggeſpottet und weggelacht hatte.

Nun aber vernehm' ich aus der Jahnhagelgegend her eines deutſchdümmlichen Bierbaſſes ingrimmig Gebrumm: „Quousque tandem?" ... Wie lange noch ich euch die Wahrheit ſagen werde, vieltheure Landsleute? Gerade noch ſo lange, als ich Zunge und Feder rühren kann. Gerade noch ſo lange, als ihr es nöthig habt. Und ihr habt es — bei Wuotan und Frouwa! — ſehr nöthig. Ja, ihr braucht einen über der Atmoſphäre deutſcher Knechtſchaffenheit ſtehenden Mann, welcher den ernüchternden Kaltwaſſerguß der Wahrheit auf eure vom ſelbſtgefälligen Phraſenfuſel eurer Turn-, Schieß-, Sang- und Sauf-Feſte beduſelten Schädel herabſchüttet. Ihr ſeid eines ſolchen rückſichtsloſen Grobianus a Lapide infernali doppelt bedürftig zu dieſer unſerer Zeit, allwo eine erkleckliche Anzahl von Hofräthe-ſeelen, welche bei den Fürſten nicht mehr an- und unterzukommen wußten, die Volkshofräthelei etablirt hat. Wie ſie ſich drücken und ducken und biegen

und ſchmiegen, die Herren Volkshofräthe, um auf dem Wege ſanfter Oppoſition zu Fürſtenhofräthen mälig vorzurücken! Mit wie zierlich nationalökonomiſchen Pas ſie den liberalen Bourgeoistanz um das goldene Kalb her mitmachen! Wie ſie ſcharwenzeln und fuchsſchwänzeln an den Tafeln der Bankokraten und begeiſterungsvoll einſtimmen in das „Hoch der allmächtige Dollar!" Mögen ſie das Alles thun; ſie ſind nun einmal dazu gemacht und die den Weltmarkt beherrſchende Firma Lump und Kompagnie hat auch ſolche Kommis nöthig. Nur kann man an dem Geſindel nicht vorübergehen, ohne daß Einem das Bein juckte, demſelben einen Gelegenheitsfußtritt zu geben. Damit von dieſer Grundſuppe deutſcher Gründlichkeit weg und zurück zu den ungründlichen Franzoſen ....

Das iſt ein Springervolk! Sprunghaft ſeine ganze Geſchichte. Mitunter ſcheinbar ganz verloren in allerlei Albernheiten und Kindereien, in Louis-Philippismus oder in Louis-Bonapartismus, in Chateaubriandismen oder in Saint-Simonismen, und doch ſtets auf dem Sprunge, mit gleichen Füßen in

die Revolution hineinzuſpringen, ins Unberechenbare, ins Chaos, — ſo iſt dieſes queckſilberne Franzoſenthum nun einmal dazu beſtimmt, das Barometer der Welthiſtorie abzugeben. Die Elaſticität der franzöſiſchen Queckſilberigkeit iſt unzerſtörbar, ihre Expanſionskraft unermeßlich; aber ihre Verläßlichkeit gleich Null. Wem ſollte auch einfallen, vom Queckſilber Feſtigkeit, vom Wind und von der Welle Beſtändigkeit zu verlangen und zu erwarten? Dieſe galliſchen Springinsfelder ſind wie jener münchhauſen'ſche Läufer, welcher ſich Bleigewichte an die Beine binden mußte, um ſeinen Schnellgang zeitweilig einigermaßen zu mäßigen. Die Reſtaurationszeit, der Geldbrozenkönig, „deſſ' Haupt glich einer Birne", der „L'empire-c'est-la-paix"-Alp ſind ſolche Bleigewichte. Eines ſchönen Tages aber ſtreift Monſieur Vert-Galant die abſcheulichen Bleiklötze plötzlich wieder ab und thut einen Juli- oder Februarſprung, daß Europa in ſeinen Grundveſten erzittert und die Völker aufjauchzen vor Staunen und Freude.

Solche Sprünge müſſen doch wohl auch mit

zum Weltorganismus gehören, da ſie von Zeit zu Zeit immer wieder geſchehen. Die Theorie von einer deutſchlangſamen und deutſchmethodiſchen, aber ſtätig vorſchreitenden Entwickelung menſchlicher Kultur, von einer Entwickelung, welche die Gedanken der „allgemeinen Vernunft", die „ewigen Grundſätze" des Rechts friedlich und ungehemmt in Thaten überſetzt, iſt recht ſchön. Schade nur, daß die weltgeſchichtliche Praxis ſich ſo wenig darum kümmert. Wollte ſie jener Theorie nachleben, wie gemüthlich und idylliſch würde es auf dieſer unſerer Erde zugehen! Es bedürfte dann auch keiner franzöſiſchen Leichtfüße von Revolutionsſpringern mehr. Und das wäre gut, ſofern dieſelben mitunter doch gar zu tolle Sprünge machen, den Chriſten zum Skandal, den Juden zum Aergerniß. Heidniſche Sprünge geradezu, unmittelbar in die ſataniſchen Regionen von Gog und Magog hinein.

So einen Sprung machten ſie im Jahre 1793, einen richtigen Purzelbaum aus dem Chriſtenthum ins Heidenthum hinüber, indem ſie auf dem Altar des „dreieinigen" Gottes die „Déesse de la Rai-

son“ inthroniſirten. Das ganze Huſſah und Halloh dieſer Orgie erinnerte auffallend an das wüſte Spektakel der mittelalterlichen „Narren- und Eſelsfeſte“, welches ja ebenfalls auf franzöſiſchem Boden am wildeſten getobt hatte. In jedem Menſchen ſteckt bekanntlich der Narr, welcher zuweilen mit aller Gewalt heraus will. Es kommt nur darauf an, ob er Kraft genug hat, die Zwangsjacke der Gewohnheit zu zerreißen, oder nicht. Die Narren von 1793 hatten die erforderliche Kraft und ſo ſetzten ſie das große Narrenfeſt des Atheismus in Scene, welches wir uns jetzt etwas näher anſehen wollen. Es iſt der Mühe nicht unwerth.

2.

Ja, der Narr war los, ſtellte ſich auf den Kopf, ſchlug Räder und purzelbäumte ſich. Es geſchah, was immer geſchieht und geſchehen wird, wenn das alte Gewohnheitsthier, der Menſch, den Verſuch macht, mit der Vergangenheit plötzlich und vollſtändig

zu brechen: — die chroniſche Thorheit wurde zum akuten Wahnwitz.

Da zur Zeit des Ancien Régime das Chriſtenthum ganz und gar im Pfaffenthum untergegangen war, ſo mußte der revolutionäre Zorn eine ſtarkaufgetragene heidniſche Färbung haben. Wie auch konnte die Erinnerung an das antike Heidenthum einem am 10. Auguſt von 1792 triumphirend zum Durchbruche gekommenen Republikanismus fernbleiben? War doch die Gironde, welche dem von Madame La France zur Welt geborenen Auguſtkind zunächſt zur Amme und Wärterin beſtellt wurde, mit antiken Erinnerungen ſo vollgeſtopft, daß ihr die griechiſchen und römiſchen Sentenzen bündelweiſe zum Maule heraushingen. Das gute parlamentariſche Schwatzweib, was hat es dem Püppchen für hübſche mileſiſche Märchen und für ſinnreiche äſopiſche Fabeln vorgeleiert, um daſſelbe zu einer honetten, attiſch wohlerzogenen, Griechiſch und Latein verſtehenden Respublika zu erziehen! Aber, ach, der kleine Engel ward im Handumdrehen ein großer Bengel, welcher die Carmagnole anthat, die rothe

Mütze aufſetzte und im Flegeljahrehumor mit ſeinem gefährlichen Spielzeuge, der Guillotine, ſeiner vieltheuren Amme den Kopf abſchlug.

Die wackeren Wolkenwandler und braven Schönſchwätzer von Girondiſten hatten die Republik ſalonsfähig machen wollen, um ſie mit Anſtand ihrer Aſpaſia, Manon Roland, vorſtellen zu können. Auch das girondiſtiſche Heidenthum war ein auf die „gute Geſellſchaft" berechnetes. Bei heiteren Sympoſien die Schläfen mit Violen und Roſen zu bekränzen und, befeuert von ſchöner Frauenaugen zärtlichen Blicken, den „Harmodios" zu ſingen, wie ihn vor Zeiten im perikleiſchen Athen griechiſche Philoſophen, Poeten und Künſtler angeſtimmt hatten, davon träumten die girondiſtiſchen Träumer noch zur Zeit, als längſt nicht mehr der Salon, ſondern die Straße den Ton angab — und was für einen Ton! — im Babel-Paris. „Ça ira!" Ach, das war kein „Harmodios", wie ihn Perikles und ſeine erlauchten Freunde mitſammen geſungen. Das war der Chor der „Guillotinefurien", allvormittäglich heiſer gekreiſcht auf der Place de la Révolution, wann das Fallbeil in

ſchrecklicher Monotonie zwanzigmal, dreißigmal, fünfzigmal auf- und niederging.

Aber die Straße will auch ihr Heidenthum haben, maßen ja doch das Chriſtenthum mehr und mehr aus der Mode gekommen iſt. Auch der Unglaube darf kein Privilegium der verdammten Ariſtokraten mehr ſein, f....! Darum, f...., Commune von Paris, thu' deine Schuldigkeit und, f....., verheideniſire hübſch unſere eine und untheilbare Republik. Liberté, égalité, fraternité ou la mort!... Solcher Père-Duchesne-Styl trug es über des armen genialen Vergniaud klaſſiſche Beredtſamkeit davon, wie ja in 99 Fällen von 100 die Gemeinheit allzeit den Genius beſiegt. Am jakobiniſch-exploſiviſchen 2. Juni von 1793 wurde der Gironde zu Grabe geläutet. Sie hatten vom Rechte deklamirt, die liebenswürdigen Schwärmer, derweil ihre Gegner die Macht an Hand genommen hatten. „Macht geht vor Recht!" Das war eine brutale Thatſache, lange bevor deutſche Dahl- und Duſelinge im J. 1864 darob die Hände über den Strohköpfen zuſammengeſchlagen haben, als wäre

nicht die ganze Geſchichte ihres eigenen Vaterlandes, als wäre nicht die ganze Weltgeſchichte von Anfang an und bis zum heutigen Tag eine unaufhörliche und unwiderſprechliche Variation jenes troſtloſen Thema's. Wozu alſo der Lärm?

Die pariſer Commune beeilte ſich, die Forderungen des Hébertismus, wie ſie im „Père Duchesne" gepredigt wurden, zu erfüllen oder, was daſſelbe war, das revolutionäre Heidenthum aus dem Girondiſtiſch-Vornehmen ins Sansculottiſch-Populäre zu überſetzen. Die Jahrestagfeier des 10. Auguſt gab willkommene Gelegenheit, eine Generalprobe zu veranſtalten, ob und wie denn eigentlich das Heidenthum der guten Stadt Paris zu Geſichte ſtände. Der Großceremonienmeiſter Ihrer Majeſtät der ſouveränen Canaille, Maler David mit ſeiner geſchwollenen Backe, ſoll ſich tummeln, daß die Probe gut ausfalle. Citoyen David tummelt ſich wirklich und bringt mittels großen Aufwandes von Gyps, Pumpwerken, Waſſer, Baumzweigen, Blumen, Steifleinwand, Muſik, Kanonendonner u. ſ. w. eine leidliche Parodie, um nicht zu ſagen Traveſtie jener

„Pompa" zuwege, wie ſie vor Zeiten am 28. Tage des Monats Hekatombäon mit ihren Kitharöden und Äuleten, ihren Thallophoren und Kanephoren, in der Mitte das „heilige Schiff," durch die Straßen von Athen und zur Akropolis empor ſich bewegt hatte, um der Pallas Athene einen neugeſtickten „Peplos" zu überbringen.

Die Stelle der attiſchen Jungfrauen nehmen in der Feſtprozeſſion vom 10. Auguſt 1793 nicht gerade allzu jungfräuliche Poiſſarden ein, welche, Eichenzweige in den derben Händen haltend, auf Kanonen reiten. Das heilige Schiff aber wird erſetzt durch einen Pflug, auf welchem, gezogen von ihren Kindern, Philemon und Baukis hocken. Die Statue der Pallas ſodann muß eine ungeheure, aus Gyps modellirte und da, wo vordem die Baſtille geſtanden, aufgerichtete „Natur" verſehen, welche Waſſer aus ihren Brüſten ſprudelt. Der ſchöne Herault de Sechelles — die große Wegwiſcherin auf dem Revolutionsplatze wird ihn mitſammt ſeiner Schönheit bald genug wegwiſchen — der ſchöne Herault iſt, als Präſident des Konvents an dieſem Tage, der

Führer des Festzuges. Er fängt in einer eisernen Schale das aus den Brüsten der Natur quillende Wasser auf, bringt in aller Form eine „Libation" und hält an die Gypserne eine Rede, welche mit den Worten anhebt: „Souveraine du sauvage et des nations éclairées, ô Nature!"

Warum auch sollte man nicht ungenirt heidnisch sich gebaren, nachdem Citoyen Jakob Dupont im Schooße des Konvents die Zeitgemäßheit des Atheismus proklamirt hatte? Es war dem Biedermanne damit voller Ernst, was unwiderleglich dadurch bewiesen wird, daß er später als notorischer Narr gestorben ist. „Was — hatte er ausgerufen — die Throne sind umgestürzt und die Altäre stehen noch! Glaubt ihr denn, die französische Republik sei zu begründen und zu befestigen mittels anderer Altäre als mittels des Altars des Vaterlandes und mittels anderer religiöser Symbole als mittels der Freiheitsbäume? Die Natur und die Vernunft, da habt ihr meine Gottheiten! Ja, ich sage es dem Konvent ohne Umschweife: — ich bin Atheist."

Dieses Kredo oder Nichtkredo war ein vorzeitiges,

um etliche Wochen oder ſogar Monate verfrühtes. Der Narr war aus dem armen Jakob Dupont zu voreilig hervorgeſprungen. Zwar der Janhagel auf den Galerien klatſchte Beifall, allein da und dort auf den Bänken der Deputirten ward Gemurre laut und wurde die Bemerkung gehört: „Dem Kerl rappelt es!“ Bald ſollte dieſes Rappeln zu einem graſſirenden werden, wie das allzeit ſo geſchieht in der Welt, wenn die Narrheit einmal recht närriſch iſt. Und, in Wahrheit, ſie war es dazumal. Wie, das veranſchaulichen insbeſondere auch die amtlichen Berichte der in die Provinzen geſandten Konventskommiſſäre, — Berichte, aus welchen man neben dem Blutgerieſel auch das Geklingel der Schellenkappe deutlich heraushört. So z. B. meldeten Lequinio und Laignelot aus Rochelle: „Alles geht hier wie geſchmiert. Das Volk wendet ſich aus freien Stücken der Fackel der Vernunft zu, welche wir ihm mit Sanftmuth und Brüderlichkeit zeigen. Das Revolutionstribunal, welches wir eingeſetzt haben, räumt unter den Ariſtokraten auf und die Guillotine ſchlägt Köpfe ab. Der Bürger Ance

hat ſich freiwillig erboten, das Amt des Guillotineur zu übernehmen. Wir haben es ihm übertragen und ihn eingeladen, mit uns zu ſpeiſen, wobei wir zu Ehren der Republik verſchiedene Libationen darbrachten.“

Aber auch die Narrheit verlangt Form und Norm und der Wahnſinn geſtaltet ſich gerne methodiſch. Der ſchmierige Kynismus des Père-Duchesne-Hébert reichte nicht aus, den „Vernunftkult“ zu Etwas zu machen, was ſich vor den Pariſern ſehen laſſen konnte. Da nahm ſich Citoyen Chaumette, Generalprokurator der Commune, der Sache an und brachte als eifriger und geſchickter Regiſſeur die Poſſe in Gang. Chaumette iſt, das ſteht feſt, ein aufrichtiger Enthuſiaſt, ein ehrlicher Narr geweſen und hat mit völlig ſelbſtſuchtloſer Begeiſterung ſo zu ſagen den Pontifex Maximus des Vernunftgottesdienſtes gemacht. Die Vermuthung jedoch iſt ſtatthaft, daß ſein Eifer beträchtlich geſchürt worden ſein dürfte durch das von ſeinen Feinden ausgeſprengte Gerücht, er ſei früher Mönch geweſen. Dieſe damals gefährliche Zulage ließ man nicht gerne auf ſich ſitzen und

Chaumette that alles Menſchenmögliche, die grundloſe Beſchuldigung zurückzuweiſen, welche dadurch entſtanden ſein mochte, daß ſeiner Rednerei eine gewiſſe prieſterliche Salbung eigen war. Es iſt dies ja, wie Jedermann weiß, bei den Auslaſſungen negativer Pfaffen überhaupt nicht ſelten der Fall. Fanatismus bleibt Fanatismus, ſchwarz oder roth angeſtrichen.

Der Sohn eines Schuſters in Nevers, war Chaumette vor Zeiten ein kleiner Thunichtgut geweſen. Sein Vater hatte ihm einige Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntniſſen verſchafft — „lui fit faire quelques études," wie unſere franzöſiſche Quelle ziemlich obenhin ſagt; aber der hoffnungsvolle Sohn war dieſer Gelegenheit entlaufen und Schiffsjunge geworden, erſt auf einer Loire-Barke, dann auf einem Kriegsſchiff. Da gefiel es ihm aber auch nicht lange; er empfand plötzlich Sehnſucht nach den weggeworfenen Büchern, und weil er einſah, er habe zu einem großen Admiral nicht das Zeug, beſchloß er, ein berühmter Botaniker zu werden. Warum er auch dieſes nicht geworden, iſt

nicht recht klar, da er doch die „Pflanzen und Blumen so sehr liebte.“ Genug, das Jahr 1789 fand den sechsundzwanzigjährigen Chaumette als Schreiber eines Advokaten in Paris. Die vorschreitende Revolution machte ihn zum Klubbruder bei den Cordeliers und zum beliebten Eckstein- und Kneipenredner. Eine hübsche Gestalt, eine Stimme voll Wohlklang, ein nicht gemeines Talent der Improvisation, — das waren Mittel, welche damals ihren Besitzer zu Etwas machen konnten, namentlich dann, wann so ein Ecksteinprophet ehrlich und eifrig Alles selber glaubte, was er seinem sansculottischen Publikum vororakelte. Nach der Explosion vom 10. August war Chaumette bereits eine Person von solcher Bedeutung, daß er zum Nachfolger Manuels in der Generalprokuratur der Commune erkoren wurde, und in diesem Amte verschritt er alsbald dazu, dem ganzen Zelotismus negativen Pfaffenthums Zaum und Zügel schießen zu lassen.

In Wahrheit, der Mann betrieb den Krieg wider das Christenthum und für den Atheismus mit ganz pfäffischer Gluth und Wuth; er war ihm Herzens-

ſache. Daneben trat der wunderliche Pontifex auch als eifriger Sittencenſor auf. Er verfolgte die Proſtitution bis in ihre heimlichſten Schlupfwinkel und verklagte dieſelbe als „eine politiſche Peſt, welche zu exiſtiren nirgends das Recht hat, ausgenommen Länder, welche unter dem Joche von Königen und eheloſen Prieſtern ſeufzen.“ Er fuhr auch mit äußerſter Strenge gegen den Verkauf ſchmutziger Bücher und unfläthiger Bilder vor und las gelegentlich gewiſſen „Viragos“, welche in der Stadt herumliefen und die Pariſerinnen halb bittweiſe, halb zwangsweiſe überreden wollten, ſtatt der Haube die rothe Mütze aufzuſetzen, ſehr energiſch die Leviten. Summa: der Mann iſt, wie ſchon geſagt worden, ein ehrlicher Narr geweſen. Er hat auch, als ſeine Stunde, weggewiſcht zu werden, gekommen war, das Schaffot mit heiterer Faſſung beſchritten, nachdem er an den Schranken des Revolutionstribunals — Narren ſprechen ja die Wahrheit — das wahre Wort geſprochen hatte: „Meine Zeit iſt meine Rechtfertigung und meine Verurtheilung (ma justification et ma condamnation sont dans le temps).“

Ein weltgeſchichtlich Narrenſpiel wäre nicht ganz, ſo nicht auch ein Stück Deutſchland mitſpielte. Daſſelbe wurde in der Komödie des Chaumette-Hébertismus vertreten durch den Wirr- und Schwarbelkopf, welcher auf den Schultern unſeres Landsmanns, des Baron Klotz aus Kleve ſaß. Dieſer reiche Edelmann iſt, wie auch der Prinz Karl von Heſſen-Rotenburg, bekanntlich eine Weile luſtig mit dem Malſtrom der Revolution geſchwommen und dann plötzlich von demſelben hinuntergeſchlungen worden. Auch er war ein ehrlicher Narr im Superlativ. Nachdem er ſich zum Anacharſis Clootz und zum franzöſiſchen Citoyen umgewandelt hatte, ließ er ſich ſelber zum „Orateur du genre humain“ vorrücken und hat als ſolcher verſchiedene Mummereien und Spektakel, die Jedermann kennt, an den Schranken des Konvents und anderwärts agirt und tragirt, eine Art von tollgewordenem Marquis Poſa. „Das Jahrhundert iſt meinem Ideal nicht reif,“ ſagte Schillers Malteſer. „J'ai le malheur de n'être pas de mon siècle,“ ſagte Citoyen Anacharſis. Der gute Schwarbler war ein geſchworener

Weltbürger. Er haſelirte von einem „Peuple Dieu“, wollte ſchlechterdings, daß „le genre humain ne formera plus qu'une nation,“ und predigte leidenſchaftlich ſeinen Traum von einer Univerſalrepublik. „Wohl — witzelte eines Tages einer ſeiner Zuhörer den armen Schwarmgeiſt an — Eure Univerſalrepublik iſt ein ſchönes Ding. Wann ſie mal fertig, wird der Berg Athos die Rednerbühne und werden die Kordilleren die Bänke ſein, worauf die Repräſentanten des Univerſums Platz nehmen.“ Worauf Citoyen Anacharſis: „Je me moque des moqueurs,“ und begann ſeine Predigt auf's Neue. Denn mit Spott tödtet man den Fanatismus gerade ſo, wie man mit Oel das Feuer löſcht.

3.

Im Spätherbſt von 1793 feierte der Atheismus in Paris ſeine lärmenden Saturnalien. Da tummelte ſich gar luſtig der Antichriſt, deſſen alter Mythus jetzt

für eine Weile zur Wirklichkeit geworden war. Eifrige Konventskommiſſäre hatten in den Provinzen, wie ſchon erwähnt wurde, ſo tüchtig vorgearbeitet, daß man in der Hauptſtadt dazu verſchreiten konnte, die Summe der widerchriſtlichen Rechnung zu ziehen und an die Stelle des katholiſchen Gottesdienſtes, deſſen Symbole und Apparate, zugleich mit denen des Königthums, mit fliegender Haſt verfolgt und zerſtört wurden, den „Vernunftkult" zu ſetzen.

Zu Anfang Oktobers beſchloß der Konvent die Abſchaffung des chriſtlichen und die Einführung des „republikaniſchen" Kalenders, welchen Romme gemacht hatte, unter Beihülfe von Monge, Lagrange und Fabre d'Eglantine. Etliche Tage darauf wurden die Königsgräber zu Saint-Denis zerſtört. Tag für Tag empfing der Konvent von Nah und Fern Zuſchriften und Abordnungen, welche widerchriſtliche Bezeugungen verlautbarten. Unter dieſen Deputationen machte ſich auch eine gehörige Anzahl von Prieſtern bemerklich, die, um ihren vernunftgottesdienſtlich-guten Willen durch die That zu beweiſen, gleich die Ex-Nonnen mitbrachten, welche ſie geheiratet

hatten. An einem der erſten Tage im November iſt an den Schranken des Konvents auch die Zuſchrift eines Pfarrers geleſen worden, welche mit den Worten anhob: „Ich bin Prieſter, das will ſagen Charlatan*).“

Bei ſothanen Stimmungen und Thaten ſchien einem Anacharſis Cloots und einem Anaxagoras Chaumette die Zeit gekommen zu ſein, mittels Inthroniſirung der „Göttin der Vernunft“ förmlich und feierlich der Welt zu verkünden, daß des alten Virgilius ſibylliniſches Prophetenwort: —

> Ultima Cumaei venit jam carminis aetas ;
> Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo,
> Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna —

endlich zur Erfüllung gelangt ſei. Aber freilich anders als der gute Kirchenvater Laktantius vor Zeiten

*) Vielleicht war das nur ein Widerhall des Berichtes, welchen der Konventskommiſſär Dumont im Oktober aus Amiens eingeſandt und worin er gemeldet hatte, er habe dem Volke auseinandergeſetzt, die Prieſter ſeien „des arlequins ou des pierrots vêtus de noir, qui montraient des marionnettes, que tout ce qu'ils faisaient étaient des escroqueries pour gagner de l'argent.“ Moniteur 1793, Nr. 279.

gemeint hatte*). Der würde ſich auch nicht übel vor der „Virgo“ entſetzt haben, welche von Mademoiſelle Maillard von der Oper oder von Mademoiſelle Candeille vom Ballet „gemacht“ wurde. Dann von noch weit notoriſcheren Miß-Mademoiſelles, ſo das Wort ſtatthaft. Die ſchönſte und anſtändigſte aller „Déesses de la Raison“ war aber die Citoyenne Momoro, welcher ihr fanatiſcher Mann, der Buchdrucker Momoro, die Göttinrolle aufzwingen mußte. Das Gebaren der armen Frau, die, abgerechnet ihre „etwas ſchadhaften“ Zähne, eine vollkommene Schönheit geweſen, wird als ein ſehr ſittſames gerühmt. Leider iſt kein Zeugniß auf uns gekommen, welche Gefühle durch ihre Bruſt, welche Gedanken durch ihr Gehirn gegangen, während ſie auf dem Altar thronte . . .

An einem der erſten Novembertage von 1793 begab ſich der „Redner des Menſchengeſchlechtes“ zu dem konſtitutionellen Erzbiſchof von Paris, Gobel, der, ein einfältiger und ſchwacher Greis, ganz ſteuer- und richtungslos mit der Sündflutſtrömung der Zeit

*) Institut. div. VII, 24.

dahintrieb. Schon lange eine bloße Marionette am Drahte der tollſten Demagogen, ließ er ſich jetzt durch Clootz unſchwer beſtimmen, die Hauptrolle in einer Poſſe zu übernehmen, welche die Chaumette, Hébert, Momoro, Pache und Lhuillier aufführen wollten. Dieſelbe ging dann am 7. November wirklich in Scene. Schauplatz war der Sitzungsſal des Konvents. Eine Abordnung, an deren Spitze die eben Genannten ſtanden, führte den armen alten Erzbiſchof, welchen ſeine heutige Schmach doch nicht davor bewahrte, fünf Monate ſpäter guillotinirt zu werden, ſammt ſeinen Vikaren an die Schranke. Momoro erklärte als Wortführer der Deputation, daß der Klerus von Paris gekommen ſei, des Charakters, welchen der Afterglaube ihm aufgeprägt habe, ſich zu entäußern, maßen ja die franzöſiſche Republik keinen andern Kult mehr haben ſolle und dürfe als den der Freiheit, Gleichheit und Wahrheit. Darauf brachte Gobel, indem er Ring und Stab ablegte und ſich die rothe Mütze aufſetzen ließ, die Erklärung vor, daß er „die Souverainetät des Volkes allzeit als Richtſchnur anerkannt habe und die

Unterwerfung unter dieſelbe als ſeine erſte Pflicht. Weil nun das ſouveraine Volk keinen andern Gottesdienſt mehr haben wolle als den der Freiheit und Gleichheit, ſo verfahre er nur folgerichtig, wenn er, wie er hiermit thue, auf ſeine prieſterlichen Funktionen verzichte und ſeiner Prieſterſchaft ſelber entſage. „Es lebe die Republik!“ Die Vikare thaten, wie der Erzbiſchof gethan. Der Präſident des Konvents, an dieſem Tage Laloy, umarmte Gobel und beglückwünſchte ihn. Chaumette rief aus: „Dieſer Tag muß im Kalender als der Tag der Vernunft bezeichnet werden!“ Prieſterliche Mitglieder des Konvents, darunter auch ein proteſtantiſcher Pfarrer — Julien aus Toulouſe — beeilten ſich, von der Rednerbühne herab zu erklären, daß ſie ihrem Prieſterthum ebenfalls entſagten. Mit beſonderer Feierlichkeit brachte der ſonſt zu dieſer Zeit nur noch durch ſeine Schweigſamkeit glänzende Abbé Sieyès, der Konſtitutionenfabrikant, ſeine Abſage vor. Anders der Biſchof von Blois, der hochgeſinnte und ſtandhafte Republikaner Grégoire. Für den wurde dieſer Tag des feigen Abfalls der Pfaffen ein wahrer Ehren-

tag. „Handelt es ſich um das mit der Biſchofswürde verbundene Einkommen? Ich gebe es ohne Bedauern auf. Handelt es ſich um die Religion? Darüber ſteht euch keine Verfügung zu. Ich habe mich bemüht, in meiner Diöceſe Gutes zu ſtiften; ich bleibe Biſchof, um es ferner zu thun, und berufe mich auf die Freiheit der Kulte.“ Dieſe mannhafte Erklärung machte doch einigen Eindruck. „Man will Niemand zwingen,“ wurde von vielen Bänken gerufen.

Anacharſis Clootz eilte in ſeiner Herzensfreude, daß das Heidenthum ſo hübſch in Gang gekommen, aus dem Konventsſal in die Kanzleien des Wohlfahrtsausſchuſſes hinüber, wo er dem Robespierre triumphirend erzählte, was ſo eben drüben im Konvente geſchehen ſei. Aber da kam er übel an. Denn Robespierre, welcher bekanntlich wie ſein Meiſter Rouſſeau ein entſchiedener Deiſt und auch aus politiſchen Gründen dem Skandal des „Vernunftkultus“ von Anfang an entgegen war, ließ den närriſchen Redner des Menſchengeſchlechts derb abfahren.

Der in Fluß und Schuß gekommene Unſinn wollte und mußte jedoch ſeinen Verlauf haben. Denn

welcher Unſinn wollte und müßte das nicht? Laßt die erhabenſte Idee, den edelſten Gedanken, den heilſamſten Rathſchlag aufſtehen, Millionen von Händen werden ſofort eiligſt dabei ſein, Hinderniſſe entgegenzuthürmen. Aber laßt die Unvernunft, laßt die Gewiſſenloſigkeit, laßt den Frevel einen kecken Trumpf ausſpielen und in 99 Spielen von 100 wird derſelbe die Stechkarte ſein. So will es die ungeheure Mehrzahl der Menſchen in ihrer Schlecht- und Knechtſchaffenheit.

Anaragoras Chaumette und Mitnarren führten nach dem gelungenen Vorſpiel im Konvent die traurige Komödie luſtig weiter. Die „Circenſes," welche der abgethane katholiſche Kult einer gaffgierigen Menge geboten hatte, mußten möglichſt raſch durch andere erſetzt werden. Der Gemeinderath von Paris dekretirte, daß am 10. November in der Kathedrale von Notre-Dame der „Kultus der Vernunft" feſtlich eingeſetzt werden ſollte. Und, richtig, ſo geſchah es. Unter den gothiſchen Wölbungen des alten Doms, deſſen Steine ſich von Rechtswegen gegen das, was er heute erleben mußte, hätten em-

pören ſollen, war eine Art von Tempel aufgebaut mit der Inſchrift: „A la philosophie.“ Der Tempel ſpitzte ſich zu einem Berge zu, auf deſſen Höhe die „Fackel der Wahrheit“ brannte. Dieſen Berg umſchritt in Prozeſſion eine Schar von jungen Mädchen, weißgekleidet, mit Eichenlaub bekränzt, brennende Fackeln in den Händen. Als der Gemeinderath mit ſeinem Gefolge, „ganz in Carmagnole,“ erſchienen war, that die Pforte des „Tempels der Philoſophie“ ſich auf und heraustrat die „Göttin der Vernunft,“ die ſchöne Demoiſelle Maillard. Sie war angethan mit einer weißen ärmelloſen Tunika, worüber ein himmelblauer Mantel hing. Auf ihrer prächtigen Lockenfülle trug ſie die rothe Mütze und in ihrer Rechten hielt ſie die Pike. So ließ ſie ſich auf einem tragbaren, mit Eichenlaub und Blumenguirlanden umwundenen Throne nieder und empfing die Huldigungen der „Vernunftgläubigen,“ welche mit gegen die Göttin erhobenen Armen eine von Marie-Joſeph Chenier gedichtete und von Goſſek in Muſik geſetzte Hymne abſangen.

Nachdem dieſe Ceremonie mit geziemendem Ernſt

und ohne die geringſte Anwandlung von Lachreiz — denn die menſchliche Narrheit iſt meiſtens eine ſehr ernſthafte Beſtie — vorübergegangen, ordnete ſich die Feſtprozeſſion, um zum Sitzungsſale des Konvents in den Tuilerien zu ziehen. Muſik voran, dann eine Abordnung der „Revolutionsarmee", weiterhin eine ſolche von der „Sektion der Hoſenloſen", welche acht Prieſter mit ſich führte, die darauf brannten, ihre Gaukeleien („leurs jongleries") abzuſchwören. Hierauf eine Schar von Findelkindern, welche „der Hochmuth und das Laſter ſonſt Kinder der Barmherzigkeit genannt haben, die aber jetzt die wahren Kinder der Natur und des Vaterlandes ſind." Sodann die Göttin auf ihrem Thron-Palankin, ihr Pontifex Chaumette und eine ſattſame Anzahl von Narren und Närrinnen.

Als der Zug in den Sal des Konvents eingetreten und die Göttin auf ihrem Tragſeſſel vor der Plattform des Präſidentenſitzes angelangt war, ſchwieg die Muſik und Pontifex Chaumette begann mit Salbung ſeinen Sermon: „Geſetzgeber! Der Fanatismus hat die Flucht ergriffen. Seine Schielaugen

konnten die Helle des Lichtes nicht ertragen. Eine ungeheure Menschenmenge hat sich versammelt unter den gothischen Wölbungen von Notre-Dame, welche heute zum ersten Mal ein Widerhall der Wahrheit gewesen sind. Dort haben wir den leblosen Idolen entsagt um der Vernunft willen, um dieses lebensvollen Idols willen, dem Meisterstück der Natur." Er wies mit der Hand auf die Göttin und aus den Reihen der Bürger Gesetzgeber kam ein beifälliges: „Sakristi, sie ist in Wahrheit jung und schön wie die Vernunft." Chaumette fuhr in seiner Phrasenreiterei fort und schloß mit dem Wunsche, der Konvent möge beschließen, daß die Kathedrale von Notre-Dame zur bleibenden Stätte des Vernunftkultus erklärt sei. Der weiland Kapuziner Chabot verwandelte als Mitglied des Konvents diesen Wunsch sofort in einen dringlichen Antrag und die Versammlung genehmigte denselben unter dem Rufe: „Vive la république! Vive la montagne!" auf der Stelle. Dafür mußte eine Göttin, welche wußte, was Lebensart sei, doch wohl ihren Dank abstatten. Sie stieg demnach, auf ihres Pontifex

Arm geſtützt, von ihrem Throne herab und ſchritt auf den Präſidenten zu, welchen ſie mit ihrer Umarmung begnadete. Als Aequivalent verabreichte ihr der Präſident den „Bruderkuß" und die Bürger Sekretäre wurden ſo heftig vernunftgläubig „angefaßt," daß ſie die Gelegenheit, der ſchönen Göttin ebenfalls Brüderküſſe zu geben, beim Schopfe faßten — („les secrétaires s'empressèrent aussi de lui donner le baiser fraternel," heißt es im Sitzungsbericht). Thuriot beantragte dann, der geſammte Konvent ſolle die Göttin in ihren Tempel zurückbegleiten, was auch beſchloſſen und ausgeführt wurde, inmitten der Ausbrüche einer allgemeinen Freude — („au milieu des transports d'une joie universelle," ſagt das Sitzungsprotokoll im Moniteur).

Alſo iſt am 10. November von 1793 die „Religion der Vernunft" in Frankreich förmlich und feierlich ein- und aufgeführt worden. Ein orgiaſtiſches Ding, welches wieder einmal gar deutlich in den ewigen Refrain auslief: „Nichts Neues unter der Sonne!" Denn das ganze Spektakel dieſes

Naturdienſtes erinnert auffallend an Uraltes, an den Kult der „großen Mutter," der ſyriſch-phrygiſchen Aſchera-Kybele, welchen geräuſchvollen Kult der alte Lukretius ſo ſchön beſchrieben hat*). Ja, wahrhaftig, man konnte ſich in dieſem Paris im Brumaire des Jahres II der Republik nach Vorderaſien verſetzt glauben und zurück in Zeiten, wo dort Prozeſſionen von Andächtigen unter der Pfeifen, Cymbeln, Tuben und Pauken betäubendem Schall durch die Städte und durch die Bergwälder zogen, zu üppigen Tänzen zuſammentraten und ihre Begeiſterung in wollüſtigen Hymnen zum Preiſe der „Allmutter" ergoſſen. Sah man doch auf dem Grèveplatz um ungeheure Feuer her, welche mit kirchlichen Geräthen und „Reliquien" von Heiligen genährt wurden, Konventsmitglieder mit Dirnen, welche Meßgewänder anhatten, die Carmagnole tanzen**). Und dabei blieb die Aehn-

*) De nat. rer. II, 599 seq.

**) Gewiß hätten dieſe Narren unbedingt Jeden für einen Narren aus dem FF erklärt, welcher ihnen wahrgeſagt hätte, eines ſchönen Septembertags von 1866 würde ein Hauptorgan und Leibblatt der Herrſchaft Sr. kaiſerl. Majeſtät Napo-

lichkeit mit dem Aſchera-Kybelekult nicht ſtehen. Der großen Göttin wohlgefälligſtes Opfer war bekanntlich die Opferung der jungfräulichen Keuſchheit geweſen und demzufolge hatten ihr zu Ehren bei und in den Kybeletempeln die phrygiſchen und lydiſchen Mädchen ſich preisgegeben. Bei den Bakchanalien nun, wozu der „Vernunftkult" raſch ausartete, geſchah in verſchiedenen Kirchen, wo die verſchiedenen „Göttinnen der Vernunft" auf den Tabernakeln der Hauptaltäre thronten, beſonders in den beiden Kirchen Saint-Euſtache und Saint-Gervais, Kybeleiſches auch dieſer

---

leons III., der „Constitutionnel," dieſen Artikel enthalten: „Ihre Majeſtät die Kaiſerin Eugenie hat den verſtorbenen Grafen Baciocchi am Tage vor ihrer Abreiſe nach Biarritz beſucht und ihm eine höchſt koſtbare Reliquie anvertraut, die er, ſo lange ſeine Krankheit währte, in ſeinem Zimmer behalten ſollte. Dieſes Reliquienkäſtchen, das werthvollſte Kleinod der franzöſiſchen Krone, enthält 1) ein Stückchen von der Windel des Heilandes; 2) ein Stückchen von dem Schleier der Mutter Gottes und 3) ein Stückchen von dem Grabtuche Johannes des Täufers. Bei ihrer Niederkunft hatte die Kaiſerin daſſelbe Reliquienkäſtchen in der Wochenſtube aufſtellen laſſen."

Art*), obzwar, wie mit Grund zu vermuthen iſt, bei dieſen Orgien der wirklichen Jungfräulichkeits-opfer nicht viele oder gar keine gefallen ſein mögen.

Selbſtverſtändlich fand der in Paris tobende Faſching des Atheismus in den Provinzen Nach-äffung und die urtheilsloſe und feige Menge ließ auch dort, gerade wie in der Hauptſtadt, dem alber-nen und ärgerlichen Skandal ſeinen Lauf. Wann und wo wäre überhaupt das atomiſtiſche Ding, ge-nannt Volk, aus eigenem Antrieb gegen Abſurdes auf- und für Verſtändiges eingetreten? Nie und nirgends. Und nicht nur das! Der gedankenloſe Stumpfſinn der Maſſen hat auch für erwähltere und muthigere Geiſter ein ſolches Auf- und Eintreten allzeit zu einem gefährlichen gemacht: — die alte und immer neue Geſchichte vom Gekreuzigt- und Ver-branntwerden der armen „Ideologen" —

„Die, thöricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten . . ."

*) Siehe beim Zeitgenoſſen und Augenzeugen Mercier („Le nouveau Paris") die Kapitel 145 und 146 und über das „Kybeleiſche" insbeſondere vol. 4, p. 141—43.

Doppelt Ehre darum dem Maximilien Robespierre, daß er trotz Alledem dem wüsten Aergerniß des Chaumette-Hébertismus muthvoll entgegentrat. Dem reinlichen „Unbestechlichen," welcher in jenen Tagen darüber nachsann, wie alle Kraft der Revolution zu einem unwiderstehlichen Impuls zusammenzufassen sei, um das „gebenedeite" Contrat-Social-Evangelium endlich zur Wirklichkeit zu machen, mußte das Vernunftkult-Spektakel widerwärtig störsam in seine stille Stube beim Schreiner Duplay in der Rue Saint-Honoré hineinschlagen. Vielleicht um so widerwärtiger, als die tiefe und keusche Neigung, welche er für seines Hauswirthes älteste Tochter Leonore Duplay hegte, ihm die lärmende Abgötterei, welche mit den „Göttinnen der Vernunft" getrieben wurde, nur wie eine lästerliche Profanation des „Ewig-Weiblichen" vorkommen ließ.

Gerade, als der Wahnwitz seinen Siedepunkt erreicht hatte, that Robespierre von seinem Prätorium, vom Jakobinerklubb aus am 21. November den ersten offenen und wuchtigen Angriff, welcher

für den Hébertismus, der mittels ſinnloſer Uebertreibungen Republik und Demokratie in der Meinung aller Denkenden und Redlichen ruiniren wolle, zu einem zermalmenden wurde. Der Jünger von Jean-Jacques proklamirte feierlich ſeinen Glauben an ein „Höchſtes Weſen", verklagte den Atheismus als ariſtokratiſch („l'athéisme est aristocratique") und citirte Voltaire's Satz: „Wenn Gott nicht wäre, müßte man ihn erfinden." Auch für den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele trat er ein, als für eine Vorſtellung voll Troſt („idée consolatrice"), und ſo enthielt Robespierre's Angriffsrede vom 21. November 1793 ſchon alle die Gedanken, welche er in ſeinem Kampfe gegen die atheiſtiſch-anarchiſche Faktion weiter entwickelte und welche dann durch das Feſt des „Être suprême" vom 8. Juni 1794 ihren thatſächlichen Abſchluß fanden. Der Unbeſtechliche fühlte ganz richtig, daß das Volk ſeine idealiſchen Inſtinkte und Bedürfniſſe nur in der Form der Religion zu befriedigen vermöge, und er hatte inſofern ganz recht, den Gottglauben als

demokratiſch und den Atheismus als ariſtokratiſch zu bezeichnen.

Auch Danton trat bekanntlich gegen die Hébertiſten in die Kampfſchranken, indem er ſich am 26. November 1793 im Konvent ſehr entſchieden gegen die „antireligiöſen Maskeraden" ausſprach*), die „Pfaffen des Unglaubens" nicht weniger verwarf als die „Pfaffen des Afterglaubens" und ſchließlich ausrief: „Wir wollten die Herrſchaft des Fanatismus nicht zerſtören, um dafür die Herrſchaft des Atheismus aufzurichten."

Die Erklärung Robespierre's bei den Jakobinern und die Rede Dantons im Konvent enthielten ſchon das Todesurtheil für den Chaumette-Hébertismus. Robespierre wollte unerbittlich die Wegwiſchung deſſelben. Das Uebrige beſorgte Fouquier-Tinville. Am 24. März 1794 fielen die Köpfe von Hébert, Cloots, Momoro und 16 ihrer „Mitſchuldigen", am 13. April die von Chaumette, Gobel und 16

*) „Je demande qu'il n'y ait plus de mascarades antireligieuses dans le sein de la convention." Monit. du 28 nov. 93.

andere. Zwiſchenhinein hatte eine der erſchütterndſten Scenen der ungeheuren Revolutionstragödie geſpielt: — die Todesfahrt von Danton, Desmoulins und ihren Freunden am 5. April. Jetzt erſt ward der „Schrecken" ſo recht ſchrecklich zur Tagesordnung und wurde Guillotins Tochter raſend vor Begierde. Am 28. Juli riß ſie auch den „Unbeſtechlichen" in ihre tödtliche Umarmung. Hätte er ſeine Ideen zu verwirklichen, ſeinen Plan durchzuführen vermocht, ſo ſtände er zur Stunde als ein „großer Mann" in der Weltgeſchichte da. Jetzt aber heißt er ein „Ungeheuer". Denn „Lob oder Tadel richtet ſich ſchlechterdings nur nach dem Erfolge; die Sieger werden geprieſen und die Mittel des Sieges nicht unterſucht," ſagt troſtlos wahr der alte Prokopius von Cäſarea in ſeinem Buch vom Gothenkrieg (III, 3). Und wie ſprach der weiſeſte Jude, ein hell- und ſcharfſichtigſter Denker, Baruch Spinoza, in ſeinem politiſchen Traktat? „Jeder hat gerade ſo viel Recht, als er Macht hat" (unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet; l. c. II, 8).

Für Thron und Altar.

1.

Das alberne Märchen von der Mündigkeit und Selbstbestimmungsreife der Völker wird man jetzt, nach den Ereignissen des Jahres 1866, wohl für eine Weile den Leuten nicht mehr vorzuleiern wagen. Hofrath Liberalismus mag sich freuen: es ist ihm ja seit 1849 so schön gelungen, die Völker in jenen Zustand von Schäfigkeit zurückzuschwatzen, allwo sie gedanken-, that- und willenlos „höhere Mächte" über ihre Wolle, ihr Fell, ihr Fleisch und Blut verfügen lassen; ja sogar, die lieben Schafe, auf allerhöchsten Befehl ihr Bäh und Mäh als Kriegsgeschrei anstimmen und einander wundstoßen und todtbeißen.

Freilich, was das genannte Jahr gebracht hat, es war nur ein etwas anders redigirter Text zu einer

uralten und ewigen Weiſe. Die Menſchen ſind da, einander zu quälen und zu vernichten. Sie haben es von Uranfang an ſo getrieben und werden es ſo treiben, bis eine glückliche Kataſtrophe im Weltall der unſeligen Exiſtenz des Erdballs ein Ende macht. Die Menſchheit vermag Vernunft, Frieden, Freiheit und Glück nicht zu ertragen: ſie iſt nicht dazu organiſirt. Unſer deutſcher Buddha, der, in Ermangelung eines Sitzes unter dem Aſokabaum in indiſcher Waldeinſamkeit, an der Wirthstafel im Schwan zu Frankfurt am Main geſeſſen, Sakjamuni-Schopenhauer hat weislich geſagt: „Wie unſer Leib auseinanderplatzen müßte, wenn der Druck der Atmoſphäre von ihm genommen wäre, ſo würde, wenn der Druck der Noth, Mühſeligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Beſtrebungen vom Leben der Menſchen weggenommen wäre, ihr Uebermuth ſich ſteigern, — wenn auch nicht bis zum Platzen, doch bis zu den Erſcheinungen der zügelloſeſten Narrheit, ja Raſerei*).“ So iſt es; nur muß noch hinzugefügt

*) Parerga und Paralipomena, 2. A. II, 314.

werden, daß der den Menſchen angelegte Kappzaum von Noth und Mühſal ſie keineswegs abhält, zeitweilig in zügelloſe Narrheit, ja in Raſerei auszubrechen. „Und das Alles um Hekuba", d. h. um dieſer kindiſchen Schrulle, um jener kläglichen Marotte willen, — Glasperlen für Fidſchi-Inſulaner. Sie martern und morden ſich darum, die hocheiviliſirten Wilden von Europa, und nicht ihre angebliche „Humanität", ſondern nur ihre Gaſtroſophie verhindert ſie, einander nicht allein im figürlichen — wie ſie ja thun — ſondern auch im wörtlichen Sinne aufzufreſſen.

Daß man das alte und ewige Weltſchmerzlied, wie es durch die Jahrtauſende herabtönt, überhören könnte! Glücklich die Stockjobbers und Stockrobbers unſerer Tage; denn die können es. In Wahrheit, dieſe praktiſchen Leute ſind die rechten und einzigen Philoſophen des Jahrhunderts. Sie ſagen: Warum die Dummheit bekämpfen wollen? Beute, beutele ſie aus, ſo du nicht auch ein Dummrian biſt! Barnumiſire dich, ſchwindle keck und frech mit in dem allgemeinen Schwindel; es gibt ja doch nur

eine reale Tugend und die heißt Million. Wie du ſie erworben, gleichviel; wenn du ſie nur haſt, behältſt und mehrſt, ſo darfſt du dich fröhlich als einer der Erdengötter fühlen, welche, im Beſitze von Paläſten, Villen, Pferden, Hunden, Maitreſſen, Köchen und Lakaien, der „Ideologie" ein Schnippchen ſchlagen können. Genieße, was das Daſein bietet; es bietet ja des Genüßlichen doch gar viel, und denke niemals über den Kurszettel hinaus! Nur Thoren mit leeren Magen und abgeſchabten Röcken brüten über dem „Welträthſel". Geſcheidte Leute nehmen die Welt, wie ſie iſt, nützen ſie aus, halten ſich an die Weltluſt und überlaſſen den Weltſchmerz den armen Teufeln von Denkern und Dichtern, welche ſich ihr Lebenlang mit der fixen Idee der Weltverbeſſerung herumquälen und mit all ihrer Weisheit und Wiſſenſchaft noch nicht ſoweit gekommen ſind, zu wiſſen, daß die Welt nicht verbeſſert, ſondern genoſſen und betrogen ſein will.

Wenn es Einem nur gegeben wäre, dieſem zweifelsohne vortrefflichen Katechismus nachzuleben! Wenn man es nur dazu bringen könnte, das alte

dumme Ding in der Bruſt zu ſchweigen und zu ſchwichtigen, daß es nicht mehr ſo unvernünftig ſympathiſch aufpochte, wenn von Recht und Wahrheit, von Freiheit, Vaterland, Humanität und dergleichen „unpraktiſchem Zeug" mehr die Rede iſt. Könnte man ſich nur enthalten, den Reichthum nach ſeinem Urſprung zu fragen, den Pfaffen ins Geſicht zu lachen und, da die knechtiſchen Völker nicht hören wollen, die „Steine aufzurufen gegen die Tyrannen"*).

Aber man muß lernen, das Alles zu thun oder zu laſſen, und, oh, die Zeit iſt eine gute Lehrerin. Sie trichtert auch dem widerſtrebendſten Schädel den Erfahrungsſatz ein, daß die armen Ideale an der Mauer der Wirklichkeit allzeit ſich die Köpfe eingerannt haben und einrennen werden; ſie löſcht das Feuer der Begeiſterung mit den kalten Waſſerſtralen der Ironie, und wenn ein thörichtes Menſchenherz über Gebühr lange jung bleiben will, ſo zerbricht ſie

*) . . . . I will teach, if possible, the stones
To rise against earth's tyrants.
Byron, Don Juan, VIII, 135.

es zwiſchen ihren pädagogiſch-knöchernen Altjungfernfingern ....

Wenn es wahr iſt — und es ſoll ja wahr ſein — daß, wie in der phyſiſchen, ſo auch in der moraliſchen Welt die Aufeinanderfolge der Erſcheinungen nach ewigen Geſetzen ſich vollzieht, wohlan, ſo muß es auch mit Ergebung hingenommen werden, daß die Weltgeſchichte mit der eiſernen Unerbittlichkeit von Naturgeſetzen arbeitet*). Alles-Moraliſiren und Deklamiren iſt da gerade ſo eitel, wie wenn Einer wähnte, mittels Gebeten und Predigten die

*) Dagegen wird ſich, den Satz cum grano salis verſtanden, nicht eben viel einwenden laſſen. Nur muß man im Auge halten, daß auch die Arbeit der Naturgeſetze häufig genug den Anſchein von Willkür und Laune hat, wenigſtens im Einzelnen, während die geſetzliche Regelmäßigkeit mehr nur im Großen und Ganzen ſich offenbart. Die Gegenwart übrigens iſt wie dazu gemacht, die Generaliſirungsſucht der Nachbeter Buckle's zu verhöhnen. Der Prozeß der Weltgeſchichte iſt ja dermalen wieder ein ſehr individueller, perſönlich-pſychologiſcher oder vielmehr phyſiologiſcher geworden. Schade, daß der arme Buckle nicht mehr lebt! Denn es müßte von hohem Intereſſe ſein, zu betrachten, wie der Mann, deſſen Rieſentorſo von Werk Niemand wärmer bewundern kann als ich, es anfinge, um die lumpige Thatſache, daß zur Stunde, wo ich

Geſetze der Polarität und Elektricität abändern zu können. Mit derſelben erhabenen Monotonie, womit in der Natur Flut und Ebbe, der Kreislauf der Geſtirne, der Wechſel der Jahreszeiten ſich folgen, löſen in der Geſchichte Stoß und Gegenſtoß, Aktion und Reaktion, Aufklärungsverſuche und Verdummungsphlegma, Freiheitsaufſchwünge und Knechtſchaftsbefliſſenheit einander ab. Von Zeit zu Zeit, wann die Geſellſchaft vollſtändig verſchlammt, die ſittliche Atmoſphäre durch und durch verpeſtet, das öffentliche Gewiſſen taub, die öffentliche Zunge ſtumm und die Menſchheit niederträchtig geworden iſt, ſammeln und entladen ſich jene geſchichtlichen Gewitter, welche man Revolutionen zu nennen pflegt. Die von denſelben angerichteten Verheerungen ſind furchtbar. Denn in ſolchen Gewitterzeiten geht in Erfüllung das Seherwort: —

---

dieſes ſchreibe, der Gang der Geſchicke Europa's zunächſt davon abhängt, ob Napoleon der Dritte nur mit oder aber ohne Anwendung des Katheters zu thun vermag, was er nicht laſſen kann, mit den von ihm (Buckle) proklamirten ewigen Geſetzen der Weltgeſchichteprozedur in Einklang zu bringen.

„Der alte Urſtand der Natur kehrt wieder,
Wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht“ —

d. h. Beſtie der Beſtie oder wenn's hochkommt, Pfahlbauer dem Pfahlbauer. Das kann man beklagen, aber nicht ändern; es wäre denn, daß die Herren Utopiſten die Güte haben wollten, ihr Arkanum, die Menſchen zu verengeln, endlich in Anwendung zu bringen. So lange jedoch die Menſchen Menſchen bleiben, wird ſich der weltgeſchichtliche Vorſchritt immer nur ſo bewerkſtelligen, wie er bislang ſich bewerkſtelligte, d. h. ſtoßweiſe, gewaltſam, mittels ſchmerzlicher Kriſen und wehvoller Kataſtrophen. Denn nun und nimmer werden die gemeinen Inſtinkte und ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften, niemals wird der Unverſtand, das Vorurtheil, der Afterglaube gutwillig das Feld räumen. Ueberall und allezeit wird die Reform zu ſchwach ſein, dieſe Feinde des Menſchengeſchlechtes aus ihren Verſchanzungen hinauszumediziniren. Um ſolche Geſchwüre am ſozialen Körper auszuwurzeln und auszubrennen, müſſen Eiſen und Feuer in Anwendung kommen; denn leider — mit Einem zu ſprechen, welcher, ſo es mög-

lich, gerne die Steine aufgerufen hätte gegen die Tyrannen —

„Denn, leider, Revolution allein
Kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n."

Leider! Die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution illuſtrirt dieſes „Leider" ſo nachdruckſam-anſchaulich, daß ſeine Furchtbarkeit ſelbſt blödeſten Augen klar ſein könnte und ſollte.

Aber es iſt mit dieſer Illuſtration viel falſches Spiel getrieben worden. Eine unterthänige Geſchichtſchreibung nämlich hat ſich einer Seite des tragiſchen Gemäldes bemächtigt, um daraus ein Bilderbuch, ein Schreckbilderbuch für politiſche Kinder zuſammenzukleiſtern, — für politiſche Kinder, welchen man ja, vorab in Deutſchland, bis zur Stunde einbilden, einpredigen, einſchwindeln konnte und kann, Revolutionen würden willkürlich gemacht, von Sprudel- und Strudelköpfen, von Habenichtſen und Taugenichtſen, von einer Handvoll „Literaten, Advokaten und Juden" willkürlich gemacht und aus purem Muthwillen. Um dieſes Dogma für die gläubige Kinderdummheit und die unerſchöpfliche

Völkergeduld an- und einnehmlicher zu machen, haben Hiſtoriker der bezeichneten Sorte keine Mühe geſcheut, in dem erwähnten Schreckbilderbuch die Gräuel der franzöſiſchen Revolution in die grellſte Beleuchtung zu rücken, und es wäre ihnen das keineswegs zu verdenken, falls ſie nur in Betreff der Gräuel der Gegenrevolution ebenſo verfahren wären. Allerdings findet jene Fieberraſerei der revolutionären Energie, welche in furchtbarer Steigerung von den Septembertagen 1792 bis zum Hochſommer 1794 währte, ihre ausreichende Erklärung in den maßloſen Ausſchweifungen des Deſpotismus, welche der großen Umwälzung vorausgegangen waren; allein deſſenungeachtet ſollen die Thaten jener Raſerei bei keiner Gelegenheit der nachdrücklichſten Brandmarkung entgehen. Wer jedoch mit gleichem und gerechtem Maße mißt, der wird nicht allein den rothen Schrecken verdammen, ſondern auch und ebenſo ſtreng den weißen, d. h. die gräßlichen Orgien der Reaktion, welche ſofort mit dem 9. Thermidor (27. Juli) von 1794 eingetreten iſt, nachdem ſich zum Sturze Robespierre's und ſeiner Freunde die

gewiſſenloſeſten Halunken mit den ärgſten Blutmenſchen zuſammengethan hatten, Böſewichte, welche, wie der Chef der Bande, Tallien, bis an die Kniee in dem garſtigſten Schmutz der Revolution gewatet waren.

Es iſt aber merkwürdig, wie leicht und glatt dieſelben „korrekten" Hiſtoriker und Publiciſten, welche das ganze Zeteralphabet und Flüchewörterbuch erſchöpfen, um den rothrepublikaniſchen Schrecken zu verdonnern, über die Abſcheulichkeiten und Gräßlichkeiten wegſchlüpfen, welche der weißroyaliſtiſche Schrecken von 1794—95 in Scene geſetzt hat. Natürlich übrigens! Für Thron und Altar iſt ja Alles erlaubt. Mag jedoch dieſer Grundſatz mit ſo ſchamloſer Offenheit gepredigt und geübt werden, wie in unſerer niederträchtigen Zeit geſchieht, immerhin gibt es noch einen über die trübe Sphäre der Knechtſeligkeit, über die wüſte Region zügelloſer Parteileidenſchaft hocherhabenen Standpunkt der Sittlichkeit, von welchem herab die echte und rechte Seherin Hiſtoria den Wahrſpruch thut: — Die r o t h e n Schreckensmänner handelten ſittlicher als die

weißen; denn jene ſtanden im Bann und Zwang einer großen Idee, während dieſe nur von der gemeinſten Selbſtſucht getrieben wurden.

Außerdem iſt noch wohl zu beachten, daß der rothe Schrecken ſeine Beſtrafung an ſich ſelber vollzog, wogegen der weiße ſtraflos blieb. Denn wenn auch in Folge jener grauſamen Ironie, welche das Verhängniß ſo oft zu zeigen liebt, die in der Zeit von 1793 und 1794 umgehenden Eumeniden da und dort einen abgefeimteſten Schuft (z. B. einen Talleyrand) oder einen verhärtetſten Schurken (z. B. einen Fouché) verſchonten, ſo haben ſie doch an den Handhabern des rothen Terrorismus in Maſſe ihr unerbittliches Gericht vollzogen. Die Prieſter, Leviten und Küſter des weißen Schreckenskultus dagegen ließen ſie laufen, als hätten ſich die erhabenen Rachegöttinnen mit der Beſtrafung dieſer Elenden nicht die Hände beſudeln mögen.

Der weiße Schrecken — „la terreur blanche“, alſo genannt, weil im Dienſte der bourboniſchen Farbe arbeitend — hat ſich unmittelbar nach dem 9. Thermidor in Paris noch genöthigt geſehen, die

republikaniſch bemalte Seidenpapiermaske vorzuſtecken. Er wurde innerhalb der Hauptſtadt und ihrer Umgebungen insbeſondere von der ſogenannten „goldenen Jugend" (jeunesse dorée) gehandhabt, welche Raub und Mord zu einem Zubehör eleganter Lebensführung machte und die meuchleriſche Verfolgung republikaniſcher Geſinnung förmlich in die Mode brachte und zwar mit einer Frivolität, welche Jeden erſchaudern laſſen muß, der es in Fragen des Rechts und der Menſchlichkeit noch nicht bis zu der abſoluten Gleichgültigkeit und Fühlloſigkeit der Stockjobberei der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat. Der Oſten und Norden Frankreichs, wo die Bevölkerungen feſt zur Republik ſtanden, blieb von der Peſt des weißen Schreckens ganz unberührt oder wurde wenigſtens nur da und dort davon geſtreift. Auch im Weſten, ſogar die Vendée nicht ausgenommen, zeigte ſie ſich nur ſporadiſch. Dagegen wüthete ſie ſo recht im Süden und Südoſten, wo ja ſeit der Austilgung albigenſiſcher Kultur Pfafferei, Volksverdummung und rohe Leidenſchaftlichkeit ſtets Lieblingsſtätten beſeſſen hatten.

Lyon und Marſeille waren darum Mittelpunkte der weißen Gräuelwirthſchaft, welche wir uns jetzt etwas näher anſehen wollen.

2.

Hören wir zuvörderſt einen Augenzeugen ab, Charles Nodier, welcher aus eigener Anſchauung geſchildert hat, wie der weiße Schrecken in ſeiner Geſtaltung als elegante pariſer Mode zur Erſcheinung kam*). Die Summe dieſes Zeugniſſes iſt etwa dieſe: — Der rothe Schrecken hatte großen Kynismus in der Tracht, ſpartaniſche Mäßigkeit bei Gaſtmählern und eine tiefe Verachtung gegen alle Feſte und Schauſpiele gezeigt und gefordert, welche nicht durch wilden Pomp an die tragiſchen Myſterien ſeiner Saturnalien gemahnten. Der weiße Schrecken dagegen war elegant und ſogar geſchniegelt; er weckte

*) Nodier: Souvenirs de la révolution et de l'empire, 6. édit. I, 111 seq.

den Geſchmack an Feſtlichkeiten und Bällen wieder auf, er brachte alle die Launen des Luxus, alle die Zügelloſigkeiten der Wolluſt zurück, wie ſie die vornehme Jugend vor Zeiten in dem Boudoir der Dubarry kennen gelernt hatte. Die Sitten der Schreckenszeit waren von widerlicher Plumpheit geweſen; die der thermidoriſchen Reaktion dagegen waren von raffinirter Schamloſigkeit und die abſcheuliche Verfeinerung des Laſters überzog die wilde Grauſamkeit mit einem Firniß, welcher ihre Häßlichkeit nur erhöhen konnte. Es gab weiße Terroriſten, welche nicht weniger grauſam waren, als Marat geweſen, die aber ſo ſtralend von Jugendſchöne, ſo gewandt und feingebildet ſich darſtellten, daß ſie alle Frauenherzen hinter ſich herzogen, wenn ſie, eine Wolke von Ambraduft um ſich verbreitend, einen Salon betraten.

In Paris machten ſich, wie ſchon angedeutet worden, die ſchlimmſten Seiten des weißen Schreckens weniger fühlbar. Die „goldene Jugend" ließ hier ihren reaktionären Uebermuth hauptſächlich in Straßenprügeleien mit den Ueberbleibſeln des Jako-

binismus, in theatraliſchen Pasquinaden und in allerhand ſonſtigen Schauſtellungen und Demonſtrationen aus. Zu den letzteren gehörten auch die ſogenannten „Bälle der Opfer“ (bals des victimes oder bals à la victime), auf welchen man Trauer tanzte und zu welchen nur ſolche Frauen und Mädchen Zutritt erhielten, welche ein Mitglied ihrer Familie durch die Guillotine verloren hatten. Das vorgeſchriebene Ballkoſtüm der Tänzerinnen mußte dem Anzug ähnlich ſein, in welchem ihre Mütter oder Schweſtern oder Tanten unter dem Fallbeil geſtorben waren: ſie mußten daher ein weißes Kleid, ein rothes oder ſchwarzes Bruſttuch und die Haare ganz kurz über dem Nacken abgeſchnitten tragen *).

*) Der Graf D'Allonville hat in ſeinen „Mémoires secrets“, IV, 79, die Opferbälle als einen Mythus oder, wie er ſich ausdrückt, als einen Roman bezeichnet. Allein die anderen zeitgenöſſiſchen Bezeugungen lauten ſo beſtimmt und übereinſtimmend für die Thatſächlichkeit dieſer Frivolität, daß ſie als hiſtoriſch feſtgehalten werden muß. Vgl. Mercier, III, 29, ſowie das ſehr fleißige Buch „Histoire de la société française pendant le directoire“ par Edmond et Jules de Goncourt, 2. édit. p. 143.

Anderwärts dagegen, an den Hauptstätten seiner Thätigkeit, an Orten wie Lyon, Nimes, Marseille, Aix und Tarascon, mischte der weiße Schrecken auch in seiner eleganten Erscheinungsform dem Bizarren das Entsetzliche bei. Vielleicht hat man nie und nirgends die gesetzliche Autorität so lange außer Kraft und die Willkür der Rachelust so keck die Stelle des Gesetzes usurpiren gesehen. Meuchelmorde wurden vollzogen, als wären es gerichtliche Urtheile, am hellen Tage, auf offener Straße, und wehe den Vorübergehenden, wenn sie Etwas dagegen hätten sagen wollen! Die Theorie des Mordes war in die höheren Gesellschaftsklassen gedrungen und in den Salons wurden Geheimnisse des Meuchelns gelehrt, vor denen Insassen der Bagnos sich entsetzt hätten. Am Whisttische wurden förmliche Mordpartieen gespielt, und wenn dann einer der Spieler aufstand, gab er sich nicht einmal die Mühe, es mit gedämpfter Stimme zu sagen, daß er jetzt ginge, Jemand zu tödten. Die Frauen, sonst die sanften Vermittlerinnen zwischen den Leidenschaften der Männer, betheiligten sich eifrig an diesen Mord-

debatten und Blutſpielpartieen. Die Megären des rothen Schreckens, die „Guillotinefurien“. hatten Miniaturguillotinen als Ohrbommeln getragen; die „anbetungswürdigen Furien“ des weißen Schreckens trugen Miniaturdolche als Haarpfeile und Buſennadeln. Man konnte einen jungen Stutzer („Muscadin“) im kurzſchößigen Rock, in einer Weſte von gemsfarbigem Pelzſammet, mit ſeinen langen, gepuderten, zu beiden Seiten in Geſtalt von „Hundsohren“ auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit ſeinem aufgebundenen Zöpfchen und ſeiner wulſtigen grünen Halsbinde in ein Damenboudoir treten und mit einem blutbefleckten Finger nach der Bonbonnière der ſchönen Inſaſſin langen ſehen. Dieſer blutbefleckte Finger, der einzige Theil ſeiner zarten Hand, welchen mit engliſcher Seife in Berührung zu bringen er ſich ſorgfältig gehütet hatte, ſollte der Dame ſtummberedt ſagen: Der zwiſchen uns vereinbarte Mord iſt vollbracht und ich komme, den Mordminneſold einzukaſſiren.

Es iſt überhaupt zu betonen, daß und wie ſehr im weißen Schrecken mit der vornehmen Mordluſt

die vornehme Lüderlichkeit ſich verband. Zu Montbriſſon ſchleppte eine Bande von weißen Schreckensmännern eine Schar von Frauen, deren Gatten als Republikaner bekannt und geächtet waren, unter den Freiheitsbaum, zog im hellen Sonnenſchein die Erbarmungswürdigen ſplitternackt aus und peitſchte ſie mit Ochſenſehnen, um ſich an den Zuckungen der grauſam Mißhandelten zu ergötzen. Der rothe Schrecken hatte doch mitunter vor weiblicher Schönheit und Opferfreudigkeit, vor der heldiſchen Liebe einer Gattin, einer Tochter, einer Schweſter die Mordfauſt geſenkt. Die Septembermörder von 1792, die Mörder in Lumpen, die Mörder um Taglohn, ſie hatten inmitten des ſie umnebelnden Blutdampfes ein menſchliches Regen und Rühren empfunden, als die Tochter des Herrn von Sombreuil ſich ſchützend vor ihren Vater ſtellte, und hatten der Flehenden das Leben des Greiſes geſchenkt. Den gleichen Triumph kindlichen Heroismus hatten dieſelben „Schwielenfäuſte" auch der Tochter Cazotte's bewilligt. Selbſt die raſende Horde Marats war in ein Gemurre der Entrüſtung ausgebrochen, als der Henker die Ruch-

loſigkeit begangen hatte, die jungfräuliche Wange von Charlotte Corday's abgeſchlagenem Haupt durch einen Backenſtreich zu beſchimpfen. Der weiße Schrecken aber in ſeinem Wüthen für Thron und Altar kannte kein Erbarmen, weder mit Mann noch Weib noch Kind, weder mit den Lebenden noch mit den Todten. Die Mörder in Sammetweſten und ſeidenen Strümpfen waren über alle menſchlichen Regungen hinweg. Sonſt hätten ſie nicht eines Tages ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches ſich ſchluchzend auf den Leichnam ſeines von ihnen erwürgten Vaters warf, weggeriſſen, nackt ausgezogen und durchgepeitſcht. Sonſt auch hätten ſie nicht zu Ile, in der Nachbarſchaft von Avignon, einer Frau den Arm abgehauen, welchen ſie ausſtreckte, um ihren unter den Dolchen der Mörder zuſammenſinkenden Gatten zu ſtützen und zu ſchützen.

Der rothe Schrecken hatte ſich im Revolutionstribunal eine geſetzliche Organiſation gegeben. Der weiße Schrecken verachtete und verſchmähte ſolche Formalitäten und organiſirte ſich kurzweg in Form von Mörderbanden. Dieſe führten die Namen

„Kinder der Soune" oder „Gesellen der Sonne" (enfants ou compagnons du soleil) und „Genossenschaften Jesu" (compagnies de Jésus). Ob in der letzteren Bezeichnung eine Beziehung zum Jesuitenorden liegen sollte, ist nicht klar, kann aber doch nicht so ganz unwahrscheinlich erscheinen, falls man erwägt, daß der weiße Schrecken ganz deutlich auf die Restauration des Ancien Régime abzielte. In zeitgenössischen Berichten wird jedoch sehr bestimmt hervorgehoben, daß die Benamsung „Genossenschaften Jesu" nur irrthümlicher Weise zu einer gäng und gäben geworden sei. Denn der eigentliche und ursprüngliche Name der zu Banden gescharten Rückschrittler habe „Gesellen Jehu's" gelautet, in Erinnerung an jenen König in Israel, welchen der Prophet Elisa gesalbt hatte unter der Bedingung, daß er das Haus Ahab und die Baalspriester ausrotte.

Die Gesellen der Sonne nun und die Gesellen Jehu's, durch Gemeinsamkeit der Anschauungen, Interessen und Wünsche verbunden, bündisch gegliedert, mittels Zeichen und Losungen eng aneinander

geſchloſſen, ſchwammen luſtig in der trüben Flut der Anarchie, welche ſich nach dem 9. Thermidor über Frankreich ergoſſen hatte. Die Regierungsmaſchine, wie ſie der Konvent ſich gezimmert, war freilich noch vorhanden; allein der energiſche Impuls, welcher dieſelbe während des rothen Schreckens gelenkt und im Gange erhalten hatte, war dahin, und ſo lotterte und lahmte ſie denn kläglich. Um ſo mehr, da die auch zur thermidoriſchen Zeit, wie früher, in die Provinzen geſandten Konventskommiſſäre an manchen Orten unter dem Vorgeben, die Ueberreſte des Jakobinismus zu bekämpfen, mit der royaliſtiſch-bourboniſchen Reaktion geheim oder offen gemeinſchaftliche Sache machten. Daher kam es, daß von Lyon an abwärts im ganzen Südoſten von Frankreich der bündiſch organiſirte weiße Schrecken für eine Weile die einzige thatſächliche Macht und Gewalt geweſen iſt. In dieſen Gegenden galt Jakobinismus und Republikanismus für ſchlechthin Einerlei, und maßen der von den Thermidoriern beherrſchte Konvent allenthalben maſſenhafte Verhaftungen über den „Schweif Robespierre's" verhängt hatte, ſo

ſtrotzten die Gefängniſſe von Opfern, welche dem Mordſtahle der royaliſtiſchen Rückſchrittsfanatiker ſchutzlos preisgegeben waren.

3.

Man hat Mühe, ſelbſt Angeſichts unanfechtbarſter Zeugniſſe, an den Kynismus zu glauben, womit die Herrſchaft des Mordes für Thron und Altar ſich aufthat. Lyon, damals wie heute ein Lieblingsſitz der Finſterniß, ging voran. Die Jehuiten und Sonnengeſellen trugen hier als Partei- und Erkennungszeichen eine weiße Hutſchnur, in Erwartung einer baldigen Wiederaufpflanzung der weißen Fahne. Die Stadt wimmelte von Emigranten, welche, auf die Läſſigkeit oder das heimliche Einverſtändniß der Thermidorier rechnend, zurückgekehrt waren und in die Mordbanden ſich einreihten. Es iſt ganz falſch, zu behaupten oder zu glauben, die Schlächtereien ſeien nur das Reſultat

eines erſten und unwiderſtehlichen Rachereizes auf Seiten der Royaliſten geweſen. Im Gegentheil, ſie waren eine ſyſtematiſch gegen die Republikaner organiſirte Bartholomäusnacht.

Daraus erklärt es ſich, daß unter den Opfern ſo viele Männer ſich befanden, welche dem rothen Schrecken mit ſtandhafter Energie entgegengewirkt und die Beſtrafung rother Schreckensmänner angeregt und durchgeſetzt hatten. Ein recht auffallendes Beiſpiel hiervon war der an dem Bürger Redon vollbrachte Mord, an demſelben Redon, welcher einer der Richter geweſen, die über das Scheuſal Carrier den Todesſpruch gefällt hatten. Er begegnete einer Rotte Jehuiten. „Du biſt kein Terroriſt — ſchrieen ſie ihn an — du biſt ein ehrlicher Mann; aber du biſt ein Republikaner!“ Und damit erwürgten ſie ihn.

In den letzten Tagen des April und in den erſten des Mai von 1795 waltete der weiße Schrecken ſchrankenlos in Lyon. Sonnengeſellen und Jehuiten durchſtürmten die Straßen und machten Jeden und Jede nieder, die ihnen mißfielen; nämlich

die „Mathevons" und „Mathevonnes," welchen Spitznamen man den Republikanern und Republikanerinnen gegeben hatte. Man sah erwürgte Frauen auf den Schwellen ihrer eigenen Häuser liegen. Mitunter ließen sich die Mörder herbei, die Leichname ihrer Schlachtopfer aufzuheben und in die Rhone oder Saone zu werfen. Das Geräusch, welches die ins Wasser fallenden Leichen verursachten, wurde mit der lachenden Bemerkung begleitet: „Wieder ein Mathevon weniger!" Royalistische Damen waren eifrig dabei, die „goldene Jugend" zum Mordgeschäft anzueifern; die frommen, d. h. alten und häßlichen citirten zu diesem Zwecke alttestamentliche Blutverse, die jungen hübschen und galanten verhießen Schäferstunden. In Folge solcher Reizungen waren die royalistischen Stutzer gegen jede Regung von Erbarmen gestählt. Als die Sonnengesellen eines Tages durch die Straßen paradirten, ließ eine siebzigjährige Frau die harmlose Bemerkung fallen: „Die Muscadins haben eine flotte Tournüre" — und sogleich packten sechs „Muscadins" die arme Greisin, schleppten sie zur

Saonebrücke, ſchlugen ihr den Schädel ein und warfen ſie in den Fluß.

Der Hauptmordtag in Lyon und Umgebung war der 5. Mai. Die Jehuiten ordneten ſich in drei Banden, welche drei mit angeblichen Terroriſten und Terroriſtinnen angefüllte Gefängniſſe, des Recluſes, Saint-Joſeph und das zu Roanne, zu Zielen nahmen. Dieſe Gefängniſſe wurden erſtürmt und ſechsundachtzig Gefangene abgeſchlachtet, worunter ſechs Frauen. Eine ſiebente warf ſich, als die Streiter für Thron und Altar das Gefängniß anzündeten, um etwaigen Widerſtand der Schlachtopfer kurz abzuthun, mit ihrem Kind an der Bruſt von der Zinne eines Thurmes in die Flammen.

Aber thaten denn die Behörden gar Nichts zur Sühnung dieſes Gräuels? Doch! Die Mörder wurden der Form halber zu Roanne vor Gericht geſtellt, aber mit Glanz freigeſprochen. Sie hielten dann einen Triumphzug in Lyon, wobei ſchöne Damen ihren Weg mit Blumen beſtreuten, und am Abend wurden ſie hierauf im Theater förmlich bekränzt. „Rufen wir doch" — hieß es während

dieſer Orgie — „den kleinen Kapet zum König aus! So wird Lyon die Hauptſtadt des Königreichs werden."

Und die thermidoriſchen Konventskommiſſäre, ſie ſahen das Alles unthätig ſo mit an? Freilich, und nicht nur das, ſondern ſie ermunterten und ermuthigten ſogar mittelbar oder unmittelbar den mordluſtigen Rückſchritt. Einer derſelben, Chambon, ſchrieb am 10. Mai aus Marſeille an den Konvent: „Wie ſeufze ich über die Langſamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten! Die Verſchleppung der (gegen die verhafteten Republikaner angeſtrengten) Prozeſſe verwirrt die beſtgeſinnten Leute. Thut doch einen Generalſchlag (frappez donc un coup général)!" Nun, der „Wächter des Geſetzes" ſollte nicht länger auf ſolche von ihm geforderte Generalſchläge zu warten haben. Sie geſchahen unter ſeinen eigenen Augen und unter denen ſeiner beiden Kollegen Cadroy und Iſnard.

An demſelben 10. Mai, an welchem Chambon über die „Langſamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten" ſeufzte, machte ſich eine Bande von Jehuiten

und Sonnenburſchen aus Marſeille nach dem fünf Stunden entfernten Air auf, mit dem laut ausgeſprochenen Entſchluſſe, die dortigen mit „Jakobinern" angefüllten Gefängniſſe zu ſäubern („purger"). Die Mörder marſchirten zu Fuße, weßhalb es den Herren Chambon, Cadroy und Iſnard leicht geweſen wäre, dieſelben mittels Inmarſchſetzung von Reiterei, welche ſie in Marſeille zur Hand hatten, zu überholen. Allein die Herren Thermidorier, mit deren Herrſchaft ja, wie die „korrekte" Geſchichtelüge lautet, die Menſchlichkeit in Frankreich wieder zur Geltung kam, dachten gar nicht daran, Leuten, welche die beſeufzenswerthe „Langſamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten" etwas beſchleunigen wollten, ein Hinderniß in den Weg zu legen. So „purgirten" denn die Geſellſchaftsretter von damals am 11. Mai von 1795 zu Air tüchtig darauf los. Das mörderiſche Trauerſpiel zerfiel in zwei Akte. Im erſten wurden 29 Gefangene abgeſchlachtet, im zweiten 44, worunter 2 Frauen. Die eine derſelben, Madame Faſſy, ſtillte gerade ihr vier Monate altes Kind, als die ritterlichen Kämpen für

Thron und Altar in das Gefängniß drangen. Man entreißt ihr den Säugling, streckt sie mit einem Pistolenschuß nieder, zerstampft das Kind vor den Augen der sterbenden Mutter und reißt dann die noch Athmende förmlich in Stücke. Einem der Gefangenen gab die Todesangst den gescheidten Einfall ein, den Mördern zuzuschreien: „Ich bin kein Republikaner, sondern ein Falschmünzer!" Er wurde geschont. Der Häuptling der Jehuiten bei dieser Unternehmung, ein gewisser Rolland, erfreute sich des vertrauten Umgangs mit dem Konventskommissär Chambon, speiste an dessen Tafel und fuhr in dessen Wagen.

Aehnliche Schlächtereien wie in Lyon und Air fanden statt in Avignon, in Nimes, in Isle, in Sisteron, in Toulon, in Montélimart, in Saint-Etienne, in Montbrisson, in Bourg, in Lons-le-Saulnier und anderwärts.

Ausgezeichnet aber durch grausame Ausklügelung war das Verfahren der Mordbuben am 24. Mai zu Tarascon. Nachdem sie in dem Gefängnißthurm, welcher auf einem hohen Uferfelsen der Rhone

ſtand, der gefangenen Republikaner ſich bemächtigt hatten, wollten ſie ſich mit der bloßen Abſchlachtung derſelben nicht begnügen, ſondern noch dazu ein Schauſpiel geben und genießen. Zur Bequemlichkeit der Zuſchauer waren längs der Straße, welche von Tarascon nach Beaucaire führt, Stühle und Bänke hingeſtellt und bald beſetzt, insbeſondere von Prieſtern und ſonſtigen Frommen. Dies geſchehen, wurden 24 Gefangene, einer nach dem andern, von den Zinnen des Thurmes auf die Felſen am Stromufer herabgeſtürzt, und wenn die Glieder der Unglücklichen an den Klippen und Zacken zerriſſen und zerſchellten, brachen die Zuſchauer in kanibaliſche Beifallsbezeugungen aus.

Die Behörden der Stadt nannten den ganzen Gräuel in ihrem amtlichen Bericht einen verdrüßlichen Vorgang („un fâcheux événement"), bei welchem jedoch nur 24 Gefangene zu Grunde gegangen ſeien („s'est borné à la perte de vingt-quatre prisonniers"). Dies war geradezu ein Wink für den weißen Schrecken, das Verſäumte nachzuholen. Er that es, indem er am 20. Juni

abermals in Tarascon „arbeitete" und noch weitere 23 Gefangene mordete, worunter 2 Frauen.

4.

Fünfzehn Tage zuvor, am 5. Juni, hatte der Mord für Thron und Altar zu Marseille im großen Style gearbeitet.

Hier war der Pintenwirth Robin der General der Jehuiten und Sonnenkinder, welche zu dem Kommandanten des Fort Saint-Jean und zu dessen Sekretär in vertrauten Beziehungen standen. Der Kommandant hieß Pagès, der Sekretär Manoly. Beide waren als leidenschaftliche Gegenrevoluzer bekannt. Dessenungeachtet und obgleich man allgemein wußte, daß die Jehuiten das Leben der politischen Gefangenen bedrohten, womit das Fort angefüllt war, ließ der Konventskommissär Cadroy die genannten beiden Herren in ihren Stellungen, als wollte er der Mordrotte die Wege möglichst ebnen. Sie zögerte daher nicht, dieselben zu betreten. Um 8 Uhr Abends am bezeichneten Junitage waren die

Sonnenburſchen im Fort Saint-Jean und an der „Arbeit", nachdem der Kommandant dafür geſorgt hatte, die Gefangenen ja recht vollſtändig wehrlos zu machen, indem er ihre Kleider durchſuchen und ihnen ſogar die Federmeſſer und Nägelſcheeren wegnehmen ließ.

Es ſaßen damals, noch von der rothen Schreckenszeit her, auch zwei Prinzen im Fort Saint-Jean gefangen: der Herzog von Montpenſier und der Graf von Beaujolais, Söhne des Duc d'Orleans-Egalité. Sie waren vom Fenſter ihres Gefängniſſes aus Ohrenzeugen und zum Theil auch Augenzeugen der gräßlichen Schlächterei. Montpenſier hat in ſeinen Memoiren ſchaudernd davon erzählt. Er bezeugt ausdrücklich, daß die Jehuiten lauter gut und modiſch gekleidete junge Männer geweſen ſeien, und er konnte ſich dieſelben aus nächſter Nähe anſehen, da ihrer ein Dutzend in die Kerkerzelle der Brüder eindrang, um daſelbſt den Kommandanten und deſſen Sekretär zu verwahren, die ſich zum Scheine hatten gefangen nehmen laſſen. Die gefangenen und zum Tode beſtimmten Republikaner waren in verſchiedenen Abtheilungen in die Kaſematten des Fort eingepfercht.

„Wir hörten — erzählt der Sohn Egalité's — die Pforte eines der Kerker im zweiten Hofe einſchlagen und ſofort vernahmen wir Rufe des Entſetzens und herzzerreißendes Geröchel, übertönt von wildem Freudengejauchze, ſo daß uns das Blut in den Adern erſtarrte.“

In der erſten Kaſematte, welche ſie erbrochen hatten, ſchlachteten die ritterlichen Kämpen für König und Kirche 25 Gefangene ab. Es muß eine wahre Höllenbreughel-Scene geweſen ſein, dieſes beim Geflacker von etlichen Fackeln unter der düſteren Wölbung der Kaſematte vollbrachte Gewürge. Das beklagenswertheſte Opfer war ein blutjunger Mann, welcher, in der Armee an der Gränze für ſein Vaterland fechtend, mit Urlaub nach Marſeille geeilt war, um ſeinen gefangenen Vater zu beſuchen, und ſich nun zu dieſer Unglücksſtunde gerade bei dieſem befand. Die Mörder erſchlugen den Greis erſt, nachdem ſie ihm den Sohn in den Armen erdolcht hatten.

Zwei volle Stunden wirthſchaftete die Mordbande ganz nach Belieben in den Räumen von Saint-Jean. Und wo war und was that derweil Monſieur Cadroy, der Repräſentant des thermi-

doriſchen „Regiments der Menſchlichkeit?“ Er ging harmlos und friedſam in den Straßen von Marſeille ſpazieren. Noch mehr, er hatte dem Platzkommandanten der Stadt, welcher Generalmarſch ſchlagen und eine Kompagnie Grenadiere zum Schutze der Gefangenen in das Fort hinaufſchicken wollte, Beides unterſagt.

Um 7 Uhr Abends brüllten in Saint-Jean Kanonen. Die Jehuiten waren daran, mit Kartätſchen durch die Thoröffnung eines der Gefängniſſe zu feuern. Auch warfen und ſchoben ſie, wie der Herzog von Montpenſier meldet, Pakete angezündeten Schwefels und Bündel entflammten Strohs durch die Luftlöcher der Kaſematten, um die unglücklichen Inſaſſen zu erſticken.

Endlich, um $8^1/_2$ Uhr, erſchien Cadroy, welchem der Platzkommandant der Stadt keine Ruhe mehr gelaſſen hatte, mit ſeinen beiden ſoeben aus Toulon angelangten Kollegen Chambon und Iſnard im Fort, d. h. zunächſt vor der Zugbrücke, welche die Jehuiten aufgezogen hatten. Als ſie, von einer ausreichenden Anzahl von Grenadieren und Huſaren

gefolgt, befahlen, daß die Zugbrücke niedergelaſſen werden ſollte, und der Ruf: „Da ſind die Volksrepräſentanten!“ erſcholl, ſchrie einer der Sonnenburſchen: „Ich kümmere mich den Teufel um ſie! Kommt, Kameraden, an's Geſchäft! Wir werden bald damit zu Rande ſein.“

Derweil wurde doch die Zugbrücke niedergelaſſen und die Konventsdeputirten betraten die blutdampfende Mordſtätte. Dem Berichte von Montpenſier zufolge hätten ſie es gethan mit dem an die Mordbuben gerichteten Zuruf: „Im Namen des Geſetzes, laßt ab von dieſer gräßlichen Schlächterei! Hört auf, euch einem gehäſſigen Rachegefühle hinzugeben!“ Allein es iſt mit Betonung anzumerken, daß der Prinz dieſen Umſtand nicht als Augen- oder vielmehr Ohrenzeuge, ſondern nur vom Hörenſagen meldet. Dagegen iſt durch aktenmäßig feſtgeſtellte Zeugenausſagen eine erdrückende Wucht von Schuld auf Cadroy's Haupt gehäuft. Als der thermidoriſche Konventskommiſſär den inneren Hof des Fort betrat, wo die Kantine ſich befand und das Würgegeſchäft noch immer fortging, rief er den Mör-

dern zu: „Was macht ihr für einen Lärm? Könnt ihr, was ihr thut, nicht geräuſchlos thun? Hört auf, zu ſchießen! Das verurſacht Aufſehen und bringt die Stadt in Alarm.“ Dann trat er in die Kantine mit den Worten: „Sonnenkinder, ich bin an eurer Spitze; ich werde, wenn es ſein muß, mit euch ſterben. Aber hattet ihr nicht hinlänglich Zeit zu eurer Arbeit? Hört jetzt auf! Es iſt genug.“ Die Jehuiten umringten ihn, wilde Proteſte hervorſchreiend. Da ſagte er: „Nun wohl, ich gehe. Thut euer Werk!“ Gerade ſo hatte der Chef der Thermidorier, Schuft Tallien, als Sekretär der „Commune“ vordem zu den Septembermördern von 1792 geſprochen.

Selbſtverſtändlich ſind die Verüber der Gräuel im Fort Saint-Jean unbeläſtigt und unbeſtraft geblieben. Der mit den Konventskommiſſären in das Fort gekommene Kommandant Le Cesne hat bezeugt, daß ſeine Grenadiere, empört über das Gräßliche, was ſie mitanſehen mußten, verſchiedene der Schlächter ergriffen, daß aber Cadroy dieſelben ſofort eigenhändig befreite. Am Schluſſe der Blutorgie wurden

dann freilich 14 Jehuiten gefangengenommen, aber ſchon zwei Tage darauf wieder freigelaſſen. Das am 6. Juni aufgenommene Protokoll zählte 88 Ermordete mit Namen auf. Die Geſammtzahl derſelben betrug aber nahezu 200. Sehr viele Leichname waren, weil halb oder ganz verkohlt, gar nicht wieder zu erkennen. Auch hier, wie anderwärts hatte der Mord keinen Unterſchied zwiſchen Männern und Frauen gemacht. Etliche Tage nach der Schlächterei ſagte ein Jehuit zu einem der noch am Leben gebliebenen Gefangenen: „Ich habe ein Ohr deiner Frau in meiner Doſe. Willſt du es ſehen?“

So der Blick von den maſſenhaften Metzeleien entſetzt ſich abkehrt, begegnen ihm anderwärts zur Zeit, wo der weiße Schrecken an der Tagesordnung war, mörderiſche Einzelfälle, die unſern Schauder ins Unerträgliche ſteigern. Um ſo mehr, da mit der ſchnödeſten Unmenſchlichkeit eine wahrhaft engliſch-anglikaniſche Heuchelei ſich verband. Die Reden, die Journale, die Edikte der Thermidorier überfloſſen von Gerechtigkeit und Milde; alle modiſchen Damen trugen nach dem Vorgang von Talliens Maitreſſe,

Thereſe Cabarrus, Gerechtigkeitsmieder („corsets à la justice“) und Menſchlichkeitshauben („bonnets à l'humanité“): aber derweil machte der thermidoriſche Rückſchritt ſich einen Spaß daraus, ſeine Opfer nicht ſelten mit einem ſataniſchen Raffinement der Grauſamkeit zu Tode zu quälen.

Es kamen damals in den Gefängniſſen Scenen vor, wie ſie Ugolino in der Hölle des Dante erzählt. In Siſteron marterten die Jehuiten den Bürger Bryſſand eine ganze Nacht hindurch, bevor ſie ihn am Ufer der Durance in Stücke hieben. Zu Moingt ward einem achtzigjährigen Greiſe der Schädel mittels Kieſelſteinen langſam zu Brei zerrieben. In Saint-Etienne ſchlugen die Sonnenkinder eines ihrer Opfer an's Kreuz. Den Bürger Braſſeau begruben ſie lebendig .... Die Geſammtſumme der vom thermidoriſchen Rückſchritt Vernichteten genau oder auch nur annähernd genau anzugeben, iſt keine Möglichkeit vorhanden. In der Provence allein belief ſie ſich in die Tauſende.

Alſo hat der weiße Schrecken für Thron und Altar gearbeitet. „Der Zweck heiligt die Mittel“,

wißt ihr? und für Kirche und König iſt Alles nicht nur erlaubt, ſondern auch geboten. Zwar hat ein von Seiten der bekannten frommen und loyalen „Reſpektabilität" ſeines Heimatlandes verwehmter Dichterlord in dem genialſten ſeiner Strafgedichte den Zornſchrei ausgeſtoßen:

„Each brute hath its nature, a king's is to reign;
To reign! in that word see, ye ages, comprised
The cause of the curses all annals contain" . . .

allein was kümmert ſich eine jetzo endlich mit Glanz zum Durchbruch gekommene „Realpolitik", für welche es nur noch eine „Logik der Thatſachen" gibt, um derartige oder um Poeſie überhaupt? Keinen Pfifferling. Kann ſie doch mit voller Wahrheit ſagen: Die Menſchen verſtehen nicht gerecht zu ſein und die Völker wollen nicht frei ſein; darum wird, wie die Welt durch das Geſetz der Schwere, die Geſellſchaft nur durch das Geſetz der Gewalt zuſammengehalten. Phantaſten, Phariſäer und Philiſtäer ſind über das berühmte „Macht geht vor Recht!" in lärmendes Entſetzen ausgebrochen und doch war dieſes Wort das ehrlichſte, welches ſeit Jahrhunder-

ten einem Machthaber über die Lippen gegangen. Ja, Macht geht vor Recht. So war es immer, ſo iſt es überall, ſo wird es allzeit ſein. Mag die gute alte Amme Phantaſia mit der roſenrothen Brille auf der Naſe immerhin das ganze Regiſter einer Zukunftspoeſie herorgeln, welche von der Umwandelung der Rechtschimäre zur kosmopolitiſchen Thatſache zu ſingen und zu ſagen weiß, die Geſchichte kann auf die Frage: Wird das Recht jemals der Macht vorgehen? nur mit ruhiger Unerbittlichkeit antworten: Nein!

Wir „armen Ideologen", wir „närriſchen Prinzipienreiter" verblenden uns demnach keineswegs über „die gemeine Wirklichkeit der Dinge". Dieſe Wirklichkeit rückt uns ja mit der ganzen Wucht ihrer Gemeinheit Tag für Tag und Stunde für Stunde nahe genug auf den Leib, daß wir ſie ſehen, fühlen, ſchmecken und greifen können und müſſen. Und dennoch, oh all' ihr guten, beſſeren und beſten

„Ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne"!

ſind wir der Meinung, daß ein anſtößigſtes Wort

unſerer Sprache, das Wort, welches mit einem H anfängt und mit einem tt aufhört, jetzo überflüſſig geworden ſei, weil daſſelbe durch das gleichbedeutende „Realpolitiker" vollſtändig erſetzt werde? Ja, dennoch! Aber wir muthen euch deßhalb keineswegs zu, ebenfalls „Prinzipienreiter" zu werden. Wiſſen wir doch, daß ihr, falls ihr überhaupt reitet, es nur thut, um deſto ſchneller von einem Lager ins andere, von einer Fahne zur anderen gelangen zu können. Ah, ihr ſeid geſchwinde Leute, ihr! Ihr ſteht Morgens mit der Konſtitution auf und geht Abends mit der Deſpotie zu Bette, von wegen lauter Realpolitik. Ihr ſchwärmtet vorgeſtern für die „breiteſte demokratiſche Baſis", ihr entzücktet euch geſtern über die Nationalſchützenjoppe des Koburgers, ihr nationalvereinelt heute für „das gute Recht" des Auguſtenburgers und ihr küßt morgen die Küraſſierſtiefeln Bismarcks; denn „die Politik — ſagt ihr — iſt die Wiſſenſchaft des Möglichen," zu Deutſch: des Sichmöglichmachens. Fahrt fort, dieſe Wiſſenſchaft zu pflegen; es iſt euer Beruf. Der unſrige iſt, die Fahne der armen Idealpolitik

vor der Schmach zu bewahren, von Lakaienfüßen in den Koth des „Möglichen" geſtampft zu werden, und, wenn ihr, gemein auf die Gemeinheit ſpekulirend, der urtheilsloſen Menge eure Rechtfertigungen und Lobpreiſungen des Cäſarismus vorlitaneit, immer wieder mit der unbequemen Mahnung dazwiſchenzufahren, daß das Sterben eines Kato und Vercingetorix trotz Alledem und Alledem edler geweſen als das Leben Cäſars.

Doch warum und wofür ſich ereifern? ſpottkichert Hagia Eironeia, welche in unſeren Tagen, gerade wie ſie es in den Tagen des Horaz gethan, jedwedem Pathos auf die Ferſen tritt und über die Schultern guckt. Wofür ſich ereifern? Etwa für die „rudis indigestaque moles" von Volk, für den unzuverläſſigen, wandelbaren, gedankenloſen großen Haufen, welcher ſich von jedem frechen Schwindler bethören und von jedem kecken Cäſar tyranniſiren läßt? Wahrhaftig, das wäre der Mühe werth! Oder darum ſich ereifern, weil — wie das ja immer ſo war, iſt und ſein wird — die Thoren von den Schelmen genasführt werden? Darüber ſich

ereifern, daß neueſter Narrethei gemäß die deutſchen Kameele durch das Nadelöhr der Zauberformel „Macht! Macht! Macht!" wieder in den alten Fang- und Zwangſtall des Abſolutismus ſich treiben und drücken laſſen? Wohl bekomm' es ihnen! Ihr Anderen, Mitglieder der faſt unſichtbar klein gewordenen Gemeinde von Idealgläubigen, habt ja immer noch die tröſtliche Gabe, an meiner Hand hoch über dieſen Stalldunſtkreis euch emporheben zu können, in die heiteren Regionen, von wo herab geſehen das Gekrappel und Gezappel des Ameiſenhaufens Menſchheit in buntumoriſtiſchen Farben ſpielt.

Und ſo ſei es, holde Tröſterin. Ein Narr, der gegen den Strom zu ſchwimmen verſucht! Warum war der Vercingetorix ſo lächerlich halsſtarrig, mit dem Eroberer ſeines Landes nicht bei Zeiten ein Abkommen zu treffen? Er hätte dann, ſtatt in der Tiefe des kapitoliniſchen Felſen erdroſſelt zu werden, als römiſcher Penſionär auf einer Villa zu Tibur oder Bajä noch lange ein vergnügliches Leben führen können. Was aber den „ſteifleinenen Pedanten" Kato

betrifft, bah, warum hat er ſich in Utika todtgeſtochen, ſtatt ſich vom großmüthigen Cäſar zum geheimen oder geheimſten Hofrath machen zu laſſen? Vivant die Cäſaren! Es lebe die Realpolitik! Hoch das Millionarium! Freut euch des Lebens, weil noch der Humbug blüht! Sind wir nicht ungeheuer vorgeſchritten? Wiſſen wir nicht Alles oder doch beinahe Alles? Sind wir, Dank unſeren Naturwiſſenſchaften und unſerer Technik, nicht auf einer ſolchen ſublimen Höhe der Kultur und Humanität angelangt, daß wir von Tag zu Tag mörderiſchere Mordwaffen zu erfinden vermögen? Iſt unſere Volkswirthſchaftslehre nicht ſo wundervoll wiſſenſchaftlich entwickelt, daß ſie demnächſt mit Leichtigkeit das ſoziale Problem löſen, d. h. ganz Europa in eine Kaſerne verwandeln und Millionen und wieder Millionen von Soldaten drillen und von Zeit zu Zeit — Alles in majorem civilisationis gloriam — einander zerfleiſchen laſſen wird? Wie dieſe Ausſicht unſere Jugend begeiſtern muß! Aber was da „begeiſtern“? Zeitwidriges, unpraktiſches, geradezu ſtrafbares Wort! Alſogleich ſtreicht es aus

dem Wörterbuch der Realpolitik! Dadrinnen ſtehen ganz andere, unendlich viel klügere und praktiſchere Dinge. Wie hat der gute Giuſti in ſeinem Meiſterkanto vom Realpolitiker („gingillino“) geſungen?

„Die Wetterwendigkeit und Gaunerei,
Die Habſucht, Feigheit und Betrügerei
Und noch ſo allerlei
Lehrſchweſtern, als da ſind die Schlechtigkeit
Und Niederträchtigkeit,
Die, allzumal dem Dienſt des Staats geweiht,
Die lieben Söhnlein in die Lehre nehmen,
Daß ſie zu Zaum und Zügel ſich bequemen“ , . .

Ja, die genannten lieben Lehrſchweſtern ſie wiſſen, was zeitgemäß erziehen heißt. Sie verſtehen den Begeiſterungskitzel, welcher bekanntlich die jugendliche Unerfahrenheit zu allerhand Thorheit verführt, bei Zeiten auszutreiben. Sie machen die jungen Leute, noch bevor ihnen der Bart ſproßt, praktiſch und realpolitiſch, ſo praktiſch und realpolitiſch wie jenen verſtändigen Jüngling, von welchem in der Schweiz die heitere Heldenſage geht, er habe Anno 1847, als ſeine Kommilitonen ſich zu der Idealpolitik verſtiegen, eine Freiſchar bilden und gegen die Jeſuiten und Jeſuiterlinge zu Felde ziehen zu wollen, dieſen

Antrag vom Standpunkt der Realpolitik aus bekämpft und beſeitigt durch den ganz richtigen Einwurf, im Kriege würde in der Regel geſchoſſen; da wäre es alſo immerhin eine Möglichkeit, daß der Eine oder Andere von ihnen todtgeſchoſſen werden könnte und damit zugleich das von den Eltern auf ſeine Ausbildung verwandte Kapital ſammt Zinſen in die Brüche ginge. Solche Mutii Skävolä müſſen wir haben; die ſtehen auf der Höhe der Zeit. Darum pfui über die altmodiſchen Rumpelkammerſtücke Poeſie, Enthuſiasmus, Geſinnungstreue, Charakterfeſtigkeit, Konſequenz und dergleichen Nichtsnutzigkeiten mehr! Denn, wackere Jugend, der Weisheit letzter Schluß iſt:

„Spann' ins Geſchirre dich
Nur für's Reale!
Und nie verirre dich
Ins Ideale!“

Inhalt.

	Seite
Mirabeau und Marie Antoinette.	1
Ein Junker-Komplott.	87
Die Göttin der Vernunft	209
Für Thron und Altar	259

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Scherr's

Hofgeschichten.

Drei
Hofgeſchichten.

Von

Johannes Scherr.

Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux. *Voltaire.*

Dritte, neudurchgeſehene und verbeſſerte Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1875.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

I.

Katharina die Zweite,

Carin von Rußland.

Es wird, ſagen optimiſtiſche Seher, eine Zeit kommen, wo die Kaiſer und Könige zu den Foſſilien gehören. Aber eine Kaiſerin wird ſicherlich nie entthront werden, die Mode. Ihr beugen ſich Royaliſten und Republikaner gleichermaßen, von den Royaliſtinnen und Republikanerinnen gar nicht zu reden. Zu allen Zeiten herrſchte ſie ſouverän, nicht etwa nur die Carin aller Narren und Närrinnen, ſondern auch die Tyrannin aller Klugen, obzwar nicht aller Weiſen, und wie alle Gebiete des Daſeins iſt ihr auch das der Wiſſenſchaft unterworfen. Auch auf dieſem Felde erlaſſen ihre Tonangeber vom hohen Kameel der Unfehlbarkeit herab die Dekrete ihres Bon-Plaiſir. So haben denn neumodiſche Geſchichtephiloſophaſter dekretirt: Maßen die ſogenannte Weltgeſchichte ein ſimpler Naturproceß, iſt der Menſch nur ein

willenloſes Atom darin; aus ſeiner Willenloſigkeit folgt logiſch ſeine Verantwortungsloſigkeit und demnach iſt es unwiſſenſchaftlich, in der Geſchichte einen moraliſchen Standpunkt ſuchen und ſtatuiren zu wollen, oder, kurz geſagt, die wirkliche, die einzige Moral der Geſchichte iſt die Unmoral.

Dieſe ſinnreiche Theorie iſt ſehr praktiſch, und daß ſie dies iſt, wird einleuchtend gemacht dadurch, daß die Bekenner des erwähnten Ukas dermalen die Geſchichtekatheder unumſchränkt und ausſchließlich beherrſchen. Man muß mit der Mode marſchiren, wenn man „parveniren" will. Das ſollten ſich junge Leute im allgemeinen und Privatdocenten im beſonderen merken. Nur keine ſittliche Ereiferung! Wie ſüß muß es den Machthabern von heute eingehen, wenn ihnen die neueſte „geſchichtewiſſenſchaftliche" Mode ſchwarz auf weiß beweiſ't, daß alle ihre dummen und ſchlechten Streiche nicht nur verzeihlich, ſondern auch berechtigt und verdienſtlich, weil naturproduktlich waren. Laſter und Verbrechen mit ihren wirklichen Namen nennen —

wie altfränkiſch-unwiſſenſchaftlich! Der Schmach ihr eigenes Bild zeigen, gekrönte Frevler und bediademte Dirnen brandmarken — überwundener Standpunkt! Die Geſchichte iſt nicht dazu da, die Menſchen zu belehren, zu warnen, zu ſtrafen, ſondern vielmehr dazu, den gemeinen Trieben und ſchlechten Leidenſchaften zu ſchmeicheln, indem ſie nachweiſ't, daß dieſe im „Weltproceß" gerade ſo naturnothwendig ſeien wie die edeln und guten. Aber was gemein oder edel, was recht oder ſchlecht! Weg mit ſolchen „unwiſſenſchaftlichen" Begriffen! Tugend und Laſter, Verdienſt und Verbrechen ſind nur künſtlich zurechtgemachte konventionelle Vorſtellungen. Alles verſtehen, heißt alles verzeihen. Es gibt nur einen Maßſtab menſchlicher Dinge, den Erfolg.

Nun, ſie hat ja auch den Erfolg für ſich, dieſe modernſte Philoſophie der Geſchichte. Aber ich bin zu alt und überdies war mein Rückgrat von jeher zu ſteif, um mich dieſem neueſten Baal zu beugen. Man muß es mir demnach ſchon zu gute halten, wenn ich ſo altfränkiſch bin und bleibe, den Menſchen an und für ſich, wie den Menſchen

in der Geschichte, nicht für ein willenloses Atom, nicht für eine mathematische Formel, nicht für eine Schachfigur zu halten, sondern vielmehr für ein bewusst handelndes und folglich auch verantwortliches Wesen.

Als solches erscheint er auch in den drei Hofgeschichten, welche ich erzählen will, obzwar nicht im Hofton, aber im Wahrheitstil.

Wer diesen nicht vertragen kann, lasse das Büchlein ungelesen.

Dies gesagt, will ich zuvörderst den geneigten Leser und die geneigtere Leserin in das vorige Jahrhundert hineinführen und ihm oder ihr die „Semiramis des Nordens" vorstellen.

Abenteuerlichkeit ist der Charakter dieses achtzehnten Jahrhunderts. Ein Spiel der Gegensätze und Widersprüche, wie keine andere Epoche es aufzuweisen hat. Ein fieberhaftes tasten und hasten

und experimentiren, ein auflockern aller ſocialen Grundlagen, ein rütteln an allem herkömmlich heiligen, und daneben wieder Abgötterei mit der Mumie des Mittelalters. Eine tobende Orgie des Zweifels und Unglaubens, wo unter blaſphemiſchen Witzen Prinzen und Marquis, Ducheſſen und Comteſſen die Abſetzung Gottes dekretiren, aber zugleich vor der Büſte des „göttlichen“ Caglioſtro Weihrauch verbrennen. Ein wildes rufen nach Freiheit und Natur, ausgeſtoßen von Männern mit Haarbeuteln, Zöpfen und Ailes-de-Pigeon-Friſuren und von Frauen in Reifröcken und Stelzenſchuhen, mit ſchamlos entblößten Buſen und ungeheuren Bauwerken von falſchen Haaren auf den Köpfen. Alles aus Rand und Band, aus Angeln und Fugen. Alles wimmelnd, wuſelnd, grell, phantaſtiſch, widerſpruchsvoll bis zur Tollheit. In das verhallende Hohnlachen Voltaire's die ſüßeſten Lieder Göthe's, die ſalbungstriefenden Orakel Lavaters, die ſchmetternden Jugenddonner Schillers hineintönend. Hier Spener und Götze, dort Kant und Leſſing. Hier Car Peter und

Suwarow, dort Franklin und Waſhington. Hier Friedrich der Große und der erleuchtete Deſpotismus, dort Mirabeau und die Revolution. Die Männer mit einem Satz aus dem Rokoko zum Sansculottismus hinüberſpringend, die Frauen vom Reifrock zum griechiſchen Hemde. Ludwigs des Vierzehnten Verkündigung des „Droit divin“ fürſtlicher Allmacht beantwortet durch die „Erklärung der Menſchenrechte.“ Alles in Zweifel gezogen, bekrittelt, analyſirt, zerſetzt, verhöhnt, alles den Anſchauungen eines aſchgrauen Materialismus unterworfen und hinwiederum ein beiſpielloſer Aufſchwung aus dieſer trüben Region in die lichten Aetherhöhen des kühnſten Idealismus. In Erſchöpfung ſchmachvoller Genüſſe bis zur Mühlſteinhärte blaſirte Herzen, aber auch Herzen voll weichſter Schwärmerei und von edelſter Inſpiration ſchwellende Gemüther. Hier frechſte Verneinung, dort begeiſtertſte Bejahung; hier wüſter Taumel des Laſters, dort die Trunkenheit heroiſchen Enthuſiasmus. Das tumultuariſche Vorwärtsdrängen einer zwiſchen Kontraſten ſchwankenden Geſellſchaft,

die aus der genialen Lüderlichkeit in die Sentimentalität, von dieſer zur Begeiſterung und zu hochfliegenden Hoffnungen getrieben wird, bis mit vulkaniſchem Getöſe der Krater einer furchtbaren Umwälzung vor ihr aufklafft und ſie verſchlingt.

So war das Jahrhundert des Puders, der Schönpfläſterchen, der Hirſchparke, der Aufklärung und der Revolution. Aber von den zahlloſen Geſtalten, welche es mit dem Stempel ſeiner Abenteuerlichkeit bezeichnet hat, iſt wohl keine geeigneter, das romantiſche Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, als die der kleinen deutſchen Prinzeſſin, welche, als ein frühreifes Kind nach Rußland verpflanzt, unter dem Namen Katharina's der Zweiten ſo bald das Staunen, die Bewunderung, die Furcht Europa's erregen und bis zu ihrem Tode wachhalten ſollte. Niemand, ſie ſelbſt vielleicht ausgenommen, hätte bei ihrer Ankunft in dem Carenreich ein ſo glanzvolles Geſchick auch nur entfernt zu ahnen vermocht. Ihr erſtes Auftreten daſelbſt war ein faſt geradezu bettelhaftes. Hat ſie uns doch ſelbſt erzählt, daß ihre ganze

Wäſche aus einem Dutzend Hemden beſtand und daß ſie ſich mit ihrer Mutter um ein von der Carin Eliſabeth geſchenktes Stück blauſeidenen Kleiderſtoffes herumſtreiten muſſte.

Freilich, das geniale Kind fand mit überraſchender Schnelligkeit bald ganz andere Ziele des Ehrgeizes auf dieſem abenteuerlichen Boden eines Hofes, wo die Barbarei und die Sittenloſigkeit des Oſtens mit dem feinſten und ſkrupelloſeſten Intrikengeiſt des Weſtens ſo ſeltſam ſich amalgamirten. Car Peter der Erſte, ein Abenteurer größten Stils, hatte ſein widerſtrebendes Volk mit rieſenſtarker Fauſt in den Kreis des europäiſchen Staatenſyſtems hereingeſchleift, hereingeknutet. Sein berüchtigtes politiſches Teſtament, wenn auch in der ſchriftlich uns vorliegenden Form das ſpätere Machwerk eines franzöſiſchen Skribenten, iſt nichtsdeſtoweniger bis auf den heutigen Tag getreulich vollzogen worden. Das von dem gewaltigen Caren, dieſem Ungethüm von Kraft und Laſtern, ſein Lebenlang gehandhabte Princip mongoliſch-ruſſiſcher Ausbreitungs- und Eroberungsluſt hat ſelbſt unter

den abenteuerlichen Weiberherrſchaften, die zunächſt ſeiner Regierung folgten, keine Stunde geraſtet.

Es iſt nicht etwas, nein, alles revolutionär in den ruſſiſchen Geſchichten dieſer Zeit. Die wildeſten Ausbrüche, die demokratiſchſten Tendenzen der franzöſiſchen Revolution, Peter der Erſte hat ſie vorweggenommen. Er ließ ſeinen Sohn wegräumen, weil dieſer ſeinen Umwälzungsplanen im Wege ſtand, und ſetzte eine Bauerndirne neben ſich auf den Thron. Kann man dem Princip der Legitimität ſtärker in's Geſicht ſchlagen? Ueberhaupt iſt die ganze ruſſiſche Geſchichte eine Satire auf dieſes Princip und es hat vielleicht nie eine tollere Ironie gegeben als die, daß ein Enkel Katharina's der Zweiten, Car Nikolaus, ſich berufen fand, als Kämpe für die Heiligkeit deſſelben aufzutreten. Verwundern allerdings wird ein von den Menſchen und von der Geſchichte Wiſſender ſich nicht über dieſe oder andere derartige Ironieen: — das abgeſchmackte hat ja, verbunden mit dem mittelmäßigen und ſchändlichen, kurze Zwiſchenpauſen abgerechnet, jeder Zeit die Welt regiert.

„So ward Zeus' Wille vollendet," d. h. ſo wollte und will es die Stumpfheit des geringen und die Niederträchtigkeit des vornehmen Pöbels.

Als ein Mann „ohne Vorurtheile" hatte Peter der Erſte das zuvor durch verſchiedene Hände gegangene „Mädchen von Marienburg" aus dem Schmutze des Lagers aufgehoben und zu ſeiner „Goſſudara" (Herrin), d. h. zu ſeiner cariſchen Gemahlin gemacht. Freilich, wenn man dem ehrenwerthen ruſſiſchen Hofrath glaubt, welcher im Jahre 1857 in einer deutſchen Zeitſchrift über die Jugendſchickſale des beſagten Mädchens ſich ausließ, wird man in der guten Katharina ein wahrhaft richardſon'ſches Ungeheuer von Sittſamkeit und Tugend erkennen. Wem Mutter Natur jedoch das ſpecifiſche Organ der Gläubigkeit verſagt hat, der wird wenigſtens ſein Ergötzen daran haben, zu ſehen, daß ruſſiſche Hofräthe die deutſchen noch um etwas überhofrathen. Im Schweiße ſeines Angeſichts wendet, dreht und knetet unſer ruſſiſcher die Thatſachen, um das Mädchen von

Marienburg als eine noch durchaus unverſehrte Jungfrau in das cariſche Bett zu praktiziren. Ein ſchwieriges, ein unmögliches Ding! Aber ein Hofrath von der rechten Sorte ſagt mit Napoleon: „Impossible? C'est le mot d'un fou.“ Und wahrlich, unſer ruſſiſcher Gelehrter beſtätigt die Richtigkeit dieſes Orakelſpruchs. Er iſt ein ſinnreicher Mann und wir hoffen, er habe für ſeine „Rettung“ der Ehrbarkeit, ja Jungfräulichkeit der erhabenen Goſſudara den geziemenden Lohn empfangen in Titel-, Orden- und Rubelform. Er iſt nicht ſo einfältig, leugnen zu wollen, daß ſeine Heldin mal an einen ſchwediſchen Dragoner verheiratet geweſen ſei, ſondern macht bloß aus dem Dragoner einen „ſchwediſchen Militär,“ weil das vornehmer klingt. Ein leidiger Umſtand, dieſe Heirat! Aber unſer Hofrath weiß ſich zu helfen und die Jungferſchaft Katharina's vor Schaden zu wahren. Der arme Dragoner im beſonderen oder Militär im allgemeinen wird nämlich von dem gelehrten Mann am Hochzeitstage ſelbſt, ja vom Trauungsaltar weg unerbittlich auf Kund-

schaft gegen den Feind geschickt, wo ihm das menschliche begegnet, umzukommen. So fällt denn Katharina als jungfräuliche Witwe den kurz darauf Marienburg erobernden Russen in die Hände und vermöge eines divinatorischen Blickes in die Zukunft respektiren Generale, Korporale und Soldaten gleichermaßen die magdliche Ehre ihrer künftigen Carin. Man sage nicht etwa: „Quel bruit pour une omelette!“ Das russische Kaiserhaus hält darauf, von Peter dem Ersten und Katharina abzustammen, und deßhalb ist es nur billig, daß die Hofhistoriographie ihren ganzen Scharfsinn aufbiete, das Mädchen von Marienburg als ein Mädchen im Superlativ erscheinen zu lassen. Leider werden wir im Vorschritt unserer Geschichte genöthigt sein, besagte genealogische Dichtung unsanft mit der Hand der Wahrheit anzufassen.

Als Peter der Erste zu Anfang des Jahres 1725 gestorben, ergriff seine Witwe, die weiland Dragonerin, unter dem Namen Katharina die Erste die Zügel der Regierung. Sie hatte dem

Caren zwei Töchter geboren, Anna und Eliſabeth. Die erſtere wurde im genannten Jahre mit dem Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp verheiratet, welcher 1721 nach Rußland gekommen war, um gegen Dänemark und Schweden den Schutz des Cars zu erflehen und um deſſen Tochter zu werben, welche letztere Abſicht er auch wirklich erreichte, namentlich dadurch, daß er jahrelang mit Todesverachtung an den furchtbaren Zechgelagen Peters theilnahm. Seine Ausſichten auf ruſſiſches Glück trübten ſich jedoch beim Tode ſeiner Schwiegermutter (1727). Zwar hatte dieſe beſtimmt, daß der Herzog und ſeine Gemahlin die Vormünder ihres Nachfolgers, Peters des Zweiten, eines hinterlaſſenen Sohnes des weggeſäuberten Großfürſten Alexei, ſein ſollten. Allein der noch immer allmächtige Günſtling Peters des Erſten, der gefürſtete Bauersſohn Mentſchikow, verdrängte den Herzog und deſſen Frau von der Vormundſchaft und machte ihre Stellung ſo unangenehm, daß ſie nach Holſtein heimkehrten. Hier gebar Anna im Jahre 1728 ihrem Gemahl

einen Sohn, Karl Peter Ulrich, welcher beſtimmt war, nachmals das zweifelhafte Glück, unter dem Namen Peters des Dritten eine Weile Car aller Reußen zu heißen, mit einem entſetzlichen Ausgang zu büßen. Seine Mutter ſtarb ſchon zehn Tage nach ſeiner Geburt, ſein Vater elf Jahre ſpäter, eine beklagenswerthe frühe Verwaiſung des jungen Prinzen, welcher, von der Natur ohnehin ſtiefmütterlich ausgeſtattet, in Folge einer unzulänglichen, ſchwankenden, verkehrten Erziehung zu einem vollkommenen Querkopf kümmerlich heranwuchs.

Inzwiſchen gingen auf dem Hof- und Staatstheater von St. Petersburg neue Akte von Palaſtrevolutionen in Scene. Car Peter der Zweite wurde nämlich ſchon im Jahre 1730 durch die Blattern weggerafft und zu ſeiner Nachfolgerin erkoren die ruſſiſchen Großen die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna, eine Tochter von Peters des Erſten älterem Bruder Iwan. Die Carin Anna rief ihre gleichnamige Nichte, Prinzeſſin von Mecklenburg, zu ſich, vermählte dieſelbe

mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel und ernannte einen Sprößling dieſer Ehe, den Prinzen Iwan, zum Thronfolger. Nach dem 1740 erfolgten Tode der Carin führte zunächſt ihr verrufener Günſtling Biron Namens des jungen Iwan die Regierung, ſpäter des Prinzen Mutter oder vielmehr einer der Schöpfer Rußlands, der gewaltige Abenteurer Münnich, ein Oldenburger von Geburt. Indeſſen währte dieſe Regentſchaft nur ein Jahr. Denn ſchon 1741 führte eine Revolution oder vielmehr ein bloßer Tumult berauſchter Soldaten die jüngſte Tochter Peters des Erſten, die ſchöne, üppige und indolente Eliſabeth auf den Carenthron. Der arme Knabe Iwan ward in Schlüſſelburg eingekerkert, ſeine Eltern und Geſchwiſter wurden ſammt ihrem Berather Münnich nach Sibirien geſchafft.

Die neue Carin Eliſabeth verbrachte ihr Leben in ſinnloſer Verſchwendung und ſchmachvollen Ausſchweifungen. Es iſt bekannt, daß ſie ihre Tage mit albernem Toilettekram und mit trinken ausfüllte, um dann Abends in den Armen irgend-

eines athletiſchen Grenadiers ihrer „Leibkompagnie“ aus einem Rauſch in einen andern zu fallen. Eine ſtandesmäßige Ehe konnte unmöglich dem Geſchmack einer ſolchen Dame zuſagen. Es muſſte daher für die Sicherung der Thronfolge anderweitig das nöthige vorgekehrt werden. Der unglückliche Iwan war zu dieſem Ende in ſeinem ſchlüſſelburger Kerker nahe genug bei der Hand; allein die Carin wollte nichts von ihm hören, ſondern beſtimmte den Sohn ihrer Schweſter, den jungen Herzog von Holſtein, zu ihrem Nachfolger und ließ zu Anfang des Jahres 1742 den jetzt vierzehnjährigen Prinzen aus Kiel nach Petersburg kommen. Armer Peter, dir wäre beſſer geweſen, du hätteſt daheim ein obſkures Korporalsleben hingedehnt wie Dutzende deiner damaligen landsmänniſchen fürſtlichen Kollegen. Du hätteſt ja auch, wenn du wollteſt, König von Schweden ſein können. Aber du wähleſt ein für einen Menſchen deines Schlages gefährlichſtes Loos: du ließeſt dich zum Caren aller Reußen erheben, um an dir ſelbſt die leidige Erfahrung zu machen, daß

„Rußlands Verfaſſung eine durch den Meuchelmord verdünnte Deſpotie“ ſei*).

Carin Eliſabeth, deren männliche Ideale breitſchultrige und ſtiernackige Herkuleſſe waren, zeigte ſich bei der Ankunft ihres Neffen von ſeinem Ausſehen wenig erbaut. Als ein kränklich und ſchwächlich ausſehender Junge mit langherabhängendem Semmelblondhaar, viereckig, ſcheu, dabei in allen Zweigen des Wiſſens „unglaublich unwiſſend“, ſo ſtellte ſich der künftige Beherrſcher Rußlands dar. Man gab ihm tüchtige Lehrer, aber da der Zögling jeder ernſten Beſchäftigung einen unüber-

*) Bald nach der Kataſtrophe vom März 1801, auf welche wir weiter unten zu ſprechen kommen werden, ſchickte Georg der Dritte den bekannten Grafen Münſter als hannoverſchen Geſandten nach Petersburg. Dem durch und durch germaniſch-romantiſchen Münſter machte es einen gewaltigen Eindruck, als ein hochgeſtellter Mann ihm an Ort und Stelle (d. h. im Michaelspalaſt) jede Nuance des tragiſchen Ereigniſſes (d. h. der Ermordung des Kaiſers Paul) anſchaulich wies und auf Münſters Entſetzen kaltblütig erwiderte: „Mais mon Dieu, que voulez-vous, Monsieur le comte? C'est notre Magna Charta. La tyrannie tempérée par l'assassinat.“

windlichen Widerwillen entgegenſtellte und ſich im Grunde kein Menſch, am wenigſten ſeine cariſche Tante, um ſein lernen oder nichtlernen kümmerte, ſo blieb er ein ununterrichteter Glotz- und Klotzkopf, unter deſſen kindiſchen oder rohen Liebhabereien die Soldatenſpielerei die erſte Stelle einnahm. Er war nicht ganz ohne geiſtige Anlagen, er war auch nicht ganz ohne gute Inſtinkte; allein dieſe zu ſtärken und jene zu entwickeln, dazu war der Hof der Carin Eliſabeth der letzte Ort auf Erden. Im November 1742 machte der Prinz die Ceremonie des Uebertritts zur griechiſchen Kirche durch und hieß nun als anerkannter Großfürſt-Thronfolger Peter Feodorowitſch. Im folgenden Jahre dachte man an die Verheiratung des Prinzen, zuerſt mit einer ſächſiſchen Prinzeſſin, die aber ihren Katholicismus nicht vergriecheln laſſen wollte. Hierauf klopfte man wegen ſeiner jüngſten Schweſter Amalia — die, ſagte man, den armen Trenck liebenswürdiger gefunden hatte, als es ſich für eine Königstochter ſchickte — bei Friedrich dem Großen an. Der König fand zwar nicht für gut,

Herein! zu ſagen, aber er machte die Carin auf die Prinzeſſin Sophie Auguſte Friederike von Anhalt-Zerbſt als auf eine paſſende Frau für ihren Neffen aufmerkſam und zwar mit Erfolg.

Sophie Auguſte Friederike wurde am 25. April (2. Mai?) 1729 zu Stettin geboren, wo ihr Vater, Fürſt Chriſtian Auguſt von Anhalt-Zerbſt, als preußiſcher General in Garniſon ſtand und Gouverneur war. Mütterlicherſeits ſtammte ſie aus der Familie ihres nachmaligen cariſchen Gemahls, denn ihre Mutter war die Prinzeſſin Johanna Eliſabeth von Holſtein-Gottorp, welche ſich i. J. 1727 als Fünfzehnjährige mit dem um zweiundzwanzig Jahre älteren Fürſten von Anhalt vermählt hatte. Die Fürſtin ergriff die Einladung ſeitens der Carin Eliſabeth, mit ihrer Tochter nach Petersburg zu kommen, mit beiden Händen. Wahrſcheinlich war die Sache zwiſchen ihr und dem König von Preußen, zu welchem ſie in ſehr freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, abgekartet

worden. Der Fürſt freilich war mit dem Plane nicht einverſtanden, weil ihm, dem ehrlichen Lutheraner, eine Religionsänderung ſeiner Tochter Skrupel machte. Allein der gute Mann ſcheint, obgleich ein General, in ſeinem eigenen Hauſe das Kommando nicht gehabt zu haben. Wenigſtens kümmerte ſich ſeine Frau wenig um ſeine Einwendungen gegen das ruſſiſche Heiratsgeſchäft und reiſte im Februar 1744 mit ihrer Tochter nach Petersburg ab, jene Werbungsfahrten deutſcher Prinzeſſinnen nach Rußland eröffnend, welche ſeither zu ſtehenden Staatsaktionen geworden ſind und dem deutſchen Fürſtenſtolz, welcher bekanntlich nur gegen die eigenen Landsleute die rauhe Seite herauskehrt, ſo wohl anſtanden und anſtehen.

Wie bekannt, mußten die armen Fürſtentöchter förmlich „for the show“ nach Petersburg kommen und wurden, wenn ſie miſſfielen, nicht ſelten in verächtlichſter Weiſe für die Bettelfahrt abgelohnt. Für das Lutherthum iſt es recht charakteriſtiſch, daß die proteſtantiſchen deutſchen Fürſtenhäuſer mit größter Bereitwilligkeit dazu ſtimmten, ihre an

ruſſiſche Caren oder Großfürſten zu verheiratenden Töchter die heimiſche Religion abſchwören zu laſſen, während die katholiſchen Dynaſten Deutſchlands in dieſer Beziehung weit mehr Scham- und Ehrgefühl bethätigten. Selbſtverſtändlich ging die deutſchfürſtliche Hu — manität nicht ſo weit, vom ruſſiſchen Hofe Gegenrecht zu fordern. Heiratet eine ruſſiſche Prinzeſſin einen deutſchen Fürſten, Herzog oder König, ſo bringt ſie ihre griechiſchen Heiligenbilder und Popen mit und der Herr Gemahl hat die Ehre, ihr in ſeiner Reſidenz eine griechiſche Kapelle einzurichten. Oh, wir ſind human und höflich, wir, und wir unterlaſſen nie, ſo man uns auf die rechte Wange ſchlägt, demüthigſt auch die linke darzuhalten. Darum hatten wir es auch ſo weit gebracht im Chriſtenthum und in der politiſchen Nullität.

Dieſe ruſſiſchen Heiraten! Sie machen eines der bitterſten Schmerzenskapitel deutſcher Geſchichte aus. Jedermann weiß, daß der liebenswürdige Car Alexander beim wiener Kongreß dieſes Kapitel mit einer kyniſchen Offenherzigkeit behandelte, wie

ſonſt nicht die Sache dieſes ſiebenfach deſtillirten Byzantiners war. Die Zerſplitterung und Zerriſſenheit Deutſchlands, ſagte er zum Freiherrn von Stein, müſſte erhalten werden, weil die zahlreichen deutſchen Höfe das Material böten, die ruſſiſchen Großfürſten und Großfürſtinnen „mit paſſenden Mariagen zu verſorgen.“ Worauf der tapfere Freiherr den berühmten Grobianismus ſetzte: „Das freilich hab' ich nicht gewuſſt, daß Ew. Majeſtät Deutſchland zu einer ruſſiſchen Stuterei machen will.“

Wenn man erwägt, wie Friedrich der Große die Heirat der Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt einfädelte, und wie ſich die Fürſtin Mutter bei der ganzen Sache benahm, dem Willen ihres Gemahls Trotz bietend, ſo dürfte man geneigt ſein, ein i. J. 1856 durch S. Sugenheim aufgebrachtes Kurioſum näher anzuſehen, deſſen Feſtſtellung, wenn ſie überhaupt möglich wäre, die europäiſche Skandalchronik um einen pikanteſten Fall bereichern würde. Der genannte Gelehrte, ſeiner herben und mitunter barocken Form wegen mit allzu

großer Miſſgunſt beurtheilt, iſt ſonſt ein keineswegs leichtgläubiger Mann und es muß, wenn man billig ſein will, geſagt werden, daß ſeine Hypotheſe, die Prinzeſſin Sophie Auguſte Friederike, nachmals Katharina die Zweite, ſei eine natürliche Tochter Friedrichs des Großen geweſen, eines Scheins von Möglichkeit nicht entbehrt. Daß zwiſchen dem jungen Friedrich, welcher bekanntlich nichts weniger als ein Platoniker war, und der noch jüngeren Frau des in preußiſchen Dienſten ſtehenden Prinzen von Anhalt eine vertraute Freundſchaft beſtand, iſt Thatſache. Nicht weniger Thatſache iſt, daß vertraute Freundſchaft eines ſiebzehnjährigen Wüſtlings und einer noch um neun Monate jüngeren, an einen Mann, der ihr Vater hätte ſein können, verheirateten Frau ein heikles und häkliges Ding. Ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß gibt auch an, daß gerade neun Monate vor Katharina's Geburt Friedrich ſeiner ſchönen Freundin einen mehrtägigen Beſuch in Zerbſt oder Dornburg abgeſtattet habe. Ferner iſt bekannt, daß die Prinzeſſin ihre Kindheit am

preußiſchen Hofe verbrachte, und endlich muß die angelegentliche Bemühung auffallen, welche Friedrich es ſich koſten ließ, alle Hinderniſſe, die ſich der Heirat derſelben mit dem Großfürſten Peter entgegenſtellten, zu beſeitigen. Gewißheit iſt freilich mit alledem nicht zu erlangen und für die ernſte Geſchichte dürfte die ganze Hypotheſe gleichgiltig ſein.

Genug, der König von Preußen und die Fürſtin von Anhalt erreichten ihren Zweck. Die junge Prinzeſſin gefiel bei ihrer Ankunft in Petersburg der Carin. Schon am 9. Juli 1744 trat ſie zur griechiſchen Kirche über, wobei ſie den Namen Katharina erhielt, und am folgenden Tage ward ſie mit dem Großfürſten verlobt. Nach Jahresfriſt wurde der Bräutigam für mündig erklärt und am 1. September 1745 fand unter rauſchenden Feſtlichkeiten die Hochzeit des jungen Paares ſtatt, eine Hochzeit, welche, wie ein Frommer ſagen würde, nicht im Himmel, aber in der Hölle beſchloſſen worden.

Der neue Ehemann war ein läppiſcher Junge, was er ja ſein Leben lang blieb; die neue Ehefrau ein Kind, aber ein Kind, das bereits vom Baume der Erkenntniß genaſcht hatte. Ich meine nicht etwa in geſchlechtlicher Beziehung, denn was von Liebeleien Katharina's vor ihrem Auftreten in Rußland gemunkelt wird, gehört kaum in das Gebiet der Novelliſtik, geſchweige in das der Hiſtorik. Das Temperament der Prinzeſſin war zu dieſer Zeit noch nicht erwacht. Es bedurfte des Aufenthalts an einem über alle maßen zuchtloſen Hofe, um daſſelbe zu wecken. Einmal geweckt, wuchs es freilich raſch zu jener erſchreckenden, bis ins höchſte Alter andauernden Leidenſchaftlichkeit empor, welche, wenn auch wahrſcheinlich auf etwas krankhaftes in ihrer körperlichen Organiſation zurückzuführen, Katharina als Weib zu den verrufenſten ihres Geſchlechtes geſtellt hat. Aber für jetzt lebten und webten in dieſem ſchönen Mädchenkopf ganz andere als Liebesgedanken, obgleich dieſe der Jugend der Prinzeſſin am natürlichſten geweſen wären. Der Pſycholog ſteht mit

ſtaunen vor dieſer wunderbaren Frau, welche in noch kindlichem Alter, wo andere Mädchen kaum die Puppenſtube beiſeite ſtellen, nicht nur die kühnſten Entſchlüſſe eines brennenden Ehrgeizes faſſt, ſondern auch mit einer unergründlichen Heuchelei, mit einer eines Machiavelli würdigen Schlauheit und Verſchlagenheit die Verwirklichung dieſer Entſchlüſſe anſtrebt und anbahnt. Man weiß nicht, worüber man ſich mehr verwundern ſoll, ob über den genialen Inſtinkt dieſes ſechszehnjährigen Kindes oder über die vollendete Kunſt und wunderbare Energie des böſen, womit es den Eingebungen dieſes Inſtinkts zu einem beiſpielloſen Triumphe verhilft.

Katharina hat uns zum Verſtändniß ihres Gebarens von ihrer Ankunft in Ruſſland an bis zum Jahr 1759 ſelber den Schlüſſel geliefert; denn die Echtheit ihrer franzöſiſch geſchriebenen, bis zu dem bezeichneten Zeitpunkt reichenden, durch Mittel, über deren Moralität uns kein Urtheil zuſteht, im Jahre 1858 in die Oeffentlichkeit gekommenen Denkwürdigkeiten iſt von keiner Seite her ernſtlich

oder nachhaltig in Frage geſtellt worden*). Mit ſouveräner Kühnheit iſt in dieſen Bekenntniſſen dargelegt, wie ſie den ruſſiſchen Hof fand, wie ſie die Verhältniſſe und Perſonen durchſchaute, welche Stellung ſie von Anfang an als Endziel ins Auge faſſte, und wie ſie zur Erreichung desſelben ihr Benehmen einrichtete. Es kam über ſie wie ein Blitz, daß ſie das Zeug in ſich habe, alle dieſe Menſchen, dieſen Hof, an welchen ſie

*) Mémoires de l'impératrice Catherine II. , écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1858. Seitdem der oben im Texte ſtehende Satz geſchrieben worden, hat Th. v. Bernhardi in ſeiner verdienſtlichen „Geſchichte Rußlands", II, 2, Beil. 1, S. 832, die Denkwürdigkeiten Katharina's allerdings ſehr ſkeptiſch angeſehen, jedoch ohne irgendwelchen beſtimmten Beweis für die Unechtheit beibringen zu können. Wenn er aber hinzufügt: „Uebrigens echt oder unecht, als Quelle für die Geſchichte ſind dieſe Denkwürdigkeiten, meines Erachtens, nicht zu gebrauchen" — ſo iſt das, meines Erachtens, entſchieden zu beſtreiten. Die geſchichtliche Rolle der „Semiramis des Nordens" war ein Ausfluß ihrer Anſchauungs- und Denkweiſe, alſo ihres Charakters. Die Memoiren geben die Bildungsgeſchichte dieſes Charakters und folglich ſind ſie für das Verſtändniß und die Beurtheilung, für die hiſtoriſche Werthung Katharina's keineswegs gleichgiltig.

wie eine Bettlerin geſchleudert worden, dieſe auf der einen Seite rohen, auf der andern angefaulten Schranzen und Ränkeſpinner, dieſes ganze unermeſſliche Reich zu beherrſchen.

Und der Blitz erſchreckte ſie keineswegs. Mit einer Geduld und Selbſtbeherrſchung ohnegleichen ſpann und knüpfte ſie die Fäden ihres Netzes, um daſſelbe, als die Zeit gekommen, allen über die Köpfe zu werfen, und kein Hinderniß, keine Demüthigung, keine Gefahr, keine Luſt und kein Leid vermochte ſie von der Arbeit an dem vielfach verſchlungenen Gewebe abzubringen. Sie beſaß die Fähigkeit, unter dem Anſchein, allen dienſtbar zu ſein, alle ſich dienſtbar oder wenigſtens dienlich zu machen, und wie alle Genies der Gewiſſenloſigkeit verſtand ſie im höchſten Grade die Kunſt, ihre Werkzeuge zu wählen und, ſobald ſie vernutzt waren, wegzuwerfen. Niemand widerſtand auf die Länge ihrer ſchmiegſamen Liebenswürdigkeit, mit alleiniger Ausnahme ihres Gemahls, und der Unglückliche ſollte bald erfahren, wie gefährlich es ſei, derſelben zu widerſtehen.

Die erſte vertraute Eröffnung, welche der Querkopf Peter ſeiner Braut machte, war, daß er ſterblich in eines der Hoffräulein der Carin verliebt ſei und ſie, Katharina, eben nur heirate, weil ſeine Tante es haben wolle. Eine der Strömungen und Gegenſtrömungen, welche an dieſem zerfahrenen und lüderlichen Hofe tagtäglich wechſelten, drohte die Prinzeſſin, noch bevor ſie Großfürſtin geworden, wieder aus Rußland wegzuſchwemmen. Einer der wüſten Günſtlinge Eliſabeths runzelte Katharina, als ſie eines Tages kindiſche Poſſen treibend mit ihrem Bräutigam auf einem Fenſtergeſimſe des Palaſtes hockte, an, ſie möge nur ihr Bündel ſchnüren und ſich hintrollen, woher ſie gekommen. „Ich ſah wohl," erzählt ſie, „daß mich mein Bräutigam ohne bedauern hätte fahren laſſen, und das war mir, ſo wie er war, ziemlich gleichgiltig; aber die Krone von Rußland war mir nicht gleichgiltig!" Dieſe Krone, ſie wurde das Traumbild ihrer Nächte und die Arbeit ihrer Tage. „In dem Maße, in welchem mein Hochzeitstag ſich näherte, wurde ich immer melancholiſcher.

Mein Herz weissagte mir kein großes Glück: der Ehrgeiz allein hielt mich aufrecht. Ich trug auf dem Grunde meiner Seele ein ich weiß nicht was, welches mich nie auch nur einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später dazu kommen würde, souveräne Kaiserin von Russland zu sein, Kaiserin aus eigener Machtvollkommenheit."

Und das war nicht etwa nur so ein eitles Spiel der Phantasie. Unsere sechszehnjährige Ehrgeizige war keine Phantastin, und wenn sie dichtete, so waren ihre Gedichte Thaten. Sie musste die Augen offen haben und hatte sie offen. Es war fürwahr kein Spaß, in ihrer ebenso widerwärtigen als gefährlichen Stellung zwischen der in fast unausgesetztem Branntwein- und Wollustrausch dem Grabe zutaumelnden und doch wieder auf ihre Gewalt gränzenlos eifersüchtigen Carin, zwischen einem kindischen Tabaksschmaucher, Trunkenbold und Gamaschenknopf von Strohgemahl und den lauernden Parteien der Höflinge den rechten, d. h. zur russischen Kaiserkrone führenden Weg zu treffen

und einzuhalten. Aber es gelang ihr vollſtändig, denn, ſagt ſie: „Ich gab mir Mühe, die Zuneigung aller zu gewinnen. Niemand wurde von mir vernachläſſigt, weder Große noch Kleine. Ich machte es mir zur Regel, zu denken, daß ich aller bedürfe, und demnach alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, und that es mit Erfolg.“ In unglaublich kurzer Zeit hatte es das geniale Kind in der Geſchicklichkeit, die Ruſſen zu behandeln, zur Meiſterſchaft gebracht, während der beſchränkte und ſtarrſinnige Peter von dieſer Kunſt niemals auch nur den erſten Buchſtaben des ABC lernte, ſondern durch kindiſches ſchimpfen auf alles Ruſſiſche, durch taktloſes bevorzugen von Deutſchem oder vielmehr nur von deutſchen Unarten, durch ein in ſeiner Lage geradezu aberwitziges nachäffen vom räuſpern und ſpucken Friedrichs des Großen ſchon als Großfürſt ſich alle Welt zum Feinde machte und ſich ſo recht bornirt trotzig auf den Iſolirſchemel ſtellte, von welchem er dann ſo kläglich herabgeſtürzt iſt.

Katharina ließ keine Ziffer ihrer Zukunfts-

rechnung außer acht. Sie ging deſſhalb auch der ruſſiſchen Geiſtlichkeit ſchmeichelnd um den Bart. Zwar hatte dieſe durch Peter den Erſten jede unmittelbare Macht im Staate verloren, allein die kluge Großfürſtin, welche zu dieſer Zeit angelegentlich Geſchichte ſtudirte, wuſſte gar wohl, daß die mittelbaren Einflüſſe der Kleriſei auf eine ungebildete Nation unermeſſlich ſind und daß der Deſpotismus Meſſebücher und Rauchfäſſer gerade ſo nöthig hat, wie Kanonen und Bajonnette. Während daher ihr Gemahl mit einer Art brutaler Freigeiſterei die ruſſiſche Popenſchaft bei jeder Gelegenheit vor den Kopf ſtieß, unterzog ſich Katharina geduldig der ſchrecklichen Langweile, die kirchlichen Ceremonien pünktlich mitzumachen, und gab ſich auch den Anſchein, die langen Faſten der ruſſiſchen Kirche ſtrengſtens zu halten.

Sie hatte demnach gar viel zu thun, zu beachten, zu ertragen und zu leiden, unſere kleine Schöne, die ſich ſo reſolut in den Kopf geſetzt, „à devenir impératrice souveraine de Russie, de mon propre chef.“ In Wahrheit, ſie war

zu dieſer Zeit ein armes Käthchen. Man betrachte einmal nachſtehendes Porträt, welches ein Griffel von damals von dem Großfürſten Peter entworfen hat. „Mehr klein als groß, iſt er von häſſlichen Zügen und ſeine Augen ſind klein und widerlich. Quer über ſeinem kleinen Kopf und tief in die Stirne gedrückt ſitzt ein ungeheurer Hut, der ihm ein kriegeriſches Anſehen geben ſoll. Dieſe an ſich ſchon groteſke Figur trägt einen Anzug, an welchem der preußiſche Schnitt aufs lächerlichſte übertrieben iſt. Die beiden Storchbeine des Großfürſten ſind dermaßen in ein Paar enger Gamaſchen eingezwängt, daß ſeine Kniee ihre Biegſamkeit verloren haben und dieſe militäriſche Marionette ſich weder bequem niederſetzen, noch wie andere zweibeinige Weſen ſich bewegen kann. Sein Geſicht, welches von dem beſchriebenen Hute halb bedeckt iſt, verzerrt er unaufhörlich, ſo daß es faſt unmöglich iſt, ihn ohne lachen anzuſehen.“ Es iſt leicht zu errathen, wie angenehm die Tage waren, welche eine junge Frau — was ſag' ich? — eine Jungfrau von Katharina's Schönheit, Geiſt

und Art neben einer ſolchen Karikatur von Mann verbringen muſſte.

Aber vollends die Nächte! Wie jedermann weiß, hatte der arme Tropf von Peter neben ſeinen übrigen Vorzügen auch einen organiſchen Fehler, welcher ihn verhinderte, ſeine Ehe zu wirklichem Vollzug zu bringen. Statt deſſen ſah das Schlafgemach des jungen Paares die lächerlichſten Myſterien von der Welt. Nachdem nämlich den Tag über der Großfürſt die Großfürſtin gezwungen, mit ihm Schildwache zu ſtehen und andere Soldatenſpielerei zu treiben, muſſte ſie nächtlicher Weile mit ihm thun, was ſie uns ſelbſt erzählen ſoll: „Madame Kruſe — (die Kammerfrau der Großfürſtin) — verſchaffte dem Großfürſten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieſelben in und unter meinem Bett. Der Großfürſt legte ſich zuerſt nach dem Abendeſſen nieder, und wenn wir beide zu Bette waren, ſchloß Madame Kruſe die Thüre und der Großfürſt ſpielte bis 1 oder 2 Uhr

Morgens. Wohl oder übel mußte ich an dieſen herrlichen Vergnügungen theilnehmen. Oft lachte ich darüber, aber häufig war es mir unangenehm und zuwider.“ Armes Käthchen! Um ſo bedauerlicher, als du, wie du uns ſelber bekannt haſt, gerade damals Brantôme's Buch von den „Dames galantes“ laſeſt, welches in einer bald ſiebzehnjährigen Großfürſtin-Frau den Wunſch, andere Spiele als die eben erwähnten mitzumachen, ſehr lebhaft zu erregen ungemein geeignet iſt. Kein Zweifel, armes Käthchen, du hatteſt das klarſte Recht von der Welt, im Rückblick auf mehrbeſagte eheliche Puppenſpielfreuden ſpäter zu ſagen: „Ich war, denk' ich, zu etwas anderem gut (il me semble, que j'étais bonne pour autre chose).“

Das dachte in einer ihrer ſpärlichen nüchternen Stunden auch Carin Eliſabeth, die große Liebhaberin von Likören und Grenadiren. Dieſe zärtliche Tante wollte einen Großneffen und Thronfolger ſehen, gleichviel, woher derſelbe käme. Madame Tſchoglokoff, Obergouvernante der Großfürſtin, erhielt demzufolge von der Carin den Befehl,

die nöthigen Veranſtaltungen zu treffen, und die Vollziehung dieſes Befehls wurde durch den Umſtand erleichtert, daß gerade damals mehrere glänzende junge Edelleute, wie Sergius Soltikow, Zachar Czernitſchew und Leo Nariſchkin, in die Umgebung des Großfürſten gekommen waren und ſein ganzes Vertrauen gewonnen hatten.

Es muß geſagt werden, daß Katharina länger widerſtand, als man den Umſtänden zufolge hätte erwarten können; und es heißt nur gerecht ſein, wenn man anerkennt, daß ſie ihrem Gemahl jahrelang die Treue bewahrte, während der alberne Menſch, wahrſcheinlich um ſich als echter Prinz ſeines Jahrhunderts aufzuſpielen, ſich den Anſchein gab, als ſei er darauf verſeſſen, Maitreſſen zu haben. Katharina hat uns das tragikomiſche Abenteuer erzählt, daß der Großfürſt, wenn er Nachts betrunken das eheliche Lager beſtieg, ſeine ſchlafende Frau mit Fauſtſchlägen zu wecken pflegte, um derſelben die Reize ſeiner Maitreſſen im Detail zu ſchildern. Wie bekannt, bekleidete zuletzt die Gräfin Woronzow, eine Schweſter der Fürſtin

Daſchkow, welches letztere Mannweib die Großfürſtin zu ihrer Buſenfreundin zu machen verſtanden hatte, die Sinekure einer Maitreſſe Peters. Ein gutmüthiges, einfältiges, häſſliches, vulgäres Geſchöpf, von welchem der in das damalige ruſſiſche Hofleben tiefeingeweihte Major Maſſon in ſeinen Memoiren geſagt hat: „Sie berauſchte ſich mit ihrem Liebhaber und fluchte wie ein Soldat; ſie ſpielte, ſtank und geiferte, wenn ſie ſprach.“

Einer ſolchen ſetzte Peter ſeine ſchöne, bezaubernde Frau nach und hatte die Folgen zu tragen. Gegen Neujahr 1754 kam die Großfürſtin endlich in Umſtände, welche „intereſſante“ zu nennen damals noch nicht Mode war. Wer der Verurſächer geweſen, ob Soltikow, Czernitſchew oder auch Nariſchkin, laſſen zwar die Memoiren Katharina's im unklaren, indeſſen geben die Ausdrücke, womit ſie in ihren Bekenntniſſen von Soltikow ſpricht — „er war ſchön wie ein Engel und ein vollendeter Meiſter in allen Liebesränken“ — den nöthigen Fingerzeig. Der Großfürſt drückte ſein Ungeheuer von Hut à la Frédéric le Grand noch tiefer

als gewöhnlich in die Augen, da er die überraſchende Neuigkeit erfuhr, und ließ ſich in Gegenwart Nariſchkins alſo vernehmen: „Der Himmel weiß, woher meine Frau ſchwanger geworden. Ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört.“ Nariſchkin flog zur Großfürſtin, um ihr dieſe bedenkliche Aeußerung brühwarm zu hinterbringen.

Allein Katharina war ganz gefaſſt und konnte es ſein. Hatte ſie doch, als nur erſt ſie ſelbſt und Soltikow von der gemeldeten großen Neuigkeit wuſſten, durch den Genannten als Präſervativ gegen die Gefahr die höchſt lächerliche Komödie in Scene ſetzen laſſen, daß halb im Scherz, halb mit Gewalt, der Großfürſt einer Operation unterworfen wurde, um ihn von ſeinem organiſchen Fehler zu heilen oder ihn wenigſtens glauben zu machen, er ſei davon geheilt. Hierauf geſtützt, ließ die Großfürſtin, ſchon jetzt, wenn es galt, die ganze Kühnheit ihres Charakters entfaltend, ihrem Gemahl als Antwort auf ſeine berichtete Auslaſſung ſagen, „ob er leugnen wolle, daß er bei ihr geſchlafen? Wenn ja, würde ſie die Sache

der Carin vorlegen und auf eine Unterſuchung dringen." Peter betrank ſich, rauchte, ſchimpfte und fluchte nach Gewohnheit, aber er duckte ſich und ließ es geſchehen, daß das am 1. Oktober 1754 von Katharina geborene Kind als ſein rechtmäßiger Sohn mit dem Namen Paul Petrowitſch getauft und als Großfürſt-Thronfolger anerkannt wurde. Freilich machte dieſes Ereigniß die zwiſchen Peter und ſeiner Frau ſchon lange eingetretene Entfremdung unheilbar. Die beiden ſtanden einander in erklärtem Kriegszuſtand gegenüber, und wenn nicht ein unberechenbarer Zufall für Peter ins Mittel trat, konnte es nicht zweifelhaft ſein, wem ſchließlich der Sieg zufallen würde.

Katharina hatte ihre Partie ergriffen und ihre Stellung bemeſſen. Ihr jetzt in voller Stärke erwachtes glutvolles Temperament forderte Befriedigung; aber dieſes außerordentliche Weib vergaß im Taumel der Liebesgenüſſe niemals das große Ziel, welches zu erreichen ſie ſich vorgeſetzt

hatte. Sie hatte einen bedeutenden Vorschritt dazu gemacht, als es ihr, noch vor der Geburt ihres Sohnes Paul, gelungen war, den mächtigsten Mann in Russland, den Großkanzler Bestuschew, der das Reich regierte, für sich zu gewinnen. Sie verdankte dieser Verbindung nebenbei auch das Glück der Schäferstunden, welche sie mit dem im Jahre 1755 an Soltikows Stelle getretenen jungen Polen Poniatowsky feierte, den sie später zum Dank dafür zum Schattenkönig von Polen machte.

Der Haß, welchen ihr Gemahl gegen sie hegte, war ihr wohlbekannt. Bedrohte doch der schwache, unfertige und unschlüssige Mensch, welchen sein lebhafter Briefwechsel mit Friedrich dem Großen nicht zum Manne zu machen vermochte, bei seinen tumultuarischen Zechgelagen seine Frau, die er mit den gemeinsten Schimpfwörtern belegte, ganz offen mit seiner dereinstigen Rache. Sie sagt darüber in ihrer Beichte: „Bei diesen Drohungen des Großfürsten überlegte ich mein Geschick. Ich sah drei Wege vor mir. Erstens, das Wollen

und das Schickſal des Großfürſten unter allen Umſtänden zu theilen. Zweitens, mich widerſtandlos von ihm zu Grunde richten zu laſſen. Drittens, meinen eigenen Weg zu gehen, mich ſelbſt, meine Kinder" — (ſie hatte im December 1757 eine Tochter geboren) — „und den Staat aus dem Schiffbruch zu retten, mit welchem des Großfürſten Unfähigkeit uns alle bedrohte. Das erſchien mir als das zweckmäßigſte. Ich beſchloß alſo, dem Großfürſten den beſten Rath über ſeine wahren Intereſſen zu geben, wo ſich der Anlaß darböte, im übrigen aber ein ſehr ſtrenges Schweigen zu beobachten und vor allem mein eigenes Intereſſe bei dem Publikum zu wahren, ſo daß ich demſelben im Nothfall als der Retter des Staatswohls erſcheinen könnte."

Freilich, wenn man beſtändig eine Kaiſerkrone über ſeinem Haupte ſchweben ſieht, mag es auch dem Beſonnenſten begegnen, einmal zur Unzeit einen kühnen Griff darnach zu thun. Allem nach that Katharina im Sommer von 1757 einen

ſolchen Griff oder ließ ihn wenigſtens in ihrem Intereſſe geſchehen. Es war gut für ſie, daß ſie ſchlau genug geweſen, ſich bei Zeiten eine Fürſprecherin bei ihrem Gemahl zu ſichern, welcher dieſer nicht widerſtehen konnte, nämlich ſeine Maitreſſe, die gutmüthig-einfältige Eliſabeth Woronzow, welche der Frau ihres Liebhabers bald ſehr bedeutende Dienſte leiſten ſollte.

Der Großkanzler Beſtuſchew nämlich trug ſich, ſeitdem er mit Katharina politiſch ſich verſtändigt hatte, mit dem Gedanken, die Carin ſo oder ſo dahin zu bringen, ihren Neffen Peter von der Thronfolge auszuſchließen und dieſe an ihren offiziellen Großneffen Paul unter Vormundſchaft von deſſen Mutter zu übertragen. Ein gefährliches Erkranken der Carin ſchien dieſem Plan noch eine ſchnellere und weniger umſtändliche Verwirklichung zu ſichern, d. h. Beſtuſchew und ſeine Koterie wollten im Falle von Eliſabeths Tod ohne weiteres Paul als Caren und die Großfürſtin als Regentin ausrufen. Allein unverhofft genas die Carin wieder und erfuhr, was im Werke geweſen. Im

höchſten Zorn entſetzte ſie Beſtuſchew ſeines Miniſterpoſtens und verwies die Großfürſtin, deren Mitwiſſenſchaft freilich nicht erwieſen wurde, weil der Großkanzler reinen Mund hielt, auf zwei Monate — vom Hofe. Dieſe Strafe war an und für ſich um ſo leichter zu tragen, als Katharina in ihrer Zurückgezogenheit zu Oranienbaum durch den ſchönen Poniatowſky getröſtet wurde. Die Großfürſtin ſetzte übrigens bei dieſer Gelegenheit den Hebel in ihrer verwickelten Intrikenmaſchine in Bewegung, welcher Eliſabeth Woronzow hieß. Auf betreiben der gutmüthigen Maitreſſe legte der unſtäte Peter bei ſeiner Tante Fürſprache für ſeine Frau ein und Katharina durfte wieder zu Hofe kommen. Es wurde daſelbſt ſogar eine allſeitige Verſöhnungspoſſe aufgeführt (April 1758).

Was dahinter war, ſollte bald offenbar werden. Der Großfürſt hatte unter andern wechſelnden Launen auch die, mitunter den Eiferſüchtigen zu ſpielen. So ließ er denn eines Abends den in der Verleidung eines Kochs zum Stelldichein mit

der Großfürstin ſchleichenden Poniatowſky aufgreifen und vor ſich bringen. Nach etwelchen nicht ſehr feinen Spottreden komplimentirte einer von Peters Zechgenoſſen den künftigen König von Polen mittels eines Fußtritts ad posteriora zur Thüre hinaus*). Damit war aber das Abenteuer noch nicht zu Ende. Der närriſche Peter erhob diesmal ein großes Spektakel. Der ſchöne Pole muſſte den Hof und Ruſſland verlaſſen. Die Carin ſprach in halbnüchternem Zuſtand davon, die Großfürſtin in ein Kloſter zu ſperren. Wieder ſetzte Katharina den vorhin genannten Hebel in

*) Staniſlaus Auguſt Poniatowſky gehörte, die Talente abgerechnet, zu derſelben Sorte von Menſchen wie die hochſelige Durchlaucht, der Herr Fürſt von Metternich. Als dieſer im Jahre 1808 aus einer Audienz bei dem Kaiſer der Franzoſen weggegangen war, brach der derbe Marſchall Lannes in ein wieherndes Gelächter aus und ſagte in ſeinem Wachſtubenton zu Napoleon: „Ueber Karoline's Geſchmack! — (Metternich machte bekanntlich dieſer Schweſter Napoleons und Frau Murats mit Erfolg den Hof.) — Ueber dieſe Hundedemuth und Nichtigkeit! Ich hätte ihm, während er mit dir ſprach, von hinten einen Tritt geben können und du würdeſt vorne nicht das leiſeſte Zucken des ſüßen Mundes bemerkt haben."

fürbittende Bewegung und der arme dumme Hebel that seine Dienste. Die Maitresse beschwatzte den Großfürsten, seiner Gemahlin Verzeihung anzukündigen, was dieser wunderbaren Schauspielerin Gelegenheit gab, eine ihrer großen Scenen zu tragiren. Sie warf sich dem Gemahl zu Füßen und redete hinreißend schön von inniger Reue und ewiger Dankbarkeit. Ganz gerührt eilte der Großfürst zur Carin, um auch von dieser Verzeihung für Katharina zu erlangen. Elisabeth, von Natur keineswegs dumm, sah viel heller als ihr Neffe; aber in ihrer Indolenz gewährte sie dessen Bitte und sagte nur warnend: „Du und deine Elisabeth Woronzow werden es zu bereuen haben, denn ich kenne Katharina.“ Ein prophetisches Wort! Man sieht, Branntweindünste vermögen zuweilen so viel wie jener aus der Kluft von Delphi aufsteigende Dunst, welcher die Pythia orakeln machte.

Die Carin duselte noch bis zum Ende des Jahres 1761 so hin. Die Großfürstin hätte bei ihr einen schweren Stand gehabt, falls Elisabeth

in ihrem trägen Sinnentaumel die Dinge nicht hätte gehen laſſen, wie ſie eben gehen mochten. Auch hatte Katharina nicht verſäumt, einen der letzten Beiſchläfer der Carin, Iwan Schuwalow, zu ihrem Fürſprecher und heimlichen Bundesgenoſſen zu gewinnen. Ihre heimliche Bundesgenoſſenſchaft mehrte ſich überhaupt zu dieſer Zeit bedeutend, und wenn es eine Partei am Hofe gab, welche dem Plan zuſtimmte, nach Eliſabeths vorausſichtlich baldigem Ausgange die Großfürſtin als Vormünderin ihres Sohnes Paul zur Regentin von Ruſſland zu erklären, ſo gab es auch eine andere, welche, die geheimſten Gedanken Katharina's beſſer errathend als jene, alsbald nach Erledigung des Carenthrons die Großfürſtin zur Selbſtherrſcherin aller Reußen gemacht wiſſen wollte. Das Haupt der erſten Partei war der Graf Panin, Oberhofmeiſter des jungen Großfürſten Paul, das Haupt der zweiten war Katharina ſelbſt. Dem Haupte fehlten die Hände nicht und zwei äußerſt thätige Hände hatte die ebenſo kühne Streberin nach cariſcher Selbſtherrlichkeit als beiſpiellos

ſchmiegſame Heuchlerin in der Fürſtin Daſchkow und im Gregor Orlow gefunden.

Katharina Daſchkow hat Memoiren hinterlaſſen, aber man muß in denſelben keine rückſichtsloſe Selbſtſchau zu finden erwarten; denn man findet in Wahrheit daſelbſt nur eine Apologie, die das wirkliche Bild der Fürſtin nicht erkennen läſſt. Sie war ein Weib von ſtürmiſcher Begehrlichkeit und von raſchwechſelnden Launen in ihren Wollüſten. Von Natur grobknochig und tatariſch wild, in ihrem gebaren fahrig, grazienverlaſſen und huſariſch, übte ſie doch vermöge der Ueberlegenheit und Keckheit ihres Geiſtes auf ihre Umgebung einen großen Einfluß. Sie war ganz die Frau, einer petersburger Orgie wildeſter Gattung vorzuſitzen, und machte ſich ſicherlich ganz und gar nichts daraus, in Gegenwart ihrer männlichen Leibeigenen das Hemde zu wechſeln oder noch unausſprechlicheres zu thun, wie ja ähnliches in der ruſſiſchen Großdamenwelt mitunter noch heute Stil ſein ſoll. Aber ſie war zugleich eine echte Tochter der Epoche des „Des-

potisme éclairé," d. h. mit Wiſſenſchaft und Vorſchritt kokettirend, umſtürzeriſch und vorwärtsdrängend geſinnt, dem revolutionsmachen von oben herab mit Leidenſchaft zugethan. Ein Kraftweib, das ſich zum herrſchen berufen glaubte und an dieſem Hofe, wo Barbarei und Raffinement ſo wunderſam in einander ſpielten, nothwendig eine große Figur machen muſſte.

Die Daſchkow war der Großfürſtin aufrichtig und aufopfernd zugethan, keine Frage; aber wenn ſie ſich mit der Illuſion trug, mit und durch Katharina ſich ſelbſt zu erhöhen, wenn ſie wähnte, es würde ihre Beſtimmung ſein, die künftige Beherrſcherin von Ruſſland zu beherrſchen, ſo war ſie ſehr im Irrthum. Sie glaubte die Großfürſtin zu kennen und wuſſte doch nicht, daß die Falſchheit dieſer Frau unergründlicher ſei als die tiefſte Tiefe des Oceans. Wäre Schillers Fieſko im Jahre 1763 ſchon gedichtet und in Petersburg bekannt geweſen, ſo hätte Katharina Daſchkow eines unſchönen Tages Gelegenheit gehabt, ſich zu ſagen, daß die bekannte Stelle vom Mohren, der

gehen kann, nachdem er ſeine Schuldigkeit gethan, eine ſehr ſinnſchwere Stelle ſei. Alle Citronen auszupreſſen und die ausgepreſſten dann mit vollendeter Grazie oder auch mit vollendeter Rohheit wegzuwerfen, das iſt ein Hauptgebot in dem Moralkodex dieſer unſerer Welt, wo Dankbarkeit ein Traum, Redlichkeit eine Ideologie, Charakterfeſtigkeit eine Thorheit, das glückliche Verbrechen ein Verdienſt und der Erfolg eine Tugend iſt, die einzige allgemein anerkannte und verehrte Tugend.

Neben der Katharina Daſchkow iſt von einer weiteren Katharina zu ſprechen, die in der Umgebung der Großfürſtin Katharina einen großen Stand hatte. Ich meine die Kammerfrau Katharina Iwanowna Tſcherekowſkoja, unter deren Obliegenheiten die einer „Zuführerin“ die erſte Stelle einnahm. Ihre Herrin konnte ohne Liebhaber nicht mehr leben; aber ſie wuſſte auch die Wolluſt zu einer Kupplerin der Macht zu machen. Der vorhin genannte letzte Günſtling der Carin Eliſabeth, Schuwalow, hatte einen Adjutanten, den Artillerieleutnant Gregor Orlow, welcher für

den ſchönſten Mann Rußlands galt. Die Fürſtin Kurakin, Schweſter Panins und Maitreſſe Schuwalows, hatte wie andere Damen des Hofes den ſchönen Orlow unwiderſtehlich gefunden, allein der eiferſüchtige Chef des jungen Offiziers ſtörte den Fortgang dieſer Liebſchaft, indem er Orlow aus ſeiner Umgebung entfernte. Die vielerfahrene und vielthätige Tſcherekowſkoja verſchaffte nun dem ſchönen Müßigen ausreichende Beſchäftigung, indem ſie denſelben der Großfürſtin zuführte, die ſich ſo heftig in ihn verliebte, wie ſie ſich in ſeine Vorgänger verliebt hatte, ja noch heftiger.

Gregor machte ſeine Geliebte mit ſeinen Brüdern Alexei, Iwan und Fedor bekannt, die theils bei der Artillerie, theils in der Garde dienten und eifrige Werber für Katharina wurden. Alexei, ein Mann von herkuliſcher Geſtalt, ſoll mit ſeinem Bruder Gregor deſſen intimſte Verrichtungen bei der Großfürſtin getheilt haben. Thatſache iſt, daß Katharina durch Gregor wiederholt in intereſſante Umſtände verſetzt wurde. Sie gebar ihrem Geliebten zuerſt einen Sohn, welchen ſie unter dem

Namen Basil Gregorewitsch Bobrinsky großziehen ließ und später mit Reichthümern überhäufte. Es war im Herbste des Jahres 1761, als sie mit genanntem orlow'schen Liebespfande schwanger ging, und dieser Umstand war ein doppelt interessanter, insofern er verheimlicht werden musste, da der Großfürst längst allen vertraulichen Verkehr mit seiner Frau abgebrochen hatte. Das am Hofe umgehende Gemunkel machte auch die Carin Elisabeth auf die Figur der Großfürstin aufmerksam und sie maß diese eines Tages mit Blicken, welche es Katharina räthlich erscheinen ließen, einen kranken Fuß zu bekommen, um nicht nöthig zu haben, sich anders als sitzend vor der Carin sehen zu lassen. Hundert Jahre später würde sie dieses Auskunftsmittels nicht bedurft haben. Da hätte ja die gebenedeite Krinoline, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so viele physische und moralische Auswüchse zudecken musste, auch den orlow'schen Segen zugedeckt.

Am 24. December 1761 alten oder am 5. Januar 1762 neuen Stils endigte die Carin Elisabeth ihre Ausschweifungen, d. h. ihr Leben. Kaum war ihr Todesröcheln verstummt, so brachten die Großen des Reiches, die Mitglieder des Senats und des Synods, die Prälaten, Minister, Generale und Admirale dem Großfürsten-Thronfolger als nunmehrigem Caren und Selbstherrscher aller Reußen ihre Huldigungen und Treuschwüre dar. Ohne die geringste Schwierigkeit bestieg Peter der Dritte den Thron seines Großvaters Peters des Ersten für die Dauer von — sechs Monaten und fünf Tagen .... Armer Junge, wie stolz und machttrunken mag dir zu Muthe gewesen sein zur Stunde, da du zum erstenmal als Kaiser auftratest in der Uniform deines preobraschenskischen Garderegiments, in grüner Jacke mit rothem Halskragen und rothen Aufschlägen, in strohgelber Pattenweste und strohgelben Hosen, die sich in steife Gamaschen verloren; über der Brust das blaue Band vom Sankt Andreas, den langen preußischen Zopf im Nacken, zwei große, stark gepuderte Haarrollen

an die Schläfen gekleiſtert, das Degengehenk über der Hüfte, den Hut auf preußiſche Manier übergeſtülpt, den altfritzigen Stock in der Rechten.

Sechsmonatkaiſer, wahre dich! Reize nicht die, welche vor Zeiten Puppenſpiele mir dir zu treiben genöthigt war. Sie hat ſeither andere Spiele gelernt und miſcht ſchon zu einem die Karten, wo der Einſatz die Krone von Rußland. Aber du haſt, o neuer Car, von den allnächtlichen Schleichgängen des ſchönen Orlow zu deiner Frau gehört und auch von der eigentlichen Beſchaffenheit ihrer Fußkrankheit? Und du wirſt zornig und ſtampfeſt im Gefühl deiner neuen cariſchen Allmacht wüthend auf den Boden und fuchtelſt mit dem Stock in der Luft herum und fluchſt wie ein Fuhrmann und ſchreiſt ſo laut, daß die gutmüthige dicke Eliſabeth Woronzow ſchier darob in Ohnmacht fällt: — „Soll unterſucht werden, die ſaubere Schmiere, und wehe der verdammten .... (Wachtſtubenausdruck) ... wenn ſie ſchwanger! Ich laſſ' ihr die Haare ſcheeren und ſie in einem Kloſter vermauern.“ ....

Armer Peter, es wäre klüger gewesen, etwas weniger laut zu drohen und etwas schneller zu handeln. Der, welcher Katharina überraschen wollte, musste überhaupt früh aufstehen. Der Car wollte seine Frau überraschen, aber er kam, wie Castéra erzählt, zu spät; denn „au moment où il entra dans la chambre de l'impératrice, il la trouva assise sur un sopha où elle avoit, quelques heures auparavant, été délivrée avec le secours d'Iwanowna du fardeau qui l'avoit mise dans le plus grand péril.“ Man kann sich denken, was für ein Schafsgesicht der geprellte Ehemann gegenüber der Virtuosin in der Verstellungskunst gemacht haben mag. Wahrscheinlich hat sie ihn gerade bei dieser Gelegenheit — denn sie wusste die Gelegenheiten zu fassen und auszunutzen — mit souveräner Superiorität behandelt. Das Betragen, welches er zunächst gegen sie einhielt, deutet darauf hin. Vom Haarabscheeren und vom Kloster war keine Rede mehr. Ebensowenig davon, womit sich der jetzige Car als Großfürst früher wiederholt pralend gegen seine Zech-

genoſſen herausgelaſſen hatte, daß er, auf den Thron gelangt, den jungen Großfürſten Paul für einen Baſtard und ſeine Ehe mit Katharina für nichtig erklären würde. Im Gegentheil, er that nicht das geringſte, die jetzige Würde ſeiner Frau als Carin zu beeinträchtigen, ſondern bezahlte vielmehr ihre ſehr beträchtlichen Schulden, ohne nach den Urſachen derſelben zu fragen, erhöhte ihr Einkommen und machte ihr ein bedeutendes Geſchenk in Krondomänen.

Wenn er darauf rechnete, Katharina durch ſolches wohlwollendes Bezeigen zu gewinnen, ſo war das freilich eine arge Täuſchung. Allein es heißt dem unglücklichen Manne nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man ſagt, daß ſein Verfahren wohl gar nicht aus Berechnung entſprang. Peter beſaß, ſeiner groteſk-korporaliſchen Manieren ungeachtet, eine Gutmüthigkeit, welche unendlich viel länger war als ſein Verſtand. Die erſchreckliche Kürze dieſes letztern Artikels trat in dem Walten des neuen Caren ſofort zu Tage.

Es iſt ſicherlich eines der kläglichſten Schauſpiele, auf dem Thron eines großen Reiches einen

beſchränkten, ungebildeten, querköpfigen und ſtarrſinnigen Menſchen zu erblicken, welcher alles umwandeln und umgießen will und mit dem beſten Willen von der Welt nichts als Dummheiten zuwegebringt. Viele ſeiner Maßregeln zeugten von Gerechtigkeit und Humanität, ſelbſt von Einſicht, aber alle verkehrten ſich durch die Art, wie er ſie zur Ausführung brachte, in ihr Gegentheil. Er hatte, wie ſchon früher bemerkt worden, nicht die entfernteſte Idee, wie man die Ruſſen behandeln müſſte, und was noch ſchlimmer, er war taktlos genug, ſeine Verachtung für die Nation, deren Diadem er trug, ganz offen darzulegen. Vergebens ſandte Friedrich der Große, dem, wie jedermann weiß, unermeſſlich viel daran gelegen ſein muſſte, daß ſein abgöttiſcher Verehrer Car von Rußland bliebe, Brief auf Brief mit weiſen Rathſchlägen. Der cariſche Vergötterer Friedrichs war nicht der Mann, weiſe Rathſchläge zu beachten, zu verſtehen und zu befolgen. Und gerade ſeine in läppiſchen Aeußerlichkeiten aufgehende Boruſſomanie wurde bekanntlich einer der Sargnägel Peters des Dritten.

Wie mußte es, um nur eine dieſer Thorheiten anzuführen, die hochmüthigen Ruſſen, welche noch vor kurzem mit den Waffen in der Hand in die preußiſche Hauptſtadt eingezogen waren, erbittern, daß ihr Car, als ihm König Friedrich das Patent eines preußiſchen Generals ſchickte, vor Freude darüber ganz närriſch that und von da an faſt nur noch preußiſche Uniform trug.

Falls dem klügſten und gewandteſten Menſchen die Aufgabe geſtellt worden wäre, binnen kürzeſter Friſt alle Klaſſen der ruſſiſchen Geſellſchaft vor den Kopf zu ſtoßen, hätte er dieſe Aufgabe nicht gründlicher löſen können als der arme Peter that. Er verfeindete ſich, mitunter gerade aus löblichſten Abſichten, die Höflinge, den Adel, die Geiſtlichkeit, die Armee und das Volk. Alle ſeine Pläne wurden durchkreuzt, alles ſchlug zu ſeinem Unſtern aus. Er wollte einen ruſſiſchen Friedrich den Großen vorſtellen und war doch nur Peter der Kleine von Holſtein. Nicht ganz ohne Grund meinte er, die Ruſſen müſſten und wollten in der Manier Peters des Erſten traktirt ſein; der Fehler

war nur, daß ſeine deutſche Krautjunkernatur dieſer Manier niemals auch nur annähernd ſich zu bemächtigen vermochte. Was half es ihm, daß er den klugen, tapfern, in ruſſiſchen Verhältniſſen ganz heimiſchen Feldmarſchall Münnich aus deſſen ſibiriſchem Exil zurückberufen und in ſeine Umgebung gebracht hatte? Nichts, denn er befolgte Münnichs Rathſchläge ſo wenig wie die des Königs von Preußen.

Es konnte nicht lange währen, ſo muſſte jeder Hellſichtige erkennen, daß der Car ein verlorener Mann. Jeder Tag, jede Stunde mehrte die Zahl der Unzufriedenen und genau in dem Verhältniß, in welchem die Anzahl der Feinde Peters wuchs, nahm die Anzahl der Freunde Katharina's zu. Bald war, die nächſte Umgebung des verblendeten Mannes ausgenommen, der Wunſch nach einer Veränderung allgemein und ſchwebte das Vorgefühl einer Kataſtrophe in der Luft.

Ob ſich Katharina alle Möglichkeiten derſelben

klar gemacht oder, deutlicher zu ſprechen, ob ſie den Gedanken feſt ins Auge gefaſſt, daß ſie über den Leichnam ihres Gemahls wegſchreiten müſſte, um zum Thron zu gelangen, iſt weder mit Beſtimmtheit zu bejahen, noch mit Sicherheit zu verneinen. Möglich, daß ſie dem Grafen Panin Glauben ſchenkte, welcher ſie und ſich ſelbſt mit der Meinung täuſchte, man könnte ſich Peters entledigen, ohne daß es eines Mordes bedürfen würde. Unzweifelhaft ſicher iſt aber, daß Katharina im Sommer 1762 die Zeit gekommen glaubte, „wo ſie als Retterin des Staatswohls erſcheinen müſſte," und nicht weniger ſicher iſt auch, daß dieſe Frau, obgleich von Natur keineswegs grauſam, ihr Lebenlang vor keinem Mittel zurückſchrack, Hinderniſſe auf ihrem Wege zu entfernen. Es wäre die lächerlichſte Sentimentalität von der Welt, wollte man annehmen, die „Semiramis des Nordens," welche durch ihre Suwarow, Potemkin und Repnin ganze Völker erbarmungslos zu Boden ſtampfen ließ, während ſie mit Voltaire und Diderot über Probleme der Humanität brief-

wechſelte oder in der Eremitage zu Carsko-Selo ihre berüchtigten „parties fines“ feierte“ hätte ſich große Skrupel gemacht bei dem Gedanken, einem Manne, der ihr nichts war und nie etwas geweſen war, könnte bei ſeiner gewaltſamen Entfernung vom ruſſiſchen Thron etwas ruſſiſches zuſtoßen.

Die Verſchwörung gegen den Caren wurde ſo zu ſagen bei hellem Tag und bei offenen Thüren betrieben: man wuſſte ja, mit wem man zu thun hatte. Graf Panin und die Daſchkow wühlten in den Salons, die Brüder Orlow in den Kaſernen, wohin übrigens auch die genannte Fürſtin kam, um für Katharina zu weibeln und zu werben. Eingeweihte und thätige Verſchwörer waren ferner der Piemonteſe Odart, Geheimſchreiber der Carin und für Geld zu jeder Schurkerei willig, der verworfene Staatsrath Teplow, der Generalprokurator Glebow, der Oberſt Alſufiew, der Hauptmann Bibikow, der Hauptmann Paſſek. Als ſehr eifriger Arbeiter — („un très grand ouvrier“ nennt ihn der Bericht eines diplomatiſchen Agenten) —

für die Zwecke der Verschworenen that sich der Erzbischof von Nowgorod, Setschénow, hervor. Er war das Band, an welchem Katharina die russische Geistlichkeit gängelte. Der französische Gesandte unterstützte das Komplott mit Geld, da es seinem Hofe höchst erwünscht sein musste, wenn Peter der Dritte, d. h. die preußenfreundliche Politik in Rußland stürzte.

Alle die angedeuteten Machinationen, insbesondere die Verführung der Soldaten, wurden, wie gesagt, so offen betrieben, daß jedermann die Gefahr sah, in welcher Peter der Dritte schwebte, ihn selbst ausgenommen. Von Berlin kam eine dringliche Warnung. Vergebens. Der Oberst Budberg, welchen man für die Verschwörung hatte gewinnen wollen, unterrichtete den Caren davon. Umsonst. Starrsinnig behauptete der unglückliche Mann, es existirte kein Komplott, und als er sich endlich auf flehentliches bitten seiner Freunde herbeiließ, seinen Adjutanten Persiljow auf Kundschaft zu den Orlows zu schicken, trug das nur zur Bestärkung seiner Verblendung bei. Denn

die Orlows merkten unſchwer die Abſicht des beſchränkten und leichtblütigen Perſiliow und benützten dieſen meiſterhaft, ſeinen Herrn noch mehr in Sicherheit einzulullen, in eine Sicherheit, die ſo groß war, daß Peter bekanntlich unmittelbar vor ſeinem Sturz alles Ernſtes ſich mit dem Gedanken trug, die Karte von Europa in ſeiner Manier zu „korrigiren," und alle Vorbereitungen getroffen hatte, ſich an die Spitze einer Armee zu ſtellen, welche zunächſt gegen Dänemark beſtimmt war.

Während er ſo den Träumen einer kindiſch-phantaſtiſchen Politik lebte, trafen ſeine Frau und ihre Anhänger die letzten Vorbereitungen, den großen Schlag zu führen. Am 7. Juli eröffnete ſich Panin dem Grafen Raſumowſky, Hetman der Koſaken, und dem Fürſten Wolkonſky, Oberſt der Garde zu Pferde. Beide, wie auch der General Betzkoi, traten der Verſchwörung bei. Gerade an dieſem Tag ereignete ſich aber ein Zwiſchenfall, der das ganze Unternehmen hätte zunichte machen können. Der Hauptmann Paſſek, ein roher Trunkenbold, welcher ſich ſchon wiederholt erboten

hatte, den Caren zu ermorden, ſprach in der Trunkenheit ganz laut von der bevorſtehenden Palaſtrevolution. Das brachte ein Soldat, der von Paſſek mißhandelt worden war, zur Anzeige und der Hauptmann wurde am 8. Juli verhaftet. Wenn er freiwillig oder durch die Tortur beſtimmt plauderte? Dann war alles verloren, falls man nicht das Prävenire ſpielte. Panin ſah das vollkommen ein und beſchloß, ſofort den zündenden Funken an die Leitfäden der längſt geladenen Minen zu bringen. Noch entſchiedener trieb die Daſchkow zur Eile. Sie, von welcher ein aus Petersburg vom 12. März 1763 datirter engliſcher Geſandtſchaftsbericht ſagt, daß ſie kühn geweſen „über den männlichſten Muth hinaus und von einem Geiſte, der fähig, das unmögliche zu unternehmen, um irgendeine ihrer Leidenſchaften zu befriedigen“ — ſie beſtimmte namentlich die Orlows, welchen im entſcheidenden Augenblicke der Muth verſagen wollte, zu unverweiltem handeln.

Der Car befand sich in der Sommerresidenz zu Oranienbaum, die Carin zu Peterhof. Dahin sandte Herr von Panin, nachdem er alle Führer der Verschwörung benachrichtigt und auf ihre verschiedenen Posten verwiesen hatte, in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli den Alexei Orlow mit einer sechsspännigen Miethkutsche, die Carin heimlich in die Hauptstadt zu holen, wo alles vorbereitet war, um sie, wie Panins Plan war, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Paul auszurufen. Die Vollziehung von Alexei's Auftrag wurde durch den Umstand erleichtert, daß Katharina nicht im Schlosse von Peterhof wohnte, sondern in dem am Ende des Parkes stehenden Pavillon Monplaisir. Sie wusste nicht, daß die entscheidende Stunde geschlagen hätte. Vorgestern noch hatte sie ihren Gemahl in Oranienbaum besucht und war mit großen Ehren empfangen worden. Gestern hatte sie sich mit dem Caren bei einem Feste getroffen, das ihnen der Feldmarschall Rasumowsky, Bruder des Hetmans, zu Gostiliz gegeben. Von diesem Feste zurückgekehrt, hatte

ſie ſich zur Ruhe begeben, als gegen 4 Uhr in der Frühe der mit dem Weg zu ihrem Schlafzimmer wohlbekannte Alexei Orlow die Schlafende mit den Worten weckte: „Eilen Sie! Es iſt kein Augenblick zu verlieren.“

Sie zauderte auch nicht einen Moment, ſondern warf ſich in die Kleider und in die harrende Kutſche. Neben ihr ſaß ihre getreue Tſcherekowſkoja, Orlow fuhr vom Bock aus den Wagen, hintenauf ſtand der Ofenheizer und nachmalige Geheimrath Schkurin und nebenher ritt der Hauptmann Bibikow. Zwiſchen 6 und 7 Uhr morgens langte Katharina bei den Gardekaſernen zu Petersburg an, wo Gregor Orlow ihr entgegentrat und ſie benachrichtigte, daß alles fertig und bereit ſei. Die Garderegimenter ſtrömten herbei und ließen ſich von der großen Zauberin bezaubern. Um 9 Uhr war ſie in der kaſan'ſchen Kirche, wo der Erzbiſchof Setſchénow mit ſeiner Geiſtlichkeit in pontificalibus ſie erwartete. Das Tedeum, ohne welches es ja bei keinem welthiſtoriſchen Verbrechen abgeht, wurde angeſtimmt

und darauf Katharina durch den Erzbischof nicht, wie Panin gewollt, zur Vormünderin und Regentin, sondern, wie Gregor Orlow und die Daschkow wünschten, zur Selbstherrscherin von Russland ausgerufen.

So war Katharina, noch bevor sie draußen in Peterhof vermisst wurde, souveräne Kaiserin geworden. Der ehr- und herrschsüchtige Traum der kleinen fünfzehnjährigen Prinzessin von Zerbst war erfüllt: sie war jetzt „l'impératrice souveraine de Russie, de son propre chef.“ Nie ist ein verwegenerer Traum glänzender in Erfüllung gegangen. Noch an demselben 9. Juli 1762 ließ sie ein Manifest an die Völker ihres unermesslichen Reiches ausgehen, worin sie sich als „Wir von Gottes Gnaden Katharina die Zweite, Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen“ ankündigte und aussprach, daß sie „zur Rettung des gefährdeten orthodoxen Glaubens und zur Wahrung der bedrohten Staatsehre Russlands“ von der Krone Besitz ergriffen habe. Die Revolution hatte bislang keinen Tropfen Blutes gekostet,

denn in ganz Petersburg rührte ſich kein Finger für den rechtmäßigen Herrſcher, dem vor nur ſechs Monaten alle Treue geſchworen hatten. Niemals vielleicht hat ſich auf der einen Seite die Kühnheit des Verbrechens und auf der andern die Niederträchtigkeit der Menſchen ſchamloſer geoffenbart als bei dieſer Haupt- und Staatsaktion, welche von ſo unberechenbarem Einfluß auf die Geſchicke Europa's werden ſollte. Katharina hatte Erfolg, folglich hatte ſie Recht. Eine andere Logik gilt leider nur in Schulbüchern, nicht aber im Leben.

Alle die Einzelnheiten, wie Katharina ſich am 9. und 10. Juli der Macht bemächtigt und ſich darin feſtgeſetzt hat, brauche ich nicht zu erzählen. Genug, alle Welt beeilte ſich, ihr zu huldigen und zu ſchwören. Sie wuſſte ohne Zweifel dieſe Schwüre nach ihrem wahren Werthe zu taxiren, aber ſie wuſſte auch einen Bruch derſelben zu verhindern. Sie ſorgte bloß, daß ſie im Beſitze der Gewalt blieb; damit war alles gethan. Doch

nein, noch nicht alles. Denn da draußen in Oranienbaum befand ſich ein widerwärtiger Gegenſtand, genannt Peter der Dritte, der ſo oder ſo beſeitigt werden muſſte. Die Orlows und Teplows waren nicht die Leute, etwas halb zu thun. Der arme Peter! Er hatte die letzten Tage in gewohnter Weiſe mit ſoldatenſpielen, zechen und rauchen verbracht. Sein erſtaunen, als er durch den Staatsrath Breſſan die erſte Kunde von den Vorgängen in Petersburg erhielt, war gränzenlos und er begriff ſeine Lage gar nicht. Statt den Rath des alten Münnich zu befolgen, welcher wollte, daß der Car mit ſeinen holſteiniſchen Garden ſofort gegen die Hauptſtadt marſchirte, ſchickte er den Kanzler Woronzow dahin mit dem Auftrag, der Kaiſerin ſeine Verwunderung über das vorgefallene auszudrücken und ſie und ihre Anhänger zur Rückkehr zu ihrer Pflicht aufzufordern. Natürlich lachte man dem Boten ins Geſicht, welcher als kluger Mann von Petersburg aus dem Caren ſchrieb, er finde ſich veranlaſſt, dem „Willen der Nation ebenfalls nachzugeben

und der Souveränin zu huldigen, die ſich thatſächlich im Beſitze des Thrones befände.“ Die Ratten alſo verließen eine nach der andern das ſinkende Schiff. Ein ſchwachmattiſcher Verſuch Peters, ſich in Perſon der Seeburg Kronſtadt zu bemächtigen, ſchlug gänzlich fehl. Er fand keinen Einlaß, da ein Sendling der Carin die Feſtung bereits für dieſe in Beſitz genommen hatte, und rath- und thatlos kehrte Peter nach Oranienbaum zurück. Der brave Münnich gab noch den Rath, der Car ſollte nach Pommern eilen und an der Spitze der dort ſtehenden ruſſiſchen Armee nach Rußland zurückkehren. Umſonſt. Der Car war nicht der Mann, die Krone zu behaupten; er war ja nicht einmal der Mann, ſie mit Würde zu verlieren. Bei der erſten Nachricht von dem Untergange Peters ſoll Friedrich der Große geäußert haben: „Ich bin gewiß, daß dieſer Fürſt mit dem Schwert in der Hand geſtorben iſt.“ Wäre dieſe Aeußerung hiſtoriſch, ſo würde ſie beweiſen, wie ſehr auch tiefe Menſchenkenner mitunter fehlſchießen.

Nein, der arme Peter ist nicht so heldisch gestorben .... Nachdem Katharina in der Hauptstadt die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, setzte sie sich am Nachmittag des 10. Juli mit den Garden nach Peterhof in Marsch, um den in dortiger Gegend spukenden Kaiserschemen zu bannen. Mit 15,000 Mann zog sie zu diesem Zwecke aus, begleitet von der Daschkow und andern ihrer Getreuen. In der Uniform des preobraschenskischen Regiments nach altem Schnitt ritt sie auf einem weißgrauen Tigerhengst an der Spitze der Truppen, um die Brust das Band des Andreasordens, auf den fliegenden Haaren einen Soldatenhut mit einem Eichenzweig, den Degen an der Seite. In dem Augenblicke, wo sie zu Pferde stieg, bemerkte ein junger Fahnenjunker der Reitergarde, daß der Degen der Kaiserin ohne Porte d'Epée sei. Er nestelte das seinige los, ritt vor und bot es ihr dar. Sie nahm es lächelnd an und die Erscheinung des jungen Mannes von athletischem Bau und wildschönen Zügen prägte sich ihr tief ein. Er hieß Potemkin (spr. Patjomkin) und sollte eines

Tages als Liebhaber und Tyrann Katharina's der Schrecken von halb Europa werden.

In Peterhof angelangt, fand die Carin daſelbſt ein Schreiben von ihrem Gemahl vor, worin er ihr anbot, ſie zur Mitregentin anzunehmen. Als Antwort auf dieſe Lächerlichkeit ließ ſie ihm durch Michail Iſmailow, Gregor Orlow und den Fürſten Galizin nach Oranienbaum ſagen, er ſolle eine förmliche Thronentſagungsurkunde, deren Entwurf ſie ihm ſchickte, eigenhändig abſchreiben und unterzeichnen. Iſmailow richtete dieſe Botſchaft kurzweg aus und der arme Schwächling war bereit, alles zu thun, was man von ihm haben wollte. Indeſſen machten ihn die für ihn über alle maßen ſchimpflichen und demüthigenden Ausdrücke, in welchen das Dokument abgefaſſt war, doch einen Augenblick ſtutzig.

Dies benützte der alte Münnich zu einer letzten Mahnung: — „Sie haben noch 600 treuergebene holſteiniſche Soldaten hier. Wenn Sie nicht als Kaiſer zu leben verſtehen, ſo zeigen Sie wenigſtens, daß Sie an der Spitze derſelben als Kaiſer zu

ſterben wiſſen.“ Der alte Krieger hatte gut reden; Peter beſaß nicht mehr Muth als ein Haſe. Das erkannte Iſmailow klärlich und ſagte keck zu dem Muthloſen: „Thun Sie, was Sie wollen; aber einſtweilen verhafte ich Sie im Namen der Kaiſerin.“ Der Jammermann gab ſeinen Degen ab, ſetzte ſich, ſchrieb die Abdankungsurkunde ab und unterzeichnete ſie. Dann wurde er mit ſeiner Maitreſſe Eliſabeth Woronzow, die ihm treu blieb bis zuletzt, in eine ſchmutzige alte Kutſche geſetzt und nach Peterhof geſchafft. Der Fahnenjunker Potemkin kommandirte die Begleitmannſchaft. Als der entthronte Car durch die Reihen der um Peterhof aufgeſtellten Truppen fuhr, begrüßten ſie ihn mit dem Ruf: „Es lebe Katharina die Zweite!“

Während dieſe in dem einen Flügel des Schloſſes eine prunkvolle Cour abhielt, wurde ihr Gemahl in dem andern der unwürdigſten Behandlung unterworfen. Man riß ihm bei offenen Thüren den Andreasorden und die Uniform ab und ließ ihn barfuß und im Hemde dem

Hofgeſindel zur Schau daſtehen. Herr von Panin ging zu dem Unglücklichen und hat ſpäter erzählt: „Ich rechne es zu den Unglücksfällen meines Lebens, daß ich genöthigt geweſen, ihn zu ſehen. Ich fand ihn Thränen vergießend, und während er meine Hand zu ergreifen ſuchte, um ſie zu küſſen, warf ſich ſeine Maitreſſe auf die Kniee, um die Gnade zu erbitten, bei ihm bleiben zu dürfen.“ Es ward ihr verweigert. Eliſabeth Woronzow wurde in einem verſchloſſenen Wagen nach Moſkau abgeführt. Den entthronten Peter packte man zwiſchen zwei Offiziere in eine Kutſche und ſchaffte ihn nach dem Luſtſchloſſe Ropſcha.

Am folgenden Tage hielt Katharina einen triumphirenden Einzug in Petersburg. An ihrer Seite ritt Gregor Orlow, der jetzt nur noch einen Schritt von ſeinem Ziele, der Gemahl ſeiner kaiſerlichen Geliebten zu werden, entfernt zu ſein glaubte. Eine Reihe von rauſchenden Feſtlichkeiten begann. Die ſtumpfnüſtrige Menge jubelte, die Popen pſallirten, die Soldaten ſchwammen in Branntwein. Die große Verbrecherin überſchüttete ihre

Mitſchuldigen mit Würden, Titeln, Orden, Rubeln und „Seelen“. Die Orlows wurden gegraft, Gregor ward General, Herr von Panin Premierminiſter. So iſt die Gerechtigkeit der Welt.

Aber aus all dem Feſtglanze tauchte immer wieder, einem bei hellem Tage umgehenden Gewiſſensbiſſe gleich, die Geſtalt des armen Peters auf, welchen man vom Caren aller Reußen zum Herzog von Holſtein degradirt hatte. Bewacht durch eine Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren, auf welche die Orlows unbedingt ſich verlaſſen konnten, ſaß er draußen in Ropſcha, der Abreiſe nach Holſtein gewärtig. Denn trotz alledem, was vorgefallen, und trotzdem ſogar, daß man dem demüthig Bittenden, man möchte ihm eine Bibel und ſeine Geige geben und ſeinen Mohren und ſeinen Lieblingshund zu ihm laſſen, einen höhniſch-abſchlägigen Beſcheid gab, war er weit entfernt, aus den drohenden Prämiſſen ſeiner Erlebniſſe den letzten tragiſchen Schluß zu ziehen.

Eingewickelt in ſeine Bornirtheit, machte er vielleicht Pläne, in ſeiner Weiſe daheim ſeine Holſteiner zu beglücken, da ſich die undankbaren Ruſſen nicht von ihm hatten beglücken laſſen wollen, und vertrieb ſich vorderhand die Zeit damit, daß er mit Kreide Um- und Aufriſſe von Schanzen und Feſtungen auf ſeinen Tiſch zeichnete. Kein Zweifel, der entthronte Car hätte ſich unſchwer darein gefunden, in irgendeiner einigermaßen wohnlich eingerichteten Feſtung den Reſt ſeines Daſeins zu verbringen und ſtatt wie bisher mit lebendigen mit bleiernen Soldaten zu ſpielen.

Es war anders beſchloſſen, denn es gab Leute, deren belaſtetem Gewiſſen dieſe harmloſe Exiſtenz als eine ungeheuer-bedrohliche erſchien. Die Orlows wollten Peters Tod und auch dem kühl berechnenden Panin mag derſelbe als eine politiſche Nothwendigkeit ſich dargeſtellt haben. Möglich, daß der Miniſter, wie eine unſerer Quellen will, nach einem Mittel ſuchte, um die „Inkonvenienz“ zu vermeiden, die ſtattgehabte Palaſtrevolution mit einem Morde zu krönen. Allein man ließ ihm

nicht Zeit, ein ſolches Mittel ausfindig zu machen. Waren doch ſchon ein Dutzend oder mehr Hände ausgeſtreckt, deren Eigenthümer ſich kaum mehr daraus machten, den entthronten Caren zu tödten, als ſie ſich daraus gemacht hätten, ein Kaninchen umzubringen. Dem größten Lügner der Weltgeſchichte, Napoleon dem Erſten, iſt es einmal begegnet, eine Wahrheit auszuſprechen, — damals, als er von den Ruſſen ſagte: „Soulevez l'épiderme et vous trouverez le tatare.“ Ob die gefirniſſten Tataren, die Orlows, ihren Mordplan von Anfang an der Carin mitgetheilt haben, ſei es mittels blanker Worte, ſei es mittels Winken, ob Katharina damit einverſtanden geweſen, darüber wird ſich wohl niemals ein urkundlicher Beweis führen laſſen. Was aber feſtſteht, iſt, daß ſie nichts, entſchieden nichts gethan hat, um das entſetzliche zu hindern. Vollends ganz lächerlich wäre die Annahme, eine Frau von ſo durchdringender Verſtandesſchärfe hätte ſich nicht vorzuſtellen vermocht, wie das am 9. Juli in Scene gegangene Stück, deſſen Hauptperſon ſie ſelber war, enden könnte, enden müſſte.

Wäre bei ſolchen Thaten überhaupt eine Entſchuldigung zuläſſig, ſo konnten die Orlows und ihr Anhang für ſich anführen, daß es gleich gefährlich ſcheinen muſſte, den abgeſetzten Caren nach Holſtein heimzuſchicken oder denſelben als Gefangenen in Rußland zu behalten. Denn in beiden Fällen war die Möglichkeit einer Gegenrevolution denkbar, wenigſtens für Leute, welche Grund hatten, zu befürchten, man würde die von ihnen gebrauchten Mittel bei Gelegenheit gegen ſie ſelbſt in Bewegung ſetzen. Endlich muſſte die feſte Abſicht des Gregor Orlow, der legitime Gemahl Katharina's zu werden, jedes etwaige bedenken beſeitigen. Gregor Orlow dachte, was der Konventsmann Barrère dreißig Jahre ſpäter ausſprach: „Nur die Todten kommen nicht wieder.“ Der Tod Peters war beſchloſſen und Alexei Orlow ſetzte mit ſo zu ſagen tatariſch-barbariſcher Offenheit die Ausführung ins Werk.

In der Morgenfrühe des 17. Juli ritt Alexei nach Ropſcha. Er hatte eine Flaſche vergifteten Burgunders in ſeiner Satteltaſche, denn der ent-

thronte Car liebte Burgunder vor allen übrigen Weinen. Den athletiſchen Mordgeſellen begleiteten ſein Bruder Gregor*), Teplow, Fürſt Borjatinſky der jüngere und der Schauſpieler Wolkow. Nach ihrer Ankunft zu Ropſcha wurden noch Fürſt Borjatinſky der ältere, der Sergeant Engelhardt und zwei Gardeſoldaten in das beabſichtigte Unternehmen eingeweiht. Einer Nachricht zufolge ſoll auch Potemkin mit von der Partie geweſen ſein, was ſich aber keineswegs feſtſtellen läſſt. Waren doch der handelnden Mitſpieler in dem kurzen Schauerdrama ohnehin genug. Alexei Orlow und Teplow gingen zu Peter hinein, der in ſeinem Schlafrock am Tiſche ſaß und zeichnete. Sie ſagten dem Unglücklichen, daß ſie gekommen, ihm anzuzeigen, er würde bald in Freiheit geſetzt werden, und erbaten ſich die Erlaubniß, ſammt ihren Begleitern mit ihm zu ſpeiſen.

*) Die Anweſenheit Gregors in Ropſcha iſt nicht mit völliger Sicherheit zu behaupten, indem ein ſonſt ziemlich verläſſlicher Bericht angibt, der gemeinte Gregor ſei nicht Alexei's Bruder dieſes Namens geweſen, ſondern ſein Vetter Gregor Nikititſch Orlow.

Der erhaltenen Nachricht froh, gibt der arme Peter von Herzen ſeine Einwilligung. Der Tiſch wird gedeckt und man ſetzt ſich zur — Henkersmahlzeit, um dieſelbe mit Wachtſtubenſpäſſen zu würzen, wie der entthronte Car ſie liebte und zu hören gewohnt war. Er bemerkt nicht den in den Augen ſeiner Gäſte lauernden Mord. In aufgeheiterter Stimmung fordert er ſein burgundiſches Lieblingsgetränk. Alexei Orlow gibt ein Zeichen, die vergiftete Flaſche wird hereingebracht und das Glas Peters daraus gefüllt. Er leert es, aber der Giftbeiſatz iſt ſo ſtark, daß die Wirkungen augenblicklich eintreten und der verlorene Mann ſpürt, was er getrunken. Er bricht in Klagen aus und ſchreit nach Milch. Seltſam zu ſagen, die Mordbande wehrt der Anwendung dieſes Gegengiftes nicht: ſo wahr iſt es, daß ſelbſt Frevler vom Schlage der Orlows zuweilen ſtutzig werden, wenn es ſich darum handelt, den Punkt auf das i der Miſſethat zu ſetzen.

Der Vergiftete ſchlang haſtig die begehrte Milch hinunter und die Folge hiervon war ein

heftiges Erbrechen. Während er sich auf seinem im Zimmer stehenden Bette wand, ging Alexei mit seinen Gesellen hinaus, zu berathen, was jetzt zu thun sei. Rasch wurden sie schlüssig, mit Arm und Hand zu vollenden, was das Gift zu thun übriggelassen. So treten sie wieder zu dem Entthronten herein und es hebt eine Scene an, mit welcher verglichen die Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten den feierlichen Eindruck einer griechischen Tragödie macht, — eine Scene, von welcher nur in der russischen Geschichte ein zweites Beispiel vorkommt.

Alexei Orlow und Teplow werfen sich mitsammen auf den armen Peter und der erstere packt ihn an der Kehle. Peter springt auf, fährt seinem Angreifer mit den Nägeln ins Gesicht und kreischt ihm zu: „Was hab' ich dir zu Leide gethan?" Wider alles vermuthen wird Alexei durch diesen Vorwurf so betroffen und verwirrt, daß er sein Opfer losläßt und in rathloser Unschlüssigkeit im Zimmer herumläuft. Aber jetzt greifen die übrigen Mitglieder der Bande zu. Man wirft

den Caren auf das Bett und ſucht ihn mittels der Kiſſen zu erſticken. Er vereitelt dieſen Verſuch, indem er mit Händen und Füßen einen verzweifelten Widerſtand leiſtet. Die Mörder zerren den Verlorenen vom Bette weg auf einen Lehnſtuhl und ſuchen ihn da zu erwürgen. Er kämpft mit Wuth um ſein Leben. Sie werfen ihn zu Boden, halten ihm Hände und Füße feſt, knieen, treten und ſtampfen ihm auf Bruſt und Unterleib herum. Der ſo Gemarterte hat nur noch den Mund frei und ſtößt ein gellendes Geſchrei aus. Schrecklich muß es anzuſehen geweſen ſein, wie dieſe Rotte von Böſewichtern gegen den einzelnen Mann ihre Kräfte mörderiſch aufbot; noch ſchrecklicher zu ſagen, daß von der längs der Fenſter des Mordzimmers hinlaufenden Terraſſe her mehrere Leute den gräſſlichen Auftritt mitanſahen und niemand dem armen Opfer zur Hilfe eilte. Doch ja, jemand that dies. Ein deutſcher Wundarzt, Lüders geheißen, eilt auf das Hilferufen des Caren herbei, wird aber von den beiden erwähnten Gardeſoldaten ſogleich wieder zur Thüre

hinausgeſtoßen*). Man muß ſo oder ſo zu Ende kommen. Fürſt Borjatinſky der ältere rafft eine Serviette vom Tiſche, knüpft ſie zu einer Schlinge und wirft ſie dem Kaiſer um den Hals. Noch etliche Minuten lang windet, krümmt und bäumt ſich der Unglückliche unter den Fäuſten und Füßen ſeiner Peiniger. Endlich zieht der Sergeant Engelhardt — ſein Henkersdienſt wurde nachmals mit dem Generalsrang belohnt — die Schlinge mit äußerſter Gewalt zu und der Car verröchelt.

So ſtarb Peter der Dritte in der dritten Nachmittagsſtunde des 17. Juli 1762. Als er todt, riefen die Mörder den Wundarzt Lüders herein, maßen „der Car einen Blutſturz bekommen.“ Der ehrliche Lüders zuckte die Achſeln, betrachtete den Leichnam und ſagte trocken: „Habe den Kaiſer lange genug gekannt, um zu wiſſen, daß er nicht lange leben würde.“ Alexei Orlow ſetzte ſich zu Pferde und ritt ſpornſtreichs nach Petersburg, der

*) Die beiden Gardiſten wurden für ihre Mitwirkung beim Kaiſermord mit Geld und Offiziersſtellen belohnt, aber bald darauf, ſagt man, gewaltſam aus dem Wege geräumt.

Carin die Todeskunde zu bringen. Sie hatte ihren Abendcirkel um ſich verſammelt und war gerade im erzählen einer pikanten Geſchichte begriffen. Sie wuſſte pikante Geſchichten ſo reizend zu erzählen! Alexei ließ ſie herausrufen und theilte ihr in zweideutigen oder vielmehr für ihre Ohren unzweideutigen Ausdrücken mit, daß Peter „eines natürlichen Todes geſtorben.“ Worauf Katharina: „Daß dieſer Todesfall auch gerade jetzt ſtattfinden muſſte! Was werden die Leute nicht alles darüber ſchwatzen! . . . Man rufe Panin.“ Der Miniſter kam und rieth, den Tod des Caren erſt am folgenden Tage bekannt zu machen. Die Carin ging zur Geſellſchaft zurück, nahm ihre unterbrochene Geſchichte wieder auf und erzählte dieſelbe mit vollkommener Unbefangenheit und Heiterkeit zu Ende.

Ja, dieſer großen Verbrecherin, welche Byron mit mehr Gerechtigkeit als Galanterie die „greatest of all sovereigns and whores“ genannt hat, ſtand lächeln und weinen gleichermaßen zu Gebote. Tags darauf, als man den Tod Peters

veröffentlichte, zerfloß sie in Thränen. Sie war überhaupt in allem und jedem ein Genie des Despotismus. Daher die Geschicklichkeit, womit sie bei jeder passenden Gelegenheit die „göttliche Vorsehung" als Deckfigur vor sich hinschob. So ließ sie denn am 18. Juli ein Manifest ausgehen, in welchem sie den Völkern Russlands verkündigte, „der gewesene Kaiser sei häufigen Anfällen von Hämorrhoidalkolik ausgesetzt gewesen und einem solchen Anfall sei er, aller angewendeten Heilmittel ungeachtet, nach dem Willen Gottes erlegen." Ferner: „Ich lade alle getreuen Unterthanen ein, dem verstorbenen Kaiser die letzte Ehre zu erweisen und für die Ruhe seiner Seele zu beten, zugleich aber diesen unerwarteten Todesfall als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen, welche nach unerforschlichen Rathschlüssen Mir, Meinem Thron und dem Vaterlande die richtigen Wege anzeigt." . . . . Glaubt man nicht das voltaire'sch-kynische Hohnlächeln zu sehen, welches Katharina's Lippen gekräuselt haben muß, als sie dieses fromme Edikt unterzeichnete? Ach,

mitunter, ja ſehr häufig ſogar fällt es einem doch recht ſchwer, die Weltgeſchichte ſtatt für eine Commedia divina nicht vielmehr für eine Commedia diabolica anzuſehen.

Im ruſſiſchen Volke ging noch ein Dutzend Jahre lang die Sage um, Peter der Dritte ſei nicht geſtorben, ſondern habe ſich vor ſeiner Frau in die Verborgenheit geflüchtet, eine Sage, welche weſentlich in dem Umſtande wurzelte, daß man nachläſſig genug geweſen war, die gebräuchlichen Seelenmeſſen für den gemordeten Caren nicht leſen zu laſſen. Wie bekannt, ſind, auf dieſen Volksglauben ſich ſtützend, nach einander ſieben falſche Peter aufgetreten, um ſich als Peter der Dritte geltend zu machen, und einer dieſer Abenteurer, Pugatſchew, hat den Thron Katharina's ernſtlich in Gefahr gebracht. Ihr wunderbares Glück ließ ſie jedoch auch über dieſe wie über ſo viele andere Gefahren triumphiren. Es iſt eine Thatſache, wohlgeeignet, das Nachdenken zu erwecken und zu

einer düſteren Weltanſchauung hinzuleiten, daß dieſes ſchamlos laſterhafte Weib die Geſchicke Europa's beſtimmte, bis ihm eine noch dämoniſchere Macht, die franzöſiſche Revolution, das Skepter aus der Hand wand.

Schamlos laſterhaft! Ein milderer Ausdruck wäre Verrath an der Majeſtät hiſtoriſcher Wahrheit. Die Mythen von der babyloniſchen Semiramis, die Sagen von der ägyptiſchen Kleopatra, Katharina die Zweite hat ſie zur Geſchichte gemacht. Es geſchah hier das unerhörte: denn mit einer beiſpielloſen Rückſichtsloſigkeit machte die Carin die Befriedigung ihrer zügelloſen Begierde zu einem Hauptmotiv des Staatslebens. Die Stelle eines Beiſchläfers der Carin wurde zum erſten und oberſten Staatsamt erhoben. Die wechſelnde Beſetzung dieſes mit allen Mitteln der Intrike und Niederträchtigkeit erſtrebten Amtes war eine förmliche Hof- und Staatsaktion, die ihr eigenes Ceremoniell hatte. Waren die Augen Katharina's auf einen jungen Mann gefallen, ſo wurde derſelbe förmlich in ſeinen Beruf eingeſchult.

Rogerſon, der Leibarzt der Kaiſerin, und ihre vertraute Kammerfrau, die Prataſſow, welche den bezeichnenden Beinamen „L'éprouveuse“ führte, mußten mit dem Kandidaten das nöthige Examen vornehmen*). Fiel ihr Bericht günſtig aus, ſo erſchien am folgenden Tage die Carin öffentlich am Arm eines jungen Menſchen, welchen vielleicht geſtern noch niemand gekannt hatte und dem heute ſchon ganz Rußland zu Füßen lag. Und das ging ſo fort bis zum Tode Katharina's. Selbſt in ihrem höchſten Alter noch zog ſich die Carin allabendlich angeſichts des ganzen Hofes mit dem Günſtling in ihr Schlafgemach zurück und häufig

*) „An order from her majesty consign'd
Our young lieutenant to the genial care
Of those in office: all the world look'd kind,
As it will look sometimes with the first stare,
Which youth would not act ill to keep in mind,
As also did Miss Pratassow then there,
Named from her mystic office „l'Éprouveuse“,
A term inexplicable to the Muse.“

Don Juan, IX, 84.

mussten ihr Sohn und ihre Enkel das mitansehen. Nie, so lange die Welt steht, hat eine Frau die Missachtung weiblicher Würde und Schamhaftigkeit weiter getrieben. Es war gewiß nicht nöthig, die Ausschweifungen Katharina's noch zu übertreiben, wie man gethan hat. Ihre angeblichen Berauschungen in Wein und Branntwein, ihre Liebeshändel mit unterwegs aufgelesenen Soldaten und Lakaien sind schlecht ersonnene Fabeln. Auf der andern Seite ist es, wenn man das durchaus authentisch beglaubigte Günstlingswesen, wie sie es sich eingerichtet hatte, betrachtet, ziemlich unbegreiflich, wie etliche Geschichtschreiber behaupten konnten, Katharina habe „stets einen gewissen äußern Anstand" beobachtet. Als richtig dagegen muß anerkannt werden, daß sie sich von ihren Günstlingen wohl betrügen, nicht aber, den einzigen Potemkin ausgenommen, beherrschen ließ.

Gregor Orlow behauptete sich zwölf Jahre lang in der Gunst seiner Gebieterin. Kaiser Joseph der Zweite erniedrigte sich, der Carin zu

gefallen, ſo weit, dieſen Menſchen im Jahre 1772 zum deutſchen Reichsfürſten zu ernennen. Gregor erlag faſt unter der Bürde ſeiner Würden und Orden. Er ſpielte mit Millionen wie mit Kieſelſteinen, und um ſein Amt bei der Kaiſerin recht deutlich zu ſignaliſiren, hatte er in ganz Rußland allein das Recht, das Porträt derſelben mit einem ungeheuren Diamant im Knopfloche zu tragen. Aber der Gemahl ſeiner Maitreſſe wurde er doch nicht. Panin arbeitete dem entgegen und Katharina wollte Liebhaber, aber keinen Gemahl mehr. Sein gebieteriſcher Hochmuth ermüdete endlich die Kaiſerin. Er wurde zunächſt durch einen ganz unbedeutenden jungen Menſchen Namens Waſſiltſchikow aus ihrem Bette verdrängt, dann nachhaltiger durch Potemkin. Gregor Orlow vermochte es nicht zu ertragen, nicht mehr die zweitgrößte Figur in Rußland zu machen. Er fiel in Geiſteszerrüttung und zuletzt in eine ſolche Raſerei des Wahnſinns, daß er ſich von ſeinem eigenen Auswurf nährte, bis er im Jahre 1783 ſtarb. Alter helleniſcher Sänger, du haſt doch nicht

ohne Grund einen Hymnus an die Nemeſis gedichtet*).

In Gregor Potemkin fand Katharina ihren Meiſter. Er überheuchelte die große Heuchlerin, um ſie zu beherrſchen. Nachdem er in der Revolution von 1762 eine untergeordnete Rolle geſpielt, machte er unter Romanzow einen Feldzug gegen die Türken mit und kam zu Anfang des Jahres 1774 als Generalmajor nach Petersburg zurück. Die Carin hatte den ſtattlichen, athletiſchen Fahnenjunker, welcher ihr am 10. Juli 1762, als ſie ſich an die Spitze der rebelliſchen Garden ſtellte, um dieſelben nach Peterhof zu führen, ſein Porte d'Epée geliehen, nicht vergeſſen und Potemkin

*) „Geflügelte Nemeſis, du, des Lebens Entſcheiderin,
Göttin mit ernſtem Blick, Tochter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen ſtolzſchnaubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt
Und haſſet ihren verderblichen Uebermuth!
Ringsum dein Rad, das immer bewegliche,
Spurloſe, wendet ſich um der Menſchen lachendes Glück;
Verborgen gehſt du ihrem Fuße nach
Und beugſt der Stolzen Nacken."

Meſomedes.

ſeinerſeits wuſſte in den meiſterhaft berechneten Scenen einer förmlichen Komödie ſeiner Gebieterin eine Leidenſchaft vorzuſpielen, die nicht weniger ihrer Eitelkeit als ihrer Sinnlichkeit ſchmeichelte. Er trieb es ſo weit, daß er aus angeblicher Verzweiflung über die Kühnheit und Hoffnungsloſigkeit ſeiner Liebe in ein Kloſter ging — für etliche Tage.

Der Originalität eines derartigen Werbens vermochte Katharina nicht zu widerſtehen. Schon im Mai 1774 ward der gute Waſſiltſchikow abgedankt und Potemkin zum Generaladjutanten erhoben. Bald offizieller Günſtling, trat er ganz offen mit ſeiner Abſicht hervor, ſich an die Spitze der Staatsgeſchäfte zu ſtellen, und er erreichte dieſe Abſicht; denn mit der Brutalität eines Mongolen die Schlauheit eines Fanarioten verbindend verſtand er es, der Carin zugleich Liebe und Furcht einzuflößen. Auch dann, als ſie in der Folge ſeiner Umarmungen ſatt war, wagte ſie nicht, den Bann ſeiner Tyrannei zu brechen. Er hinwieder war ganz zufrieden, ſeine Verrichtungen als Liebhaber bei der Kaiſerin einzuſtellen, und

diente unter dem Anſchein, ihrer Herrſchſucht zu dienen, ſeiner eigenen gränzenloſen Ehrſucht. Jedermann weiß, welche Phantaſmagorieen von Eroberung und „Civiliſation“ Katharina von Potemkin wohlgefällig ſich vorſchwindeln ließ. Aber ſie mag dennoch wie erlöſ't aufgeathmet haben, als ſie im Herbſt von 1791 erfuhr, daß ihr langjähriger Deſpot auf dem Wege von Jaſſy nach Nikolajew in der Steppe geſtorben ſei.

Potemkin ſelbſt hatte es übernommen, ſeiner kaiſerlichen Maitreſſe Liebhaber zuzuführen. So den Sekretär Zavadovſky, ſo den Huſarenlieutenant Zoritſch, einen Serben. Beide hielten nicht lange vor. Ebenſo wenig der Sergeant Korſakow, der im wörtlichen Sinne aus der Wachtſtube der Palaſtwache in das Bett der Carin befördert wurde. Dieſer junge Menſch war ungebildet wie ein Baſchkir. Nach ſeiner Erhöhung wollte er in ſeinem prächtig eingerichteten Hauſe auch eine Bibliothek haben, weil alle vornehmen Leute ſolche hätten. Er ließ deſſhalb einen Buchhändler kommen und beſtellte bei dieſem eine große Maſſe

von Büchern. „Aber was für welche?“ „Ei, das müſſen Sie beſſer wiſſen als ich, denn das iſt Ihre Sache. Große Bücher unten, kleine oben, wie die Kaiſerin ſie hat.“ Dieſer Dummling wagte es auch, ſeiner kaiſerlichen Geliebten untreu zu ſein. Eines Tages erlebte Katharina den Verdruß, den Undankbaren auf ihrem eigenen Bette in den Armen ihrer ſchönen Ehrendame, der Gräfin Bruce, zu überraſchen. Die Carin, nur dann, aber dann auch unerbittlich grauſam, wenn es ſich um Befriedigung ihrer unerſättlichen Herrſchſucht handelte, begnügte ſich, die beiden Schuldigen vom Hofe zu verweiſen.

Auf Korſakow folgte der ſchöne, ſanfte, liebenswürdige Lanſkoi, welchen Katharina von allen ihren Liebhabern am tiefſten und wahrſten geliebt hat. In der That, auf ihr Verhältniß zu Lanſkoi darf das Wort Liebe ohne allzu große Entweihung angewandt werden. Potemkin wurde durch die Stärke dieſer Neigung der Carin ernſtlich beunruhigt, ſo ernſtlich, daß er Veranlaſſung zu dem Gerüchte gab, er hätte dem Günſtling Gift bei-

bringen laſſen. Gewiß iſt, daß der arme Lanſkoi — freilich nicht arm in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, denn ſeine Geliebte hatte ihn ſo mit Geſchenken überhäuft, daß er ſieben Millionen Rubel und eine Unmaſſe von Juwelen hinterließ — ja, gewiß iſt, daß Lanſkoi erkrankte und ſeine Krankheit raſch die bedrohlichſte Geſtalt annahm. Die Kaiſerin wich nicht von ſeinem Lager und widmete ihm die zärtlichſte Pflege. Als der Arzt bedenklich dreinſchaute, ſagte ſie heftig zu ihm: „Dieſer Mann darf nicht ſterben, kann nicht ſterben! Sie wiſſen nicht, welche Fülle von Lebenskraft er beſitzt.“ Wahrſcheinlich machte das betonen dieſer „Lebenskraft“ den Arzt innerlich lächeln, denn er wuſſte, daß Lanſkoi durch den Gebrauch von Stimulantien ſeine Geſundheit ruinirt hatte. Der Kranke verſchied unter furchtbaren Zuckungen in den Armen Katharina's. Sie verbrachte mehrere Tage in Verzweiflung, ſprach davon, die Regierung niederzulegen, ſchwur, nie mehr zu lieben, und legte den Traueranzug einer Witwe an. Endlich drang Potemkin zu ihr und

riß ſie ſo zu ſagen mit Gewalt aus der Hingabe an ihren Schmerz heraus. Doch geſchah das unglaubliche: das Amt eines Liebhabers der Carin blieb ein volles Jahr lang unbeſetzt.

Als das Jahr herum, wurde Yermolow der Nachfolger Lanſkoi's, miſſfiel aber bald dem Ober-Günſtling Potemkin und wurde auf deſſen Geheiß entlaſſen. Die Stelle des Weggeſchickten nahm der ſchöne Mamonow ein, allein er fand die ſechzigjährigen Reize ſeiner kaiſerlichen Geliebten auf die Länge nicht nach ſeinem Geſchmack und hatte den Muth, ihr das deutlich genug zu verſtehen zu geben, indem er ihr bekannte, daß er in eins der Ehrenfräulein Katharina's verliebt ſei und das Mädchen heiraten möchte. Es will nicht wenig ſagen, daß die Carin dieſe empfindliche Verletzung ihrer bekanntlich koloſſalen Eitelkeit großmüthig nur damit rächte, daß ſie den Wunſch des Günſtlings gewährte. Ja fürwahr, das will nicht wenig ſagen, um ſo mehr, da Katharina auch als Sechzigerin noch beträchtliche Reſte von Schönheit beſaß. Ein Augenzeuge, welcher ſie zu dieſer Zeit häufig ſah, ſagt

von ihr: „Sie war von mittlerem, aber vollem Wuchſe und keine andere Frau von ihrer Wohlbeleibtheit hätte ſich ſo ſchicklich und anmuthig kleiden können wie ſie. Ihre Haare waren immer mit antiker Einfachheit und geſchmackvoll geordnet und nie ſtand eine Krone einem Kopfe beſſer als dem ihrigen. Es war, als ob die Heiterkeit und das Zutrauen, welches ſie einflößte, in ihrem engern Umgange Schäckerei, Jugend und Scherze um ſie vereinigten. Ihr einnehmendes und vertrauliches Weſen verſetzte alle, die bei ihr Zutritt hatten und ihrer Toilette anwohnten, in behagliche Stimmung. Sobald ſie jedoch die Handſchuhe angezogen hatte, um ſich in die Staatsgemächer zu begeben, nahm ſie eine ganz verſchiedene Haltung und Stimme an. Die liebenswürdige und fröhliche Frau verwandelte ſich plötzlich in die würdevolle, majeſtätiſche Kaiſerin. Wer ſie da zum erſtenmal ſah, fand ſie nicht unter ſeiner Erwartung und muſſte unwillkürlich ausrufen: Ja, ſie iſt es, ſie iſt wirklich die Semiramis des Nordens!“ Gegen das Ende ihres

Lebens zu ward indeſſen die Carin unförmlich dick und ſchwollen ihr die Beine zu geſtaltloſen Klumpen an.

In den Frühlingstagen von 1789 ziſchelten ſich in den Sälen und Korridoren der Sommerreſidenz Carskoje-Selo die Höflinge den Witz in die Ohren: „Ihre Majeſtät, die Kaiſerin, ſcheint mit der platoniſchen Liebe aufhören zu wollen.“ Damals nämlich wurde der aufrichtige Mamonow gerade durch den wohlgeformten, ſchönäugigen, geſchmeidigen vierundzwanzigjährigen Gardeleutnant Platon Zubow erſetzt, der bis zum Tode Katharina's im Amte blieb.

Mit dem Platonismus war es freilich nicht weit her. Der ehrliche Maſſon, welcher die unhöfliche Unart beſaß, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, und nichts dafür konnte, daß er keine Gelegenheit hatte, bei einem berühmten deutſchen Hiſtoriker unſerer Tage in die Schule zu gehen, um die Kunſt des vertuſchens, verſchweigens, bemäntelns und ſchönfärbens zu lernen, berichtet in ſeinen Memoiren: „Plötzlich ſah man

die Kaiſerin die Orgien, welche ſie früher mit den Orlows gefeiert, wieder erneuern. Valerian, ein Bruder Zubows, jünger und kräftiger als er, und der ſtämmige Peter Soltikow wurden ihm beigeſellt, um ihn auf einer Laufbahn abzulöſen, auf welcher ſo ſchwer ans Ziel zu kommen war. In der Geſellſchaft dieſer drei jungen Wüſtlinge verbrachte die alte Katharina ihre Tage, während ihre Heere die Türken ſchlugen, ſich mit den Schweden rauften und das unglückliche Polen verwüſteten, während ihr Volk in Elend und Hunger darbte und Erpreſſungen und Tyranneien aller Art preisgegeben war. Damals geſchah es, daß ſie ſich einen engern, aus ihren Günſtlingen und den vertrauteſten Herren und Damen des Hofes beſtehenden Kreis bildete, welcher ſich wöchentlich zwei- oder dreimal zuſammenfand und die „kleine Eremitage“ hieß. Man kam oft maſkirt zuſammen, unterhielt ſich vertraulichſt, tanzte, führte von Katharina verfaſſte Proverbes auf, ſpielte allerhand Spiele und jede Art von Luſtigmacherei war geſtattet. Leon Nariſchkin ſpielte in dieſem

Kreiſe dieſelbe Rolle, welche der (eulenſpiegeliſche) Duc de Roquelaure am Hofe Ludwigs des Vierzehnten geſpielt hatte, und Matrona Danilowna, eine wirkliche Närrin, welche die derbſten Unflätereien vorbrachte, war ſeine Gehilfin. Die fremden Geſandten, wenn ſie in beſonderer Gunſt ſtanden, wurden mitunter zugelaſſen. In der Folge bildete Katharina einen noch enger begränzten und geheimnißvolleren Cirkel, welcher die „kleine Geſellſchaft“ genannt wurde. Die drei genannten Günſtlinge, die Gräfin Branicka, eine Nichte Potemkins, ferner die Prataſſow und einige vertraute Frauen und Kammerdiener waren die einzigen Mitglieder. Hier war es, wo die nordiſche Kybele ihre geheimen Myſterien feierte.“

Vierunddreißig Jahre und vier Monate lang herrſchte Katharina die Zweite. Den Schimmer und Scheinglanz ihrer Herrſchaft hat ſie bis zum Ende in den Augen der Welt aufrecht zu erhalten vermocht. Sie wuſſte recht gut, warum ſie dem

Voltaire und dem Diderot ſchmeichelte, denn ſie kannte den unberechenbaren Einfluß, welchen das pariſer Literatenthum damals auf die Meinung Europa's übte. Im Kreiſe ihrer Vertrauten nannte ſie die Schöngeiſter, mit welchen ſie briefwechſelte und von denen ſie ſich beweihräuchern ließ, verachtungsvoll: „Meine Beſtien.“

Menſchenverachtung iſt überhaupt neben Wolluſt und Herrſchſucht der vorragendſte Charakterzug dieſer merkwürdigen Frau geweſen und ſo, wie ſie die Menſchen kennen gelernt, ſo bereit, ihr zu dienen und zu huldigen, ſo niederträchtig, in alle ihre Launen und Wünſche einzugehen, ſo eifrig, auf ihr Geheiß zu lügen, zu betrügen und zu morden, hatte ſie allerdings ausreichende Gründe, ſie zu verachten. Grauſam war ſie, wie ſchon bemerkt, von Natur nicht. Aber wenn das, was ſie ihre „Staatsraiſon“ zu nennen beliebte, es forderte oder zu fordern ſchien, konnte ſie trockenen Auges ganze Völkerſchaften unter den Bajonnetten ihrer Heere verbluten ſehen. Daß ſie auch mittelbar oder unmittelbar die Verurſächerin der Ermordung

des in der Schlüſſelburg eingekerkerten legitimen Thronfolgers oder vielmehr des rechtmäßigen Caren Iwan Antonowitſch geweſen, unterſteht wohl keinem ernſten Zweifel. Der unglückliche junge Mann wurde während der Nacht vom 15. auf den 16. Juli 1764 von ſeinen Wächtern Wlaſſiew und Tſchekin im Schlafe überfallen und erwürgt. Die Mörder waren zum voraus zu dieſer Miſſethat autoriſirt durch geheime Befehle, welche ſie jetzt vollzogen, weil der Leutnant Mirówitſch wirklich oder ſcheinbar ein auf die Befreiung Iwans abzielendes Komplott angezettelt hatte*).

*) Natürlich hat es nicht an mehr oder weniger gelehrten Fartcatchers gefehlt, welche es unternahmen, die Carin von dieſer Unthat reinzuwaſchen. Aber zu weſſen Vortheil wurde denn der Mord verübt? Und iſt das vorhandenſein der im Text erwähnten geheimen Mordbefehle nicht eine unbeſtrittene Thatſache? Sodann ſieht das Komplott des Mirówitſch ſehr verdächtig aus, d. h. ſo, als wäre es extra gemacht worden, um dem Hauptmann Wlaſſiew und dem Leutnant Tſchekin einen Vorwand zum Vollzug des geheimen Mordbefehls zu verſchaffen. Der Erfinder und Leiter der ganzen teufliſchen Machenſchaft ſoll der Erzſchurke Teplow, einer der Mörder Peters des Dritten, geweſen ſein.

Katharina's ganzes Weſen und Walten hat etwas imponirend koloſſaliſches, allein bei näherer Betrachtung verliert dieſes Weſen und Walten ſeinen Nimbus und ſtatt wirklicher Größe erblicken wir überall nur den Schein derſelben. Es fehlt ganz und gar der ſittliche Kern und Halt. Alles gemacht, verlogen, unſittlich, hohl und faul.

Zwar zu Anfang ihrer Regierung ſchien ſie mit wirklichem Ernſt daran gehen zu wollen, Rußland auf die Bahn der Civiliſation und des wirklichen Vorſchritts zu lenken, und ſo lange ſie ſich des Rathes von Männern, wie der treffliche Sievers einer war, bediente, wurde manches für die Verbeſſerung der phyſiſchen und moraliſchen Verhältniſſe des Volkes gethan oder wenigſtens verſucht. Später aber wurde das alles beiſeite geſtellt, um alle Kräfte des Staates einer maßloſen Ehrſucht dienſtbar zu machen, die ſich als gewiſſenloſeſte Ländergier manifeſtirte, Europa verwirrte, um im trüben zu fiſchen, und nach außen über verrathene, betrogene, zu Tode gequälte Völker brutale Triumphe feierte, während im Innern

das eigene Volk dem erbarmungslosen Aussaugesystem einer in rasender Verschwendung sich gefallenden Günstlingswirthschaft preisgegeben war.

Diese Wendung zum schlimmen ist entschieden eingetreten mit dem Tage, wo Katharina der Tyrannei Potemkins verfallen war, des Mannes, welchen das arme russische Volk seufzend den „Fürsten der Finsterniß“ nannte. Die Carin, obgleich in ihrer Eitelkeit und Herrschsucht durch die riesenhaften Entwürfe und die tamerlan'sche Politik Potemkins höchlich geschmeichelt, sträubte sich freilich anfangs dennoch gegen das Joch, welches der wilde Kraftmensch ihr aufgelegt hatte, und machte sogar im Jahre 1778 einen ernstlichen Versuch, dasselbe abzuschütteln. Sie ließ Alexei Orlow kommen, um die grollenden Orlows mit Potemkin zu versöhnen und diesem in jenen ein Gegengewicht zu geben. Allein der Versuch scheiterte, denn Alexei erklärte, wenn Katharina wollte, sollte Potemkin sofort aufgehört haben zu leben; Versöhnung dagegen und Freundschaft mit dem verhassten „Dämon seiner Gebieterin“ wies er in seinem und seines

Bruders Namen ein für alle mal zurück. Von jetzt an ließ die Carin Potemkin gewähren und wirthschaften, wie es ihm beliebte, zufrieden, wenn er sich nur enthielt, gar zu häufig und mit gar zu roher Hand in ihr Privatleben einzugreifen.

Bei seinem Tode war Katharina schon zu alt, zu dick, zu bequem, um noch eine Aenderung des verderblichen Systems zu versuchen oder auch nur daran zu denken. Sie ließ jetzt den im Grunde ganz jämmerlichen Zubow schalten und walten, der, ein Mensch ohne alle Geschäftskenntniß und Thatkraft, alle ihn um Verhaltungsregeln Angehenden mit der stereotypen Phrase abfertigte: „Macht es wie früher“ (sdelaite kak pregede). Kein Wunder daher, daß beim Tode der Carin Rußlands Zustand der einer gränzenlosen Erschöpfung, Unordnung und Verwirrung war. Der Ackerbau durch die ewigen Rekrutirungen, welche durch die muthwilligen und unaufhörlichen Eroberungskriege veranlasst waren, der arbeitenden Hände beraubt, Handel und Wohlstand gänzlich zerrüttet, das platte Land von Räuberhorden durchzogen, die

Armee verwildert, Verwaltung und Rechtspflege ein Chaos von Abscheulichkeiten.

Dazu das rabenmütterliche Verhältniß Katharina's zu ihrem Sohne, dem Thronfolger Paul*). Sie verachtete und haßte denselben, hielt ihn in drückender und demüthigender Abhängigkeit und reichte ihm nur kärgliche Subsistenzmittel, während ihre Buhler sich im Golde wälzten und von Diamanten klingelten. Hält man dieses bezeigen der Mutter gegen den Sohn mit dem Umstand zusammen, daß Paul, einzelner guter Eigenschaften ungeachtet, im ganzen ein entschiedener Querkopf, ja ein Zweidrittelsnarr war, so könnte man sich

*) Frau von Campan erzählt in ihren Memoiren einen Zug, welcher dieses Verhältniß erschreckend illustrirt. Als der Großfürst Paul im Jahre 1782 den französischen Hof besuchte, fragte ihn Ludwig der Sechszehnte eines Tages, ob es wahr sei, daß er auf die Treue keiner Person seines Gefolges rechnen könne. Der Großfürst erwiderte ohne zaudern vor der sehr zahlreichen Gesellschaft: „Es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich einen treuen Pudel bei mir hätte; denn ich wäre gewiß, Paris nicht zu verlassen, ohne daß meine Mutter den Hund mit einem Stein am Hals in die Seine werfen lassen würde."

überreden, die Angabe des ruſſiſchen Staatskalenders, daß der Großfürſt wirklich der Sohn Peters des Dritten, ſei mehr als eine Fiktion. Aber man vergeſſe nicht, daß Katharina in dem Sohne Soltikows auch ihren Nachfolger ſah. Ein Weib von dieſer brennenden Herrſchſucht muſſte ihr eigenes Kind haſſen, welchem ſie eines Tages Platz machen ſollte, und wäre es auch nur als Leiche.

Dieſer Tag kam, wie ja zum Troſt der gequälten Völker immer wieder ſolche unausweichliche Tage kommen, welche die ſtolzeſten Skepter zerbrechen wie Schilfrohre und die Träger übermüthigſter Tyrannei zum Wurmfraße machen.

Die letzte Zeit Katharina's war für ſie eine ganz glückliche. Eingenebelt in den Weihrauchsdampf, womit die ſklaviſche Huldigung des Adels, dem ſie das Volk zur Plünderung preisgegeben, ihre Perſon umgab, konnte ſie ſich der Täuſchung überlaſſen, daß alles vortrefflich ſtehe und gehe. Die große Spekulation, welche ſie mit der franzöſiſchen Revolution gemacht hatte, war ſehr gut ein-

und ausgeſchlagen. Es war ihr gelungen, Oeſtreich und Preußen gen Weſten, gegen das revolutionäre Frankreich zu hetzen, wodurch ſie im Oſten freie Hand hatte, die Ernte langgepflegter Ränkeſaat einzuheimſen. Oh, die alte ſchlaue Katze verſtand meiſterlich die Kunſt, mittelſt deutſcher Pfoten ſich die polniſchen und türkiſchen Kaſtanien aus dem franzöſiſchen Feuer zu holen. Der Löwenantheil vom polniſchen Raube fiel ihr zu, die Eroberung Finnlands war vorbereitet, der Weg nach Konſtantinopel eröffnet. Mit Wolluſt ſog ſie den mit den feinſten Parfüms der Schmeichelei verſetzten Blutgeruch der Siegesoden ihres Hofdichters Derſhawin ein, welcher in ſeiner Ode auf die gräuelvolle Erſtürmung Warſchau's triumphirend ausrief: „Nur noch einen Schritt thue vorwärts, o Rußland, und die ganze Welt iſt dein!“ (Na czto tiebia sojusz, o Ros, szagni-i wsia twoja wsiellenna).

Im Spätherbſt von 1796 war die Carin ſehr guter Laune. Sie hatte am 4. November (a. St.) die Nachricht von Moreau's Rückzug über den

Rhein erhalten und dem östreichischen Gesandten Kobenzl zu diesem Ereigniß in einem scherzhaften Billet gratulirt, des Inhalts: „Ich eile, der excellenten Excellenz anzuzeigen, daß die excellenten Truppen des excellenten Hofes die Franzosen excellent geschlagen haben.“ Abends erschien sie in ihrer kleinen Eremitage ganz wohlauf und außerordentlich heiter. Sie trieb allerhand Possen mit Leon Narischkin und neckte ihn mit seiner Furcht vor dem Tode und vor Todesnachrichten. Endlich sagte sie, sie verspüre von zu vielem lachen einen leichten Anfall von Kolik, und zog sich etwas zeitiger als sonst zurück. Am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde aufgestanden, ließ sie den ersten Liebhaber Zubow rufen, unterhielt sich mit ihm und that hierauf einige Staatsgeschäfte ab. Dann einige Minuten allein geblieben, wurde sie, im Begriff, aus ihrem Schlafzimmer in ihr Ankleidezimmer zu treten, von einem Schlagfluß zu Boden gestreckt. So fand sie ihr erster Kammerdiener. Man legte sie auf eine Matratze neben dem Fenster und die herbeigerufenen Aerzte wandten Aderlässe, Klystiere

und andere Mittel an, die aber keine Wirkung thaten. Die Carin lebte noch, denn ihr Herz ſchlug, aber ſie vermochte kein Glied zu rühren, konnte weder deuten, noch reden.

Den Palaſt erfüllte die ſchwüle Spannung, welche die Erwartung großer Veränderungen hervorbringt. Die Höflinge legten ihre Mienen zurecht, dem von ſeiner Reſidenz Gatſchina herbeigeholten Großfürſten Paul ein lächeln der Ergebenheit entgegenzutragen. In den Zimmern unter dem Gemache, wo die ſterbende Herrſcherin lag, packte der Günſtling ſeinen Raub zuſammen, um mit dem letzten Athemzug der Carin bereit zu ſein, den Palaſt zu verlaſſen. Trockenen Auges mit den Vorbereitungen zu ſeiner bevorſtehenden Thronbeſteigung beſchäftigt, ſtand Paul am Lager ſeiner Mutter. Sein älteſter Sohn, der Großfürſt Alexander, weinte dagegen heftig und aufrichtig, denn die Großmutter hatte ihn geliebt und ausgezeichnet. Nach einem ſtummen Todeskampf von ſiebenunddreißig Stunden begann Katharina furchtbar zu röcheln. Nachdem dies eine Weile

gedauert, ſtieß ſie einen ſchrecklichen Schrei aus und verſchied. (18. November n. St. 1796.)

Ein Mann, welchem man die Fähigkeit und Berechtigung wohl zuerkennen darf, einen geſchichtlichen Wahrſpruch, zu fällen, Lord Brougham, gab über Katharina dieſes Verdikt: „Ein Weib, bei welchem die Herrſchſucht, vereint mit der gemeinern Verworfenheit menſchlicher Art, alle Spuren der ſanfteren Natur, die ihr Geſchlecht auszeichnet, verwiſcht und ein Bild von herriſchem Talent und wundervoller Feſtigkeit der Seele, alſo Eigenſchaften, welche einen großen Charakter konſtituiren, zurückgelaſſen hat, vereint mit unbändiger Wildheit, gewiſſenloſer Trugſucht, zügelloſer Leidenſchaftlichkeit und all der Schwäche und Schlechtigkeit, die den ſchlimmſten der Sterblichen herabwürdigen können.“ Ein Urtheil, ſtreng und herb wie die — Wahrheit. Und doch hat der eigene Enkel Katharina's, der Car Alexander, welcher ihrer Perſon ſehr zugethan war, ein faſt noch ſtrengeres gefällt, als derſelbe im großen Schickſalsjahr 1812 gegen ſeinen Vertrauten, den engliſchen General

Sir Robert Wilſon, die Aeußerung that: „Ich bin zu beklagen, denn ich habe an meinem Hofe nur wenige Perſonen, die ſich einer geſunden Erziehung und feſter Grundſätze rühmen können. Die Regierung meiner Großmutter hat die höheren Stände meines Reichs vollſtändig korrumpirt, indem ſie ihre Bildung auf die franzöſiſche Sprache, auf franzöſiſche Frivolitäten und Laſter beſchränkte.“

Unſeres großen Sehers tiefſinnig Wort vom „fortzeugenden Fluch der böſen That“ ſollte ſich an Katharina's Sohn und Nachfolger tragiſch erfüllen .... Die Carin hatte dafür geſorgt, daß Paul ihren Ausgang mit brennender Sehnſucht erwarten muſſte. Sie hatte ihm eine ſorgfältige, wenn auch liebeleere Erziehung angedeihen laſſen, aber ſie hatte mit Unerbittlichkeit jede Bethätigung ſeiner etwaigen Gaben im Staatshaushalt abgewehrt und ihn bei jeder Gelegenheit ſeine Abhängigkeit bitterlich fühlen laſſen. Er hatte draußen in Gatſchina mit ſoldatiſchen und anderen Wunder-

lichkeiten ſeine Zeit todtgeſchlagen, brütend ob ſeinem Haſſe gegen die Günſtlinge ſeiner Mutter und, weil er aus dieſer Günſtlingswirthſchaft einen voreiligen Schluß auf das ganze ruſſiſche Volk zog, in eine unſägliche Verachtung gegen das Land ſich hineinreizend, welches er künftig zu regieren berufen war. Rechnet man hierzu noch einen Zug zopfiger Romantik im Charakter Pauls, einen Zug, deſſen donquijotiſche Aeußerungen wieder mit denen einer bis ins kleinſte und kleinlichſte gehenden Polizeipedantereiwuth abſonderlich verquickt waren, ſo wird man ſich unſchwer vorſtellen können, was für ein Weſen am Hofe von St. Petersburg anhob, als Paul aus der Stellung abſoluter Nichtsgeltung plötzlich zum Vollbeſitz abſoluter Macht überſprang.

Der neue Car brachte auf den Thron den redlichen Willen mit, die offen zu Tage liegenden Schäden der Regierung ſeiner Vorgängerin zu heilen. Aber er überſah dabei von vorneherein, daß Rußland, ſo, wie es war, ohne Beihilfe der ruſſiſchen Ariſtokratie nicht zu regieren ſei, und

gerade gegen dieſe hegte er ein Miſſtrauen, eine Verachtung und einen Haß, wozu ein Mann, der ſich für den Sohn Peters des Dritten hielt, allerdings berechtigt war. Allein ein Car aller Reußen, der im Jahre 1796 den Thron beſtieg, durfte ſich von dieſen Gefühlen nicht beherrſchen und beſtimmen laſſen, falls er Car aller Reußen bleiben wollte. „Que voulez-vous, Monsieur le comte? La tyrannie tempérée par l'assassinat c'est notre — Magna Charta.“ Was half es dem armen Paul, daß er ſich in ſeinen Michailspalaſt, der mehr Feſtung als Palaſt war, ſo zu ſagen einmauerte? Die ruſſiſche „Magna Charta“ wuſſte ſich dort nicht weniger geltend zu machen, als ſie draußen im Landhauſe Ropſcha ſich geltend gemacht hatte.

Katharina hatte den erſchlichenen und uſurpirten Thron glücklich bis zu ihrem Tode behauptet, weil ſie die Ruſſen zu behandeln verſtand, weil ſie mit der Ariſtokratie ſich abgefunden und weil ſie den Zauber ihrer genialen Perſönlichkeit überall wirkſam walten zu laſſen wuſſte. Außerdem hatte

ſie dem ruſſiſchen Ausbreitungs- und Eroberungstrieb, welcher ihrer eigenen Herrſchſucht ſo gleichartig war, mit blendenden Erfolgen geſchmeichelt. Der Unterſchied zwiſchen ihrer Regierung und der ihres Nachfolgers muſſte ſich demnach bald als ein unermeſſlicher herausſtellen. An die Stelle eines von einem beſtimmten Gedanken geleiteten und dabei durch weibliche Anmuth gleichſam vergoldeten Deſpotismus trat ein ſchwankender, fahriger, immer grillenhafter, oft geradezu verrückter.

Es geſchahen unter Pauls Regierung in Rußland Dinge, die unglaublich und doch wahr ſind. Nur ein Beiſpiel: — Der Oberſt eines Garderegiments hatte in einem ſeiner Rapporte an den Kaiſer einen Offizier, von welchem gemeldet wurde, daß er im Lazareth in den letzten Zügen läge, als todt aufgeführt. Paul ſtreicht denſelben eigenhändig aus der Regimentsliſte. Aber unglücklicher Weiſe ſtirbt der Mann nicht, ſondern kommt wieder auf. Der Oberſt überredet ihn, ſich für einige Zeit auf ſeine Güter zurückzuziehen, bis ſich eine Gelegenheit fände, die Sache gutzumachen.

Der Offizier geht darauf ein; allein seine Erben haben die amtliche Anzeige seines Todes gelesen, wollen ihn schlechterdings nicht als lebendig anerkennen und verlangen, trostlos über den Verlust ihres Verwandten, in den Besitz seiner Güter eingesetzt zu werden. Der offiziell Todte und wirklich Lebendige merkt, daß ihm ein zweiter Tod und zwar nicht nach Befehl, sondern vor Hunger bevorstände, reis't nach Petersburg zurück und legt dem Kaiser die ganze Geschichte in einer Bittschrift dar. Paul schreibt auf den Rand derselben: „Maßen über den Herrn Offizier bereits ein allerhöchster Befehl erlassen wurde, so wird ihm seine Bitte — (um Wiederbelebung, d. h. amtliche Anerkennung seines Lebendigseins) — als unstatthaft abgeschlagen." Carismus locutus est.

Wie im Innern, so experimentirte Paul auch nach außen in einer Weise, deren für Rußland bedenkliche Folgen bald um so auffälliger hervortreten mußten, als gerade damals Bonaparte, der zugleich kühnste und kühlste Rechner, seine Europa umwühlende Laufbahn begonnen hatte.

Die ruſſiſche Ariſtokratie konnte es nicht ertragen, daß das durch Katharina ſo lange behauptete Uebergewicht ihres Landes durch Paul einem vollſtändigen Ruin entgegengeführt wurde und daß ihre Exiſtenz, ihr Einfluß, ihr Beſitz, ihr Anſehen durch die täglich und ſtündlich wechſelnden Launen des Kaiſers unberechenbaren Gefahren bloßgeſtellt waren. Sie gewöhnte ſich, den Caren als einen Wahnſinnigen anzuſehen, und man muß geſtehen, nicht ohne Grund; denn, lichte Zwiſchenpauſen abgerechnet, ſprach und handelte Paul wie ein ſeines Verſtandes Beraubter. In Wahrheit, ſein Regiment war tollgewordener Abſolutismus, der ſelbſt ſeine tüchtigſten Werkzeuge nicht ſchonte. Ich erinnere nur daran, wie roh undankbar Paul den von ganz Rußland angebeteten Suwarow zu Tode kränkte.

Schon im Jahre 1800 hatte ſich in den vornehmen Kreiſen der ruſſiſchen Hauptſtadt die Ueberzeugung gebildet, daß es ſo nicht länger fortgehen könnte und daß man ein Ende machen müſſte. Dieſe Ueberzeugung geſtaltete ſich raſch zu einer

Verſchwörung. Mittelpunkt derſelben war der Graf Peter Ludwig von Pahlen, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich Generaldirektor der Poſten, Generalgouverneur von Petersburg und Haupt der geheimen Polizei. Seine erſten Mitverſchworenen waren der Vicekanzler Graf Panin, ein Neffe des Panin von 1762, der Admiral Rivas und der General Talyzin. Nach und nach wurden dann in das Komplott eingeweiht die Brüder Platon, Valerian und Nikolaus Zubow, der General Bennigſen, mehrere andere Generale, Oberſten und Subalternoffiziere. Die Anzahl der Verſchworenen wurde ſo groß, daß das Geheimniß kaum bewahrt werden konnte und ein ziemlich beſtimmtes Gerücht von der Verſchwörung dem Caren zu Ohren kam. „Ich weiß, — ſagte er zu Pahlen — daß man mir an das Leben gehen, daß man mir das Schickſal meines Vaters bereiten will.“ Aber Pahlen, dem der verblendete Fürſt unbedingt vertraute, beſchwichtigte ebenſo liſtig als kühn die Beſorgniſſe ſeines Gebieters und beeilte die Ausführung des Anſchlags.

Wir wollen zur Ehre der menſchlichen Natur annehmen, daß die Abſicht Pahlens und der beſſeren ſeiner Mitverſchwörer nur auf die Thronentſetzung Pauls abzweckte, — eine Annahme, die um ſo ſtatthafter iſt, als der Großfürſt-Thronfolger Alexander ſoweit mit dem Plane einverſtanden war. Dieſes Einverſtändniß Alexanders iſt eine Thatſache, welche einem Zweifel nicht unterliegt. Pahlen, ein Meiſter der Intrike, hatte es verſtanden, dem Kaiſer Argwohn gegen ſeinen Sohn und dieſem Miſſtrauen gegen den Vater einzuflößen. Er bewies dem Thronfolger, daß Paul des Throns entſetzt werden müſſte, wenn das Reich nicht zu Grunde gehen ſollte, und verſtärkte die Beweiskraft ſeiner Gründe durch Vorzeigung eines geheimen Verhaftsbefehls, welchen der Car auf gewiſſe Fälle hin gegen ſeine beiden älteſten Söhne Alexander und Konſtantin ausgeſtellt und ihm, dem Grafen Pahlen, anvertraut hatte. Es iſt gewiß, daß Alexander nur nach längerem ſträuben ſeine Einwilligung in die Abſetzung ſeines Vaters gab; aber es iſt auch gewiß, daß er ſie gab.

Bei ſeiner Sinnesweiſe iſt mit Beſtimmtheit zu ſagen, daß er ſich von dem Leiter der Verſchwörung alle denkbaren Garantieen für das Leben des Caren geben ließ; aber konnte er, alles zuſammengehalten, an die Möglichkeit ſolcher Garantieen glauben? Er muß es gekonnt haben, denn er glaubte wirklich daran.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 wurde der Schlag geführt. Die Verſchworenen ſpeiſten Abends bei ihren verſchiedenen Führern und verſammelten ſich dann beim General Talyzin, wo Pahlen ſie anſprach und die letzten Verabredungen getroffen wurden. Bennigſen und die Zubows ſollten die Ausführung des Hauptmoments der beabſichtigten Palaſtrevolution übernehmen, d. h. der Perſon des Kaiſers ſich bemächtigen und denſelben zur Abdankung zwingen. Von einem Morde wurde natürlich mit keiner Silbe geſprochen und es iſt möglich, daß ſogar Pahlen jetzt noch der Selbſttäuſchung ſich hingab, die Thronveränderung

würde ſich ohne einen ſolchen bewerkſtelligen laſſen. Aber wer dieſe von Haß entflammten und überdies halb oder ganz von Wein trunkenen Verſchwörer hätte betrachten können, als ſie ſich anſchickten, nach dem michailow'ſchen Palaſt aufzubrechen, würde ohne Zweifel in den Blicken der meiſten den Entſchluß geleſen haben, Paul den Erſten nicht ſchonender zu behandeln, als Peter der Dritte behandelt worden war.

Die Rollen waren ſo gut vertheilt, alle Veranſtaltungen ſo umſichtig getroffen worden, daß das gelingen des Unternehmens zum voraus geſichert war. Dennoch behielt ſich, wie bekannt, der ſchlaue Pahlen für die Möglichkeit eines Fehlſchlags eine Hinterthüre offen, indem er für ſeine Perſon ſich wohl hütete, in dem michailow'ſchen Palaſt früher zu erſcheinen, als alles vorüber war .... Ohne irgendwelchen nennenswerthen Widerſtand zu finden, gelangte eine auserleſene Bande der Verſchwörer bis in das Schlafgemach und vor das Bett des ſchlafenden Kaiſers. Aus welchen Perſonen dieſe Bande beſtand, darüber

herrſcht Widerſpruch in den Angaben der Quellen; jedoch kann mit ziemlicher Sicherheit berichtet werden, daß die eigentliche Sturmkolonne des Komplotts zuſammengeſetzt war aus den Brüdern Platon, Valerian und Nikolaus Zubow — (einer der beiden letzteren hatte noch mit dem Caren zu Nacht geſpeiſt) — ferner aus den Generalen Bennigſen und Tſchitſcherin und den Gardeoffizieren Manſurow, Tatarinow, Skariatin und Yaſchwil. Daß wenigſtens der eine oder andere dieſer Männer, vorab Bennigſen, auf das äußerſte gefaſſt und zum äußerſten entſchloſſen war, darüber läſſt der Verlauf der folgenden Scene keinen Zweifel übrig. Dieſe Leute waren keineswegs gutmüthige Phantaſten und Idealiſten, wie der Großfürſt-Thronfolger Alexander damals und noch etliche Jahre lang ſpäter einer geweſen iſt.

In großer Uniform, die Hüte auf dem Kopfe und die Degen in der Hand, treten Fürſt Zubow und General Bennigſen vor das Bett des überfallenen Kaiſers und ſagen: „Sire, Sie ſind verhaftet.“ Der Ueberraſchte, Beſtürzte richtet ſich

auf und fragt, was denn das zu bedeuten habe, worauf man ihm ſagt, daß er der Krone entſagen müſſe. Paul ſchweigt, kochender Bruſt, und die Farben wechſeln ſchnell auf ſeinem Geſicht. Alſo Bennigſen wieder: „Sire, bedenken Sie, es handelt ſich um Ihr Leben, falls Sie ſich nicht darein fügen, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen.“ In dieſem Augenblick entſteht ein Geräuſch an der Thüre. Bennigſen geht, ſie zu verſchließen. Dies benützt der Car, um aus dem Bett und hinter einen großen Ofenſchirm zu ſpringen. Einer der Offiziere eilt ihm nach und packt ihn an der Kehle. Bei dem dadurch entſtandenen Tumult muß das Licht verlöſcht ſein. Man iſt im Dunkel und Bennigſen ſagt noch einmal: „Sire, unternehmen Sie nichts, es handelt ſich um Ihr Leben.“ Paul hat ſich von der Fauſt ſeines Angreifers losgemacht und ſchlüpft hinter die Fahnen der Garderegimenter, welche ſtets in ſeinem Schlafzimmer ſtehen, und hinter den Fahnen weg ins Kamin, in deſſen Rauchfang er eine Strecke weit emporklimmt.

Einen Augenblick glauben die Verſchworenen, ihr Opfer ſei entwiſcht, und laufen rathlos durcheinander. Aber man bringt Licht, bei deſſen Scheine der Car im Kaminſchlot entdeckt wird. Man faſſt ihn bei den Beinen und zieht ihn herab und heraus. Folgt nun ein wildgroteſkes Vorſpiel zur Tragödie. Paul, wie jedermann weiß, eine abſchreckend häſſliche Figur, ſteht im bloßen Hemde, über und über berußt, inmitten der Verſchwörer und hebt an zu peroriren und zu geſtikuliren. Sie ergötzen ſich und lachen eine Weile über ſein Ausſehen und Gebaren. Dann aber zwingen ſie den Halbnackten, ſich an einen Tiſch zu ſetzen und die von ihnen mitgebrachte Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. Während er dies thut, ſagt Bennigſen zu den andern: „Messieurs, on ne peut pas faire d'omelette sans casser des oeufs.“ Damit war das Stichwort gegeben. Yaſchwil ſchlägt den Kaiſer zu Boden. Er rafft ſich noch einmal auf und ringt mit den auf ihn eindringenden Mördern verzweifelt um ſein Leben. Aber ſie werfen ihn nieder, bringen ihn unter ſich, Skariatin

ſchlingt ſeine Offiziersſchärpe um den Hals des Ueberwältigten und der Graf Nikolaus Zubow vollzieht mittels derſelben die Erdroſſelung. . . . . Wäre bei ſo ſchrecklichem ein Scherz geſtattet, müſſte man ſagen, daß die Caren aller Reußen vollwichtige Urſache hätten, Servietten und Schärpen zu ſcheuen.

Valerian Zubow begab ſich von der Mordſtätte weg zu dem Großfürſten Alexander und meldete dieſem, Kaiſer Paul der Erſte habe der Regierung entſagt und ſei — geſtorben. Natürlich konnte der Prinz bei ſo bewandten Umſtänden keinen Augenblick im Zweifel ſein, daß man ſeinen Vater habe ſterben gemacht. Wurden doch die Einzelnheiten des Mordes binnen wenigen Stunden in ganz Petersburg bekannt, da mehrere der Mörder ihrer Miſſethat ganz offen und praleriſch ſich rühmten. Alexander gerieth in Verzweiflung und brach in ein krampfhaftes ſchluchzen aus. Aber Pahlen entriß ihn der Hingabe an ſeinen aufrichtigen Schmerz, indem er ihn mit den Worten: „Dies kindiſche weinen hat lange genug gedauert; es iſt Zeit, daß

Sie die Regierung antreten!“ fortzog, um den vor dem Winterpalaſt aufgeſtellten Truppen den neuen Kaiſer vorzuſtellen.

Alexander der Erſte iſt jedoch den ſchwarzen Schatten, welchen der von ihm wenigſtens mittelbar zugelaſſene furchtbare Ausgang ſeines Vaters in ſein Daſein geworfen, nie wieder losgeworden. Ohne daß er mit vorragenden Talenten und außergewöhnlichen Eigenſchaften begabt geweſen wäre, haben ihm ſeine Stellung und die Gunſt der Umſtände eine weltgeſchichtliche Rolle von höchſter Bedeutung zugewandt. Aber der als „Befreier Europa's“ Bejubelte war kein Glücklicher, denn ein Wurm, der nicht ſtarb, nagte ihm am Herzen. Er konnte nie und nimmer die Nacht vom 23. März 1801 vergeſſen. Auch ſein Privatleben war nicht glücklich. Der General Friedrich von Gagern hat in ſeinem unſchätzbaren Reiſetagebuch aus Rußland vom Jahre 1839 folgendes erzählt: „Kaiſer Alexander behandelte ſeine Frau mit Achtung und hatte auch Freundſchaft für ſie; aber die Kaiſerin war nicht klug genug oder zu ſehr Weib, um ſeine

kleinen Untreuen zu verzeihen oder keine Kenntniß davon haben zu wollen. Sie boudirte, refuſirte und ſo gewöhnte ſich der Kaiſer an die gänzliche Trennung. Er attachirte ſich an Madame Nariſchkin, eine Polin — Polonaise, wie mein Berichterſtatter ſagte, donc belle, gracieuse et intriguante. Er hatte von dieſer eine einzige Tochter, lebte mit ihr wie mit ſeiner Frau und brachte ſeine Abende bei ihr zu. Einſtens überraſchte er Madame Nariſchkin in den Armen des Grafen Branitzky. Dieſer klagte ſich an, machte den Zerknirſchten, ſagte, er wolle ſich auf ewig aus dem Angeſichte des Kaiſers verbannen u. ſ. w. Der Kaiſer ganz gelaſſen: Comte Branitzky, ma voiture est à la porte, suivez-moi. Und als ſie zuſammen im Wagen ſaßen, fuhr der Kaiſer fort: Vous avez détruit mon bonheur domestique, mais ne craignez rien; je ne veux pas même que vous éloigniez de la cour. Vous avez fait votre métier d'homme, et à votre place j'aurais peut-être fait autant, je vous pardonne. Quant à Madame Narischkin, elle m'a trahi,

je ne puis plus l'aimer ni l'estimer; mais parce-qu'elle est la mère de mon unique enfant, je ne veux pas la quitter. Dieſe Tochter ſtarb, als ſie elf Jahre alt war. Der Kaiſer ſah das als eine Strafe des Himmels an und wurde bigot und mystique. Der Tod der Tochter zerriß das Band, das ihn an Madame Nariſchkin knüpfte. In den folgenden Jahren hatte er nur noch petites-filles de toutes les nations, die er oft wechſelte und die mit ſchweren Bußübungen Hand in Hand gingen." .... Weltmüde und menſchenſcheu iſt der Car am 1. December 1825 zu Taganrog geſtorben, nachdem ihm ſeine letzten Tage noch verbittert worden waren durch das wiſſen vom beſtehen einer Verſchwörung in der Armee, ganz ähnlich der, welche ſeinem Vater Krone und Leben geraubt hatte ....

„And thou, who never yet of human wrong
Left the unbalanced scale, great Nemesis!"

II.

Mathilde,

Königin von Dänemark.

Am 5. Auguſt des Jahres 1737 wurde in der alten Saaleſtadt Halle dem ſtrenggläubigen Paſtor Struenſee, welcher ſpäter als erſter Prediger nach Altona und dann im Jahre 1760 als Generalſuperintendent von Schleſwig-Holſtein nach Rendsburg kam, ein Sohn geboren, dem er bei der Taufe die Namen Johann Friedrich gab. Am 29. Januar 1749 gebar die erſte Gemahlin des Königs Friedrichs des Fünften von Dänemark einen Prinzen, welcher unter dem Namen Chriſtians des Siebenten der Nachfolger ſeines Vaters ward. Am 22. Juli 1751 gebar Auguſte von Sachſen-Gotha, die Witwe des kurz zuvor geſtorbenen Prinzen Friedrich von Wales, älteſten Sohnes Georgs des Zweiten, eine Prinzeſſin, welche den Namen Mathilde erhielt*).

*) Der vorliegende Eſſay iſt i. J. 1860 geſchrieben worden. Seither erſchien die bekannte Arbeit von

Wer hätte dieſen drei Kindern an ihren Wiegen geſungen, wie unheilvoll ihre Schickſale ſich verknüpfen ſollten! Dieſe Verknüpfung iſt ein vollſtändiger Roman; aber ein Roman mit tragiſchem Ausgang, alſo einer jener Romane, wie nicht die Phantaſie, ſondern die Muſe der Geſchichte ſie zu dichten pflegt, einer jener wahrhaft und wirklich hiſtoriſchen Romane, deren Ausgang nicht der Hochzeitsjubel, ſondern Mord und Entſetzen be-

---

L. F. Flamand und auf dieſe, ſowie auf bis dahin ungedruckte Originalakten baſirte G. F. von Jenſſen-Tuſch ſein Buch „Die Verſchwörung gegen die Königin Mathilde von Dänemark" (1864). In der Vorrede hat der Verfaſſer gegen meine Auffaſſung und Darlegung der Beziehungen zwiſchen Struenſee und Mathilde polemiſirt. Aber gerade das fleißige Buch des Herrn von Jenſſen-Tuſch hat mich in meiner Anſicht nur beſtärkt, ſo beſtärkt, daß ich mich nicht dazu verſtehen kann, von meinem Text auch nur ein Jota wegzuthun. Es muſſte ja, alles zuſammengehalten, zwiſchen Mathilde und Struenſee ſoweit kommen, wie es gekommen iſt. Der angebliche Sterbebettbrief Mathilde's, welcher, an ihren Bruder, König Georg den Dritten, adreſſirt, ihre Schuldloſigkeit bezeugen oder gar beweiſen ſoll, trägt den Stempel der Unechtheit an der Stirne und iſt weiter nichts als ein noch dazu ſehr ungeſchickt gemachtes Fabrikat der engliſchen Hofpubliciſtik.

zeichnet und wo ſchließlich ſtatt des Brautbettes das Schaffot aufgeſchlagen wird. Die Weltgeſchichte iſt kein kotzebue'ſches Luſtſpiel, wohl aber eine ſhakſpeare'ſche Tragödie.

Unter den vielen durch den tollen Traum eines germaniſch-römiſchen Kaiſerthums veranlaſſten Unterlaſſungsſünden unſerer mittelalterlichen Kaiſer iſt das Verſäumniß, Dänemark, dieſes natürliche Zubehör und Anhängſel Deutſchlands, entſchieden und nachhaltig zu germaniſiren, eine der beklagenswertheſten und in ihren Folgen bis auf den heutigen Tag herab ſchmerzlichſten geweſen. Dänemark war mit den deutſchen Herzogthümern Schleſwig-Holſtein-Lauenburg zu groß zum ſterben, ohne dieſelben iſt es zu klein zum leben. Die däniſche Eitelkeit, bekanntlich ein koloſſales Ding und die vorragendſte Eigenſchaft des däniſchen Nationalcharakters, wird das nicht zugeben wollen, es iſt aber dennoch eine unbeſtreitbare Thatſache. Man betrachte die ganze Geſchichte Dänemarks und überall wird ſie ſich als die eines auf lauter Zufälligkeiten begründeten, in ſich kern- und halt-

loſen Staats darſtellen. Dänemark hat viele tüchtige, ſogar etliche geniale Männer hervorgebracht, keine Frage; aber ſelbſt in den größten Ekſtaſen ſeiner Eitelkeit konnte es niemals mit Ueberzeugung von ſich ſagen, was jener alte Norweger zu dem brutalen Bekehrer Olaf ſagte: „Ich glaube an mich!“ Daher war Kopenhagen von jeher, was es noch heute iſt: ein Lieblingsſchauplatz diplomatiſcher Intrikenſpiele. Nicht weniger aber auch die Stätte haſtig und fahrig unternommener politiſcher Experimente, welche den Staat zwiſchen ultradeſpotiſchen und ultraliberalen Extremen hin- und herwarfen.

Bis ins neunzehnte Jahrhundert herab war in Dänemark das deutſche Kulturelement das herrſchende, und alles, was dort an wirklicher Bildung vorhanden, iſt deſſhalb deutſch in Weſen und Form. Die deutſche Geiſtesobmacht war auch bis zur neueſten Zeit unter den Dänen ſo anerkannt, daß die bedeutendſten Männer ihrer Literatur, die Baggeſen, Oehlenſchläger, Hauch und Anderſen, ihren größten Stolz darein ſetzten,

deutſch zu ſchreiben und in der deutſchen Literatur mitzuzählen. Wäre Deutſchland eine politiſche Macht geweſen, ſtatt eine „Nation von Denkern“ zu ſein, ſo hätte dieſes für Dänemark ſicherlich nur heilſame Verhältniß nie in Frage geſtellt werden können. So aber zogen in Kopenhagen die deutſchen Einflüſſe, weil ſie eben nur ideelle waren, gegenüber den materiellen der ruſſiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Politik ſtets den kürzern, und wie neueſtens Ruſſen, Franzoſen und Engländer, wenn es galt, Deutſchland zu benachtheiligen, in däniſchen Dingen ſich am Ende recht wohl zu vertragen wuſſten, hat das ſchandbare londoner Protokoll von 1852 ſattſam bewieſen. Freilich, auch zwei deutſche Großmächte haben ſich nicht geſcheut, ihre Namen unter dieſes Aktenſtück zu ſetzen, welches deutſche Volksſtämme mit gebundenen Händen der von Ruſſland, Frankreich und England inſpirirten däniſchen Brutalität überlieferte.

Faul war an Dänemark mehr als etwas auch ſchon zur Zeit König Friedrichs des Fünften,

welcher durch ſeine zweite Heirat mit Juliane von Braunſchweig, die ihm den an Körper und Geiſt nur halbfertigen Prinzen Friedrich gebar, ein weiteres böſes Verhängniß in ſein Haus brachte. Denn das über die maßen ehr- und herrſchſüchtige Weib konnte von Anfang an den Gedanken nicht ertragen, daß dereinſt nicht ihr Sohn, ſondern der einer andern, ihrer Vorgängerin, den Thron einnehmen ſollte. Und Juliane war zu fürchten, denn obzwar beſchränkten Geiſtes, verſtand ſie doch zweierlei: — die Kunſt, zu haſſen, und die noch ſchwerere, Zeit und Gelegenheit zur Befriedigung ihres Haſſes abzuwarten. Sie haſſte ihren Stiefſohn Chriſtian und es ſollte eine Stunde kommen, wo dieſer lange hinuntergewürgte Haß zu offenem Triumph ausſchlug.

Es iſt eine der bedeutſamſten, aber immer noch zu wenig betonten Thatſachen des 18. Jahrhunderts, daß vom Beginne deſſelben an bis gegen die Epoche der großen Eruption von 1789 hin die Völker durch die Fürſten zum revolutionsmachen recht eigentlich angeleitet wurden. Die

ganze bezeichnete Periode erfüllte der Tumult des wühlens und umwälzens von oben herab. Die Reste der mittelalterlich-ständischen Verfassungen standen einem absoluten Monarchismus im Wege, wie solchen Ludwig der Vierzehnte zu einem verlockenden Muster und Vorbild gemacht hatte. Daher überall, selbst England nicht ausgenommen, das revolutionäre streben der Herrscher, die ständischen Rechte auf leere Formen zurückzuführen oder auch ganz zu vernichten, um die souveräne Willkür der fürstlichen Persönlichkeit zum einzigen Motiv des Staatslebens zu machen. Jedermann weiß, daß diese monarchische Wühlerei mit sehr wenigen Ausnahmen vollständig gelang. Ebenso, daß ungefähr vom Jahre 1740 an der so begründete Despotisme brutal zum „Despotisme éclairé“ sich umwandelte, dessen Helle freilich in vielen Fällen nur die eines jämmerlichen Pfenniglichtes war. Man hat überhaupt den sittlichen und politischen Gehalt des vielgepriesenen „aufgeklärten Despotismus“, selbst des von einem großen Fritz gehandhabten, nach seinem wahren Werth erst

dann ſchätzen gelernt, als er, von 1792 bis 1806, von Valmy bis Jena, im Zuſammenſtoß mit der revolutionären Volkskraft ſo jämmerlich zu ſchanden geworden war.

Auch in Dänemark hatte eine Revolution von oben herab ſtattgefunden (1660), welche die ſtändiſche Verfaſſung vernichtete, die Privilegien des Adels nur noch dem Volke, nicht mehr der Krone gegenüber aufrecht erhielt und den unbeſchränkteſten Sultanismus herſtellte. Indeſſen der däniſche Sultan, König Friedrich der Fünfte, war mehr nur ein ſcheinbarer als wirklicher. Je nachdem die Vertreter der fremden Höfe zu Kopenhagen über mehr diplomatiſche Feinheit oder auch über mehr diplomatiſche Brutalität, über mehr Gewandtheit im Ränkeſpiel oder auch über mehr Geld zu verfügen hatten, war die Macht bald beim ruſſiſchen bald beim franzöſiſchen Geſandten, mitunter auch beim engliſchen, welche abwechſelnd die däniſchen Miniſter und durch dieſe den König gängelten oder kommandirten. Wie da gewirthſchaftet wurde, läſſt ſchon der Umſtand errathen, daß gegen 1400

französische Abenteurer, meist von der niedrigsten Sorte, im dänischen Civil- und Militärdienst angestellt waren. Der Gesandte Frankreichs hatte dem König unter anderen vortrefflichen Franzosen auch einen Künstler empfohlen, der eine Statue des Fürsten anfertigte, welche nach und nach 700,000 Thaler kostete, ohne fertig zu werden. Als Friedrich der Fünfte i. J. 1766 starb, befand sich der Staat in trostloser Zerrüttung. Heer und Flotte verkommen, die Staatsschulden furchtbar angeschwollen, die Steuerkraft des Landes erschöpft, die Sitten der höheren Klassen verpestet, die unteren ausgesogen, verarmt und murrend. In dieses Chaos von Frivolität, Noth und Unzufriedenheit sollte der erst siebzehnjährige neue König Ordnung bringen. Man hoffte auf ihn als auf einen Regenerator Dänemarks.

Die auf Kronprinzen gestellten Hoffnungen unglücklicher Völker sind, wie das in der Natur der Sache liegt, gewöhnlich so überstiegen, daß

ſie ſchlechterdings nicht in Erfüllung gehen können. Chriſtian der Siebente jedoch hatte als Kronprinz in der That zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtigt. Er war unter ſtrenger, vielleicht nur zu ſtrenger Leitung zu einem wohlgeſtalteten, geiſtig aufgeweckten und gebildeten Jüngling herangewachſen. Wir legen nicht ſehr großen Werth darauf, daß der Prinz zu Anfang des Jahres 1763 in Gegenwart des Königs und der höchſten Staatsbeamten in den wiſſenſchaftlichen und literariſchen Diſciplinen „mit beſtem Erfolg und großem Beifall“ ein Examen beſtand. Man weiß ja, wie es bei ſolchen Prüfungen herzugehen pflegt. Dagegen betonen wir, daß der engliſche Geſandte im März 1764 an ſeinen Hof über den Prinzen berichtete: „Er hat ein angenehmes und männliches äußere, eine ausgezeichnete und einnehmende Geſtalt, eine mit Würde verbundene Gewandtheit und Umgänglichkeit“ — und daß der franzöſiſche Geſandte wenige Tage vor dem Tode Friedrichs des Fünften nach Paris ſchrieb: „Der Kronprinz iſt ſehr liebenswürdig und von einnehmendem

äußern. Er beſitzt Feinheit, Geiſt und Klugheit. Man hat ihn ſehr gut erzogen und mit Erfolg unterrichtet. Er verſteht vollkommen däniſch, deutſch, franzöſiſch und ſo ziemlich lateiniſch.“

Freilich iſt das hier dem Prinzen geſpendete Lob einer guten Erziehung ſofort zu beſchränken, denn man hatte dabei unabſichtlich oder abſichtlich die Hauptſache vergeſſen, nämlich den jungen Menſchen für ſeine künftige Beſtimmung zu erziehen. Man hatte ihm keine Gelegenheit gegeben, ſich über die Zuſtände des Landes zu unterrichten, welches er künftig als abſoluter Monarch regieren ſollte: er hatte, bevor er König wurde, niemals mit öffentlichen Geſchäften ſich befaſſt, ja ſogar niemals einer Rathsverſammlung angewohnt. Man hatte auch unterlaſſen, ein lebhaftes Bewuſſtſein ſeiner Pflichten in ihm zu erwecken und zu befeſtigen. Es war viel natürliche Begabung in ihm, ſelbſt ein Stück Genialität, er wuſſte auch etwas, manches ſogar; aber er wuſſte gerade das nicht, was er am meiſten hätte wiſſen ſollen. Ihm mangelte die Kenntniß vom Ernſte des Lebens, von der

Bedeutung der Arbeit und der Pflicht und — er hatte das Unglück, mit siebzehn Jahren ein unumschränkter König zu werden. Ob als unreifer oder als überreifer Knabe auf den Thron gelangt, gleichviel, das allein schon musste ausreichen, ihn zu Grunde zu richten.

Im Vorgefühle herannahenden Todes hatte Friedrich der Fünfte lebhaft gewünscht, den Kronprinzen verheiratet zu sehen, und die zu diesem Zwecke begonnenen Unterhandlungen mit dem englischen Hofe waren i. J. 1765 in lebhaftem Gange. Es war nämlich zur Braut Christians die damals vierzehnjährige, schöne, anmuthige und geistvolle Prinzessin Mathilde ausersehen worden, Schwester König Georgs des Dritten. Im Juli genannten Jahres kam das Porträt des jungen Mädchens von London herüber und wurde über dem Schreibtische des dänischen Kronprinzen aufgehangen. Er betrachtete es „mit Vergnügen" und gab seinen Beifall und seine Zustimmung „in Ausdrücken des Entzückens" zu erkennen. Auch noch im Mai 1766, als er bereits König

war, erwartete Christian, wie es schien, von dieser Verbindung sein Lebensglück. Der englische Gesandte schrieb damals: „In diesem Augenblick wünscht der König ungeduldig die Vollziehung seiner Heirat, und da er bis jetzt nicht in anderer Weise eingenommen ist, so hat man alle Ursache zu glauben, er werde zufrieden sein, in dieser Verbindung sein Glück zu finden."

Im Spätherbst von 1766 kam die fünfzehnjährige Braut in Kopenhagen an. Ihr auftreten war ein sehr gewinnendes und höchst erfreut berichtete der englische Gesandte: „Die Prinzessin scheint überall, wo sie sich zeigt, Beifall und Liebe zu gewinnen, und ihre näheren Umgebungen preisen einstimmig und aufs höchste ihre Gemüthsart und ihr benehmen." Das englische Kabinett traute aber diesem Enthusiasmus doch nicht so ganz. Die Jugend der Prinzessin musste um so mehr Besorgniß erwecken, da auch der König, ihr Gemahl, doch so zu sagen noch ein Kind war. Es erging daher vom Hofe von St. James an den englischen Agenten in Kopenhagen als

Antwort auf deſſen obige Auslaſſung die warnende Aeußerung: „Ihre Majeſtät tritt in den wichtigſten Abſchnitt ihres Lebens. Sie iſt in ſo zartem Alter faſt einſam in einen fremden, weiten Ocean hinausgeſchleudert, wo es nöthig ſein dürfte, die höchſte Sorgfalt und Klugheit anzuwenden und mit beſonnener Genauigkeit zu ſteuern, damit ſie zugleich die Liebe ihres Hofes und Volkes gewinne und die Würde der hohen Stellung zu bewahren wiſſe, zu welcher die Vorſehung ſie berufen hat".

Die Warnung war nicht ohne Grund. Es drängt ſich die Annahme auf, daß Chriſtian in der Zeit zwiſchen ſeiner Verlobung und Vermählung doch „in anderer Weiſe eingenommen worden ſei." Wie wäre das auch anders möglich geweſen, da den aus der Schulſtube plötzlich auf den Thron erhobenen jungen König die höfiſche Gemeinheit und Betriebſamkeit gewiß mit Verſuchungen umgeben hat, welchen ein bisher ſtreng gehaltener und dann ohne Vorbereitung zum Vollgenuſſe der Macht gelangter Knabe von ſiebzehn Jahren unſchwer erliegen muſſte? Alles zuſammengehalten,

ſtehe ich nicht an, zu behaupten, daß gerade zur bezeichneten Zeit die ſchlimmſten Einflüſſe auf die Sinne und den Geiſt des jungen Fürſten geübt worden ſein müſſen, und das folgende beſtätigt meine Behauptung. Am 8. November 1766 fand die Vermählung Chriſtians des Siebenten mit Mathilde ſtatt und ſchon am 25. November hatte der ſcharfblickende franzöſiſche Geſandte Ogier Veranlaſſung, nach Paris zu berichten: „Die Prinzeſſin hat auf das Herz des Königs faſt gar keinen Eindruck gemacht und würde auch bei noch größerer Liebenswürdigkeit daſſelbe Schickſal gehabt haben. Denn wie könnte ſie einem jungen Fürſten gefallen, der alles Ernſtes glaubt, es gehöre nicht zum guten Ton (n'est pas du bon air), ſeine Frau zu lieben?“ Eine hübſche Probe fürwahr von den Wirkungen der im 18. Jahrhundert unbedingt giltigen Maitreſſenlehre! Man ſieht, der arme Chriſtian hatte binnen wenigen Monaten einen reißend ſchnellen Kurſus in dem Sittenverderbniß ſeiner Zeit mit Erfolg durchgemacht.

Die junge Königin, lebhaften Geiſtes, gutmüthig, harmlos, nur nach den in ihrem Alter ſo natürlichen Fröhlichkeiten und Zerſtreuungen dürſtend, würde ſich begnügt haben, die Frau ihres Mannes zu ſein, wenn eben Chriſtian der Mann ſeiner Frau geweſen oder geblieben wäre. Denn daß er ſich wenigſtens anfangs eine Weile lang bemühte, es zu ſein, bewies die Geburt des Kronprinzen, welchen Mathilde am 22. Januar 1768 zur Welt brachte und der nachmals als Friedrich der Sechſte König von Dänemark wurde. Allein es ſteht deſſenungeachtet feſt, daß es der Königin niemals gelang, einen heilſamen, adelnden Einfluß auf Chriſtian zu erlangen, und die arme junge Frau muſſte ſich bald tödtlich langweilen an der Seite eines Gemahls, bei welchem wenige Jahre die ſeltſamſte Umwandelung zuwegebrachten.

Um es kurz zu ſagen, aus dem geiſtreichen, ziemlich wiſſenſchaftlich gebildeten, liebenswürdigen und vielverſprechenden Prinzen wurde ein Simpel von König, ein Simpel in des Wortes ſimpelſter Bedeutung.

Die Erklärung iſt ſehr leicht. Wenn ein ſiebzehnjähriger Junge ſich in Ausſchweifungen ſtürzt, wie ſie allenfalls ein Mann in der Vollkraft ſeiner Jahre wenigſtens eine Weile ohne allzu nachtheilige Folgen auszuhalten vermag, ſo muß die Reaktion der beleidigten Natur eine furchtbare ſein .... Hatte Verführung ſtattgefunden? Ohne Zweifel. Wie jeden Thron, umkroch auch den des jungen Chriſtian jenes Ungeziefer von vornehmen und geringen Lakaien, in deren Glücksrechnung die Sittenloſigkeit und Thorheit der Fürſten die Kardinalziffer ausmacht. Aber war die Verführung eine ſyſtematiſche? War ſie eine politiſche, d. h. dynaſtiſche oder, ohne Umſchweife zu ſprechen, eine ſtiefmütterliche Spekulation geweſen? Die Frage drängt ſich einem auf, iſt aber nicht mit Beſtimmtheit zu beantworten. Ich habe mir Mühe gegeben, einige Gewiſſheit darüber zu erlangen, allein ohne Erfolg. Es iſt ſchlechterdings kein urkundlicher Beweis für die Schuld der Königin-Witwe Juliane nach dieſer Richtung hin beizubringen. Und doch würde ich als Mitglied einer Geſchworenenbank,

welche nach moraliſcher Ueberzeugung urtheilen darf, keinen Augenblick anſtehen, mit voller Gewiſſensruhe den Wahrſpruch: Schuldig! zu geben. Denn es iſt Thatſache, daß Juliane ihren Stiefſohn bitterlich haſſte, ein Haß, welchen ſie auch auf die junge Königin übertrug, ſeitdem dieſe einem Kronprinzen das Leben gegeben hatte; und es iſt ferner Thatſache, daß die Vortheile, welche aus der Unfähigkeit Chriſtians entſprangen, ſein Königsamt zu üben, über kurz oder lang ſeiner Stiefmutter und ihrem Sohne Friedrich zufallen muſſten. Wenn Juliane ſo rechnete — und die Härte ihres Herzens, die Tücke ihrer Sinnesart bürgen uns dafür, daß ſie ſo rechnete — überſah ſie nur, daß ſich eine kleine und anfangs gar nicht beachtete Ziffer in ihre Rechnung einſchob und das ganze Facit derſelben in Frage ſtellte, wenigſtens eine Zeit lang.

Die traurige Metamorphoſe, welche mit dem Könige vorgegangen, verrieth ſich zunächſt in zwei Symptomen: in einem in aufgedunſener Starkgeiſterei ſich gefallenden, namentlich gegen religiöſe

Dinge frivol ſich herauslaſſenden Witz, der ſich etwas darauf zu gut that, an etlichen Petrefakten des Miniſteriums oder an den Holzköpfen der Anſtifter und Theilhaber ſeiner Orgien eine boshafte Schärfe zu üben; ſodann in einer vollſtändigen Verekelung an allen Geſchäften, in einer unbeſieglichen Theilnahmeloſigkeit für alles ernſte, rechte und tüchtige. Die leibliche und geiſtige Krankheit war ſchon zum Stadium der Blaſirtheit vorgeſchritten, hinter welcher der Blödſinn lauerte.

Wie es bei ſo bewandten Umſtänden am däniſchen Hofe herging, wie Dänemark regiert wurde, kann ſich ein wiſſender Mann leicht vorſtellen, ohne daß er der Schwarzſeherei beſchuldigt werden dürfte. Im Kabinette ſaßen allerdings ein Paar von Männern, welchen ſich Tüchtigkeit und Redlichkeit nicht abſprechen ließ: die Grafen Reventlow und Tott; aber neben ihnen auch der habſüchtige Ränkeſpinner Graf Moltke und der ewig zwiſchen kleinlichen Rückſichten und Bedenken unſchlüſſig zappelnde alte Baron Bernſtorff. Es iſt der Segen der Monarchie, daß eine auch nur

halbwegs tüchtige Perſönlichkeit auf dem Thron unendlich viel leichter als das gewählte Oberhaupt eines Volksſtaates das gute und fördernde ſchaffen kann; es iſt ihr Fluch, daß ein ſchlechter Fürſt dem ganzen Staatsleben alsbald das Gepräge ſeiner Nichtswürdigkeit aufdrückt. Der jungen Königin, welche ſtatt auf Lebensgenuß ſo frühzeitig ſchon auf Beobachtung und nachdenken angewieſen war, konnte es nicht entgehen, wie übel es um den Staat beſtellt wäre. Dank ihrer engliſchen Erziehung war ſie nicht ſo kraß unwiſſend und theilnahmelos in politiſchen Dingen, wie die Frauen des Kontinents damals waren und der ungeheuren Mehrzahl nach noch heute ſind. Als Königin und Mutter mußte ſie ſich aufgefordert fühlen, die Hand an das Steuerruder zu legen, welches die ſchlaffe Hand ihres Gatten mit Ekel von ſich geſtoßen hatte. Es fehlte der armen jungen Frau auch nicht an einiger Gabe zum regieren, wohl aber fehlte ihr Erfahrung, ſowie die gehörige Doſis von Menſchenkenntniß und Menſchenverachtung. Wäre letztere nicht ein unumgängliches

Erforderniß der Regierungskunſt, wie erklärte es ſich, daß die Menſchen gerade von ihren größten Verächtern, den ſchamloſeſten Deſpoten, am willigſten ſich regieren laſſen? Man werfe mir nicht ein: nur eine Weile. Dieſe „Weile“ war und iſt oft ſehr lang und alles menſchliche währt ja überhaupt nur eine kürzere oder längere Weile.

Da ſchon im Jahre 1768, während die Königin-Witwe Juliane draußen im Schloſſe Friedensburg ſchmollte und maulte und lauerte, einer biſſigen Spinne gleich bereit, bei gegebener Veranlaſſung aus dem Winkel ihres eifrigſt gewobenen Intrikennetzes hervorzubrechen, — ja, da ſchon im Jahre 1768 Mathilde ſich verſucht fühlte, ihre ſchönen kleinen Hände in Staatsſachen zu miſchen, ſo iſt es zwar nicht ausgemacht, aber ziemlich wahrſcheinlich, daß ſie auch den Anſtoß zu dem Verſuche gab, den König mittels einer Reiſe in fremde Länder aus ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Verſunkenheit aufzuſtacheln. Wenigſtens war dieſer Reiſegedanke ein echtengliſcher, obgleich gerade die Engländer neben den Franzoſen

mit dem wenigsten Nutzen reisen, weil sie, während die Franzosen in ihrer Eitelkeit überall bloß sich selber sehen, eingeeis't in die Vorurtheile ihres John-Bullismus nur als zweibeinige Traveller-Books durch die Welt stelzen. König Christian ging also auf Reisen oder wurde vielmehr auf Reisen gegangen. Er durchfuhr in den Jahren 1768 und 1769 Deutschland, Frankreich, Holland und England, allwo ihn die Universität Oxford zum Doktor der Rechte promovirte, welche Doktorpromotion gleich vielen andern oxforder Doktorpromotionen der Genius der Narrheit auf einer der lachendsten Seiten seiner Memorabilien verzeichnet hat.

Die Reise that wirklich einige Wirkung auf den beklagenswerthen Monarchen. Er gab sich unmittelbar nach seiner Heimkehr mit mehr Anstand und Würde, bezeigte einiges Interesse an ernster Unterhaltung und schob wenigstens die Geschäfte nicht unbedingt beiseite. Schon glaubte die arme Mathilde an eine günstige Veränderung; allein dieser Glaube konnte kaum etliche Wochen bestehen.

Die alten ſchlimmen Geſellen umgaben wieder den König und mit ihnen kehrten auch die alten Thorheiten und Laſter, die albernen Spiele und Ausſchweifungen wieder zurück. Die Königin, welche bislang ihre Tugend und ihren Ruf ſo fleckenlos bewahrt hatte, daß ſelbſt die Verleumdung, ja, was noch mehr ſagen will, ſelbſt Giftſpinne Juliane denſelben nicht anzutaſten wagte, muſſte mit bitterem Schmerze zuſehen, wie Chriſtian den letzten Reſt ſeiner Geiſteskräfte vergeudete in einem Kreiſe von zugleich knabenhaften und ſchamloſen Bakchanalien und Orgien, deren Ceremonienmeiſter der junge Graf Holk war.

In dieſem Wüſtlingstreiben wurde Chriſtian der Blaſirte, Chriſtian der Blödſinnige. Man muſſte, um dem Volke den Anblick eines Königs dieſer Art zu entziehen, ſchon jetzt Einrichtungen treffen, welche nachmals unter der faktiſchen Regentſchaft der Königin und ihres Günſtlings, dann unter der Juliane's und ihrer Kreaturen, endlich unter der des Kronprinzen lange Jahre beſtanden haben. Adam Oehlenſchläger hat aus beſter Quelle

in ſeinen Lebenserinnerungen folgende charakteriſtiſche Züge aus der Krankheitsgeſchichte des Königs überliefert. Mitunter hielt es ziemlich ſchwer, ihn zu der Königsarbeit des unterſchreibens zu bewegen. Wenn man ihm aber das Wort „Abſetzung“ drohend ins Ohr flüſterte, wurde dem armen Simpel angſt und bange und er unterzeichnete alles mögliche. Störenden Ausbrüchen ſeiner Krankheit ſuchte man durch Vorſicht vorzubeugen. So waren die Pagen angewieſen, bei der Tafel ſeinen Stuhl feſtzuhalten, wenn er zuweilen aufſtehen wollte, um die andern am eſſen zu verhindern. Es war am Hofe verboten, mit ihm zu reden und ihm zu antworten, wenn er fragte, um alle unliebſamen Aeußerungen königlicher Machtvollkommenheit zu hindern, welche Machtvollkommenheit dem Namen nach fortbeſtehen blieb. Mitunter kamen aber doch wunderliche Anſprüche an dieſelbe und wunderliche Auslaſſungen derſelben vor. So lockte ein muthwilliger Page den König eines Tages in einen Winkel und ſagte da zu ihm: „Verrückter Rex, mach' mich zum Kammer-

junker!“ Ein andermal kreirte der König wirklich einen Kammerherrn. Er war nämlich genöthigt worden, für einen Menſchen, den er nicht leiden konnte, die Beſtallung als Kammerherr zu unterſchreiben. Den Augenblick darauf kam einer der Ofenheizer ins Zimmer, angethan mit ſeinem gelben Wamms, die Mütze mit des Königs Namenszug auf dem Kopfe, eine Bürde Brennholz auf dem Rücken. „Hör' mal, du, — fragt der König — willſt du Kammerherr ſein?“ .... „Hm, das wäre nicht ſo übel; aber wie ſoll ich's anſtellen, es zu werden?“ .... „Oh, nichts leichter als das. Folg' mir!“ Und der König nahm den Knecht, wie dieſer ſtand und ging, bei der Hand und führte ihn aus ſeinem Kabinett in den Sal, wo gerade der ganze Hof verſammelt war. Er trat mit ſeinem Schützling in die Mitte der Verſammlung und rief mit lauter Stimme: „Ich ernenne dieſen Mann zum Kammerherrn.“ Weil die Fiktion, Chriſtian der Siebente ſei abſoluter Landesherr, aufrecht erhalten werden ſollte, muſſte man ſich dieſe Ernennung, worin ſich der Humor

der Verrücktheit aussprach, schon gefallen lassen; aber man kaufte dem glücklichen Hausknecht seine Kammerherrnschaft um den Preis eines kleinen Bauernguts ab.

Graf Holk, ein gedankenloser Vergnügling, hatte nicht immer Lust oder Zeit, den blödsinnigen König zu unterhalten. Er überließ ihn daher häufig der Gesellschaft eines Negerknaben und eines Negermädchens, die Christians liebste Spielgefährten waren. Kinder und Narren haben bekanntlich eine gleich heftige Neigung, Unfug zu treiben. Christian Rex und Simplex hatte also seine große Freude daran, unter Beihilfe der beiden Schwarzen im Schlosse Fensterscheiben und Porzellanzeug zu zerschlagen und im Garten die mythologischen Statuen zu köpfen. Zur Abwechslung zerrte, balgte und biß er sich mit dem kleinen Mohren und der kleinen Mohrin auf dem Boden herum. Von Zeit zu Zeit trat auch wohl etwas ein, was einem lichten Moment gleichsah. So trat der König eines Abends plötzlich in eine Galasoirée bei Hofe, winkte der rauschenden Ge-

ſellſchaft mit der Hand und rief gebieteriſch: Stille! Der ganze Schwarm ſtaunte und ſtarrte lautlos und nun ſtellte ſich der arme traveſtirte Hamlet hin und trug mit hohem Ernſt und tiefem Gefühl die Mahn- und Strafode Klopſtocks „An die Fürſten“ vor. Dies gethan, ſchlug er die Hände klatſchend zuſammen, lachte laut auf, drehte ſich auf dem Abſatze herum und ging weg .... Es liegt im Weſen des Abſolutismus, daß man nicht recht wuſſte, wie dieſem heikeln Dinge beizukommen ſei. Anderwärts, vorab in Ruſſland, wuſſte man ſich in ſolchen Fällen zu helfen: man „verdünnte“ den tollgewordenen Abſolutismus mittels vergifteten Burgunders oder auch mittels Servietten und Schärpen. Der König von Dänemark war regierungsunfähig, kein Zweifel; aber ſeine Perſon, ob auch eine verrückte, repräſentirte nicht nur, nein, war die Souveränität. So ging denn die Staatsmaſchine ihren lotterigen und ſchlotterigen Gang. Wer gerade Muth oder Liſt genug beſaß, in dieſem anarchiſchen, halb blödſinnigen Getriebe das Hauptrad vorzuſtellen, der

konnte es für eine Weile, d. h. gerade ſo lange, bis ein Muthigerer oder Liſtigerer über ihn kam. Endlich kam einer, der das Ausſehen eines zugleich Muthigſten und Liſtigſten hatte, und die Königin Mathilde, froh, eine ihrer Meinung nach verläſslichſte Stütze gefunden zu haben, eilte, ein Bündniß mit ihm zu ſchließen.

Neben den Schemen von König trat nämlich die Geſtalt eines Mannes, welcher den Muth hatte und das Zeug zu haben ſchien, das Königsſpiel zu ſpielen, — Johann Friedrich Struenſee, im Jahre 1768 als Leibarzt in die Umgebung Chriſtians gekommen und ſein Begleiter auf der oben erwähnten Reiſe. Vor ſeiner Erhebung zu ſchwindelnder Höhe voll Klugheit, Geſchmeidigkeit, Geduld und Selbſtbeherrſchung, hatte er ſeine vertraute Stellung zu dem unglücklichen Monarchen meiſterlich zu benützen verſtanden. Er war bereits der Herr ſeines Herrn, als der leichtſinnige Graf Holk noch keine Ahnung

davon hatte. Die Art und Weiſe, wie Struenſee dieſen offiziellen Günſtling des geiſtesſchwachen Königs auch inbetreff der Königin überliſtete und bei dieſer einen großen Stand gewann, iſt ſehr bezeichnend für die damaligen däniſchen Hofzuſtände.

Mathilde hatte vollwichtigen Grund, den Grafen als einen Hauptverderber ihres Gemahls zu verabſcheuen, und da ſie in Struenſee nur ein Werkzeug Holks ſah, ſo erſtreckte ſich ihr Abſcheu auch auf den Leibarzt. Der übermüthige Holk machte nun mit dem Haſſe der Königin ſo zu ſagen Parade und fand ein knabenhaftes Vergnügen daran, der armen Fürſtin die Gegenwart Struenſee's ſo oft als möglich aufzudringen, indem er den König beſtimmte, den Leibarzt mitzunehmen, wann er in die Zimmer ſeiner Gemahlin ging. Struenſee zögerte nicht, die Gelegenheit auszunützen. Er wuſſte durch ein ehrfurchtsvolles, zartes, an Rührung ſtreifendes Benehmen den in den Augen der Königin funkelnden Zorn bald zu beſchwichtigen. Mathilde bemerkte mit wohlgefälliger Ueberraſchung, daß ihr von ſeiten eines

Mannes, welchen ſie für einen Feind gehalten, die ehrerbietigſte Huldigung entgegengebracht wurde. Im Jahre 1770 war es ſchon ſo weit, daß ſie ihm vertraute, daß ſie einen Freund in ihm ſah. Gerade damals handelte es ſich darum, dem kleinen Kronprinzen die Pocken einzuimpfen, welche Operation zu jener Zeit als eine unendlich viel wichtigere angeſehen wurde denn heutzutage. Struenſee vollzog dieſelbe mit beſtem Erfolg, was ihm das Herz der Mutter gewann, nachdem ihm ſeine gewandten und glücklichen Bemühungen, Mathilden einen überwiegenden Einfluß auf ihren königlichen Gatten zu verſchaffen, bereits das Vertrauen der Königin gewonnen hatten.

Auch die Neigung des Weibes ſollte dem Glücklichen nicht entgehen. Nachdem er mit der Leitung der Erziehung des Kronprinzen beauftragt, mit dem Titel eines Konferenzrathes ausgeſtattet und zum Vorleſer der Königin ernannt worden war, hatte er in der letzteren Eigenſchaft häufige Gelegenheit, mit Mathilde allein zu ſein. „Solus cum sola non solent orare paternoster.“

Die alte Kupplerin Gelegenheit that auch hier ihr Werk. Ein Mann, in der Blüthe des Mannesalters ſtehend, fein, gebildet, kenntnißreich, gewandt und ſkrupellos, und eine ſchöne feurige Frau von neunzehn Jahren, einſam ſtehend, verlaſſen, der Form nach an einen entnervten Wüſtling gekettet, der aus einem überreizten Knaben zum impotenten Greiſe geworden, — ach, man weiß aus Dante und Leigh Hunt, was daraus wird, wenn unter Umſtänden ein Mann und eine Frau allein mitſammen leſen*). Daß Struenſee kein ſchöner und ein mit vorzeitiger Korpulenz behafteter Mann

*) Jeder erräth, daß ich auf die wunderbar ſchöne Epiſode von Paolo und Franceſka im 5. Kanto des Dante'ſchen Inferno hindeute, wo die unglückſelige Heldin dem wandernden Dichter erzählt: —

„Noi leggiavamo un giorno, per diletto,
Di Lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo e senza alcun sospetto.
Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e scolorocci 'l viso:
Ma solo un punto fu quel, che ci vinse.
Quando leggemmo il disiato riso,
Esser baciato da cotanto amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,

war, beweiſ't noch lange nicht die Unmöglichkeit einer zärtlichen Neigung der Königin für ihn. Als ob nicht häſſliche und häſſlichſte Männer von ſchönen und ſchönſten Frauen zärtlichſt geliebt worden wären! Man denke nur an Mirabeau und Sophie. Die Fälle, daß körperlich unſchöne oder ſogar häſſliche Männer von ſchönen Frauen leidenſchaftlich geliebt worden, ſind unendlich viel häufiger als die umgekehrten. Ein Beiſpiel, daß

La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse —
Quel giorno più non vi legemmo avante."

Der engliſche Dichter Leigh Hunt, Byrons Freund, hat in ſeiner in Deutſchland wenig bekannten „Story of Rimini," einer der eleganteſten poetiſchen Erzählungen, die je geſchrieben wurden, den unnachahmlich herrlichen Lakonismus des großen Florentiners nicht unglücklich ſo paraphraſirt: —

„With this the lovers met, with this they spoke,
With this sat down to read the self-same book,
And Paolo, by degrees, gently embrac'd
With one permitted arm her lovely waist;
And both their cheeks, like peaches on a tree,
Came with a touch together thrillingly,
And o'er the book they hung and nothing said,
And every lingering page grew longer as they read.

ein wirklich schöner Mann einer wirklich häßlichen Frau mit Leidenschaft zugethan gewesen, müßte noch gefunden werden.

Schon die Art, wie Struensee und Mathilde zusammengeführt wurden, hat etwas poetisches, etwas die Phantasie wie das Mitgefühl ansprechendes. Auch ist die Unglücksgeschichte der beiden ohne Frage eine der romantischsten Episoden ihres Jahrhunderts und es bedürfte nur eines

---

As thus they sat and felt with leaps of heart
Their colour change, they came upon the part
Where fond Genevra, with her flame long nurst,
Smil'd upon Launcelot, when he kiss'd her first: —
That touch, at last, through every fibre slid;
And Paolo turn'd, scarce knowing what he did,
Only he felt he could no more dissemble,
And kiss'd her, mouth to mouth all in a tremble.
Oh then she wept, the poor Francesca wept;
And pardon oft he pray'd; and then she swept
The tears away and look'd him in the face
And, well as words might save the truth disgrace,
She told him all, up to that very hour,
The father's guile, th' undwelt, in bridal bower,
And wish'd for wings on which they two might soar
Far, far away, as doves to their own shore,
With claim from none. That day they read no more" ....

däniſchen Walter Scotts, um daraus einen hiſtoriſchen Roman erſten Ranges zu formen. Zu einem ſolchen reicht der Stoff vollauf aus. Aber gerade deſſhalb muſſte es miſſlingen, den Struenſee zum Helden der Tragödie zu erheben. Viele Poeten, und darunter ganz hübſche Talente, haben ſich mit dieſer undankbaren Arbeit abgemüht, ohne einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Die Urſache liegt nahe. Struenſee war kein Held, nicht einmal ein Original; er war kein Charakter, ſondern bloß ein Typus ſeiner Zeit und ſeiner unzweifelhaften Begabung ungeachtet am Ende aller Enden nur ein ordinärer Glückspilz. Nicht allein das Unglück, ſondern auch das Glück iſt ein „Prüfſtein der Gemüther.“ Es unterwarf den Mann einer großen Probe und er beſtand ſie ſchlecht. Uebermüthig und maßlos im Glücke, zeigte er ſich im Miſſgeſchicke verzagt, feig, niederträchtig ſogar. Das Glück, anfangs von ihm nicht ungeſchickt benützt, ſpielte ihm ein Königsſkepter in die Hand: er ließ es ſich von Leuten, die an Verſtand weit unter ihm ſtanden, ſchmählich wieder entwinden. Eine Königin,

jung und ſchön wie ein Maimorgen, ſchenkte ihm ihre Liebeshuld: er verrieth ſie. Er hatte ſich etwas damit gemeint, ein erklärter Freigeiſt zu ſein, und er ſtarb wie ein zerknirſchter Pietiſt. Nein, das war kein tragiſcher Held. Selbſt der Genius eines Schiller würde daran erlahmt ſein, ihn zu einem ſolchen zu machen.

Ein beachtenswerther Umſtand iſt, daß Struenſee keineswegs die Eigenſchaften beſaß, welche man der gewöhnlichen Vorausſetzung zufolge beſitzen muß, um den Frauen zu gefallen. Er war kein liebenswürdiger Mann im gäng und gäben Sinne des Wortes. Der engliſche Botſchafter, welcher ihm nicht abgünſtig war, äußerte in einer Depeſche vom April 1771 ausdrücklich, daß Struenſee „in ſeinen Geſprächen nichts von der Lebhaftigkeit und Anmuth zeige, wodurch ſich andere den Weg zur Gunſt bahnten. Seine Art, ſich zu gebaren und auszudrücken, iſt trocken und ſogar unangenehm, ſo daß es ein Gegenſtand allgemeiner Verwunderung war, wie er es angefangen habe, einen ſo unbedingten Einfluß auf den König und die Königin

zu gewinnen.“ Ferner ſchreibt der Geſandte dem Günſtling zwar „nicht unbeträchtliche Kenntniſſe“ zu, ſpricht ihm aber ſtaatsmänniſche Befähigung und politiſchen Takt ab. Es mangele ihm auch eine ausreichende Einſicht in die däniſchen Verhältniſſe. Von Eitelkeit ſei er ziemlich frei, nicht aber von einem übermäßigen Selbſtvertrauen, das nicht ſelten in „Unverſchämtheit“ ausarte. Der Geſandte gibt aber doch einen Schlüſſel zu dem Räthſel von Struenſee's beiſpiellos ſchnellem ſteigen, indem er betont, daß derſelbe „kühn und unternehmend“ ſei.

Das gefällt den Frauen und gefiel auch der armen Mathilde. Sie merkte nicht, daß Struenſee's Muth kein probehaltiger ſei. Oder müſſen wir ihr Verhältniß zu ihm etwa auf die unliebſame Art der Frauen zurückführen, nur allzu gerne den Schein dem Weſen vorzuziehen? Nichts iſt leider gewiſſer, als daß die Frauen nur zu ſehr geneigt ſind, das gewöhnliche zu bevorzugen, was ſich etwelchen Anſtrich von außergewöhnlichem zu geben weiß, und an dem wirklich bedeutenden

theilnahmelos vorüberzugehen, wenn dieſes ihrer aus denkträger Phantaſtik entſpringenden Launenhaftigkeit nicht gefällig ſich darſtellen kann oder will. Ach, die weibliche Laune! Sie beſtimmt die Neigungen der Frauen in der Liebe wie in der Literatur. Der große „Herzenskündiger", der weiſeſte der Dichter, hat uns die Elfenkönigin Titania vorgeführt, wie ſie an einen Eſelskopf, an einen Eſelskopf im wörtlichen und figürlichen Sinn, ihre Zärtlichkeit verſchwendet. Ich fürchte, es iſt eine leidige Thatſache, daß nicht bloß in Sommernachtsträumen, ſondern auch gar häufig in der Wirklichkeit ſchöne und ſchönſte Hände Eſelsköpfe liebkoſen. Warum nahmen und nehmen die Klauren, was immer für Namen ſie haben mögen, in der Lektüre der Frauen allzeit einen ſo breiten Raum ein? Weil die Klauren ihren ſchönen Leſerinnen nicht zumuthen, zu denken, und weil ſie ihre Nichtigkeit, Hohlheit und Gemeinheit hinter einem mit gleißendem Flitter geſtickten Flor zu verſtecken wiſſen. Wehe dem Autor, welcher dieſen Flor anzuwenden verſchmäht oder vergiſſt, und wäre es auch nur der Schatten

einer Idee von einem Flor. Die Frauen haben keine Empfänglichkeit und kein Verſtändniß für die keuſche Nacktheit der Schönheit und die herbe Nacktheit der Wahrheit erſchreckt ſie. Um gerecht zu ſein, ſie können nichts dafür: es liegt das in ihrer Natur. Es hat wohl nie eine wunderbarere Verſinnlichung des „ewig-weiblichen“ gegeben als die Venus von Medici. Sie iſt hüllenlos, allein ſie bemüht ſich, wenigſtens ihre Hände zu einem Flor zu machen. Ein ungalanterer Mann als ich würde ſagen: ſie kokettirt mit der Schamhaftigkeit. Etwas Koketterie gehört allerdings zu den Elementen, aus welchen das ſchönſte Weſen der Schöpfung zuſammengeſetzt iſt, genannt Weib. Darum lieben die Frauen Schminken, Krinolinen, Schleier, Maſken und Schönpfläſterchen aller Art. Das Weib will durchaus mehr ſcheinen als ſein und verlangt das auch von den Männern. Auf der weiten Erde gibt es vielleicht kaum drei Frauen, welche den Shakeſpeare wirklich und wahrhaft kennen, ehren und lieben. Warum? Weil er die Dinge mit ihren Namen nennt, weil er

natürlich iſt wie die Natur, nackt, wahr bis in die innerſte Fiber.

Mit dem vorſtehenden ſollte nicht etwa angedeutet werden, daß Struenſee ein Dummkopf und Mathilde eine ſchamlos ſich wegwerfende Frau geweſen ſei; ſondern nur, daß Liebe und Ehrgeiz Verbindungen eingehen können, welche jeder Berechnung ſpotten. Daß auf ſeiten Struenſee's keine wahre Liebesleidenſchaft im Spiele geweſen — er hatte nichts vom Schlage Romeo's — ſcheint ausgemacht. Auch die Königin mag anfangs mehr für ihren Ehrgeiz als für ihr Herz von Struenſee erwartet haben; denn die ſchöne Neunzehnjährige hatte ſich's in den Kopf geſetzt, zu regieren. Aber nach Frauenart gewann ſie das Werkzeug bald lieber als den Zweck und es unterliegt keinem Zweifel, daß die arme Mathilde eine innige und glühende Leidenſchaft für ihren Vorleſer hegte und dieſem alles gewährte, was eine Frau zu gewähren hat.

Im Sommer von 1770 haben ſich die beiden gefunden und von da an, anderthalb Jahre lang, mitſammen Dänemark regiert. Mit der Staatsweisheit eines Bekenners der alleinſeligmachenden „Encyclopédie“ und mit der Leidenſchaftlichkeit einer Frau. Der Beginn dieſes Regiments ward markirt durch die plötzliche Entlaſſung des Grafen Holk, welchen Uneingeweihte noch immer für den allmächtigen Günſtling angeſehen hatten. An ſeine Stelle als erſten Hüter und Zeitvertreiber des Königs ſetzte Struenſee zunächſt den Kammerjunker Warnſtatt, dann den Herrn von Brandt, welchen er nicht zu fürchten hatte und auf den er ſich verlaſſen konnte.

Man muß Struenſee bei aller ſeiner Unzulänglichkeit und bei allen ſeinen Miſſgriffen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er das beſte des Staates wollte. Er war eine leicht, aber nicht unedel angelegte Natur, welche erſt durch ein märchenhaftes ſteigen und einen plötzlichen Sturz vergemeinert und verniedrigt wurde. Aus viel weicherem und werthloſerem Stoffe gebildet als

aus dem Metall, woraus große oder auch nur mittelmäßige Staatsmänner geſchmiedet ſind, vermochte er weder Glück noch Unglück zu ertragen. Ein Idealiſt aus der Schule des aufgeklärten Deſpotismus, begriff er nur das machen von oben herab, nicht das pflanzen und wachſen von unten herauf. Es lag das in der Zeit. Die Staatsraiſon eines zweiten Friedrich, eines zweiten Joſeph war im Grunde doch auch nur eine veredelte Schafszuchtpolitik. Wir haben alle Achtung vor dieſen „erleuchteten" Deſpoten, welche ſich aus den Windeln byzantiniſch-chriſtlicher Vorſtellungen vom „göttlichen Recht der Fürſten" ſoweit herausgewickelt, daß ſie ſich nur als die „erſten Diener des Staats" angeſehen wiſſen wollten; aber wir ſagen doch mit dem alten Wieland: „Vor dem Glück, unter dem Skepter sive Stock ſolcher erſten Staatsdiener leben zu müſſen, bewahre uns der Himmel!" Struenſee wirthſchaftete ganz in dieſer Schablonenmanier, welche auf der Anſicht beruhte, es bedürfte, um die Völker vorwärts zu bringen, weiter nichts als die Grundſätze der

französischen „Philosophen“ und der deutschen Aufklärer zu verwirklichen, nämlich mittels Edikten. Nach Art vieler anderer Weltverbesserer von damals, von früher und von später, wusste oder bedachte er nicht, daß das gute den urtheilslosen Massen unendlich viel schwerer zuzuführen ist als das schlechte, daß die absurdesten Vorurtheile des Volkes mehr, weit mehr geschont werden wollen als die edelsten Menschenrechte, daß die plumpe Diplomatik von Pintendemagogen ausreicht, die stumpfe Menge Diamanten der Wahrheit wegwerfen und gierig nach Glasperlen der Lüge und des Unsinns greifen zu machen, und daß endlich das Volk jeder Zeit höchst willig war, auf begehren seiner Feinde seine Freunde zu hassen, zu verfolgen, zu steinigen und zu kreuzigen*).

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß Struensee,

---

*) „Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jauchzend den Irrthum begrüßt,
Hat keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Noch eine Stunde versüßt.“

Schefer.

falls er länger im Beſitze der Macht geblieben, es ſtatt zu bloßen Anläufen zu wirklich erſprießlichem ſchaffen und thun gebracht hätte. Der Anfang ſeiner Machtübung nach innen und nach außen war ſo übel nicht. Dänemark hatte ſeit lange unter der brutalen Diktatur geſeufzt, welche die Geſandten Ruſſlands, ein Saldern, ein Filoſoffow übten. Struenſee zerbrach dieſes Joch und zwar ſo geſchickt, daß die herrſchſüchtige Carin in Petersburg ſich wohl oder übel darein finden muſſte. Die Leitung der äußern Politik durch Struenſee läſſt überhaupt am wenigſten Tadel zu, indem dieſelbe auf das verſtändige Princip baſirt war, daß Dänemark mit allen Staaten in Frieden und Freundſchaft leben, aber keinem unterthan ſein ſollte und wollte. Nicht das gleiche Lob kann man der von Struenſee angeſtrebten Reform der innern Verwaltung zollen. Die Tendenz war auch hier im ganzen gut und vernünftig, aber die Ausführung ließ vieles, alles zu wünſchen übrig. Ueberall ein haſtiges dreinfahren und doch nirgends ein rechtes durchgreifen, ein deſpotiſches

theoretisiren, dem keine energische Praxis folgte, und an sich richtigste Entwürfe durch die Einwirkung persönlicher Interessen, persönlicher Sympathieen und Antipathieen gestört, verwirrt, in ihr Gegentheil verkehrt. So erging es mit den versuchten Finanzreformen, mit dem Versuche der Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft, mit dem Versuche einer Umgestaltung des Heer- und Flottenwesens, mit dem Versuche der Einführung unbedingter Pressefreiheit.

Struensee's Hauptfehler war, daß er nicht begriff, nicht begreifen wollte, in den staatsmännischen Rechnungen seien nicht abstrakte Begriffe, sondern vielmehr Menschen die Ziffern, womit man zu rechnen habe, Menschen mit allen ihren Schwächen, Thorheiten, Vorurtheilen und Leidenschaften. In Verkennung dieser großen Thatsache kam er dazu, alle Klassen der Nation gegen sich einzunehmen und zu erbittern. Er stieß den Adel vor den Kopf ohne die Bauern für sich zu gewinnen, er machte die Offiziere, Soldaten und Matrosen zu seinen Feinden ohne die Bürger zu seinen Freunden

zu machen. Und das that er unter einem Volke, mit deſſen Bildung es nicht weit her war und welchem er demnach ſchon in ſeiner Eigenſchaft als Fremder verhaſſt ſein muſſte.

Zu alledem kamen leichtſinnige Miſſgriffe in der Wahl der Perſonen, welchen der Günſtling die höchſten Staatsämter anvertraute. Mit der Einführung des neuen Syſtems — wenn ein ewiges experimentiren dieſen Namen verdiente — war der alte Bernſtorff und die übrigen Miniſter entlaſſen und ſcheinbare oder laue Anhänger wie der Freiherr von Schack-Rathlow und der General Gheler in den Staatsrath berufen worden. Die verhängniſſvollſte Berufung war jedoch die des Grafen von Ranzau-Aſchberg, eines begabten, aber ränkeſüchtigen und gewiſſenloſen, der hohen Ariſtokratie des Königreichs angehörigen, aber in ſeinem Vermögen gänzlich zerrütteten Mannes, welcher zur Zeit der Verſchwörung gegen Car Peter den Dritten zu Petersburg im Umgange mit Katharina der Zweiten und den Orlows ſeine Schule gemacht hatte. Ranzau beherrſchte den Staatsrath, mittels

welcher Behörde der däniſche Adel noch immer eine einflussreiche Stellung im Staate behauptet hatte. Man kann ſich alſo denken, wie es auf den herrſchſüchtigen Grafen und ſeine Standesgenoſſen wirken muſſte, als Struenſee kraft königlicher Kabinettsordre vom 27. December 1770 den Staatsrath aufhob, „weil ſich dieſe Einrichtung mit dem Princip einer abſoluten Monarchie nicht vertrage.“

Dieſe tolle Unklugheit, wodurch Struenſee das gewichtige Mittel verlor, durch eine aus Eingeborenen höchſten Ranges und Anſehens beſtehende Verſammlung ſeine Perſon und ſeine Maßregeln zu decken, wurde durch keinerlei verſtändige Vorkehrungen gut gemacht. Im Gegentheil, der Günſtling taumelte von da ab, während er höher und immer höher zu ſteigen wähnte, abwärts auf ſeiner abſchüſſigen Bahn wie ein Berauſchter. Denn ein ſolcher war er: der Wein der Macht war ihm zu Kopfe geſtiegen und hatte ihn förmlich benebelt. Es genügte ihm jetzt nicht mehr, das Weſen der Gewalt zu beſitzen: er wollte auch den

Schein derſelben haben. Nach Titeln und Würden gierend, ließ er ſich zum Grafen machen und zum Geheimen Kabinettsminiſter ernennen. Aber auch dieſer in Dänemark ganz neue Titel war ihm noch nicht gut genug. Er wollte es geradezu ausgeſprochen und öffentlich erklärt wiſſen, daß er und kein anderer unbeſchränkter Gebieter von Dänemark ſei. Daher muſſte der unzurechnungsfähige und willenloſe König im Juli 1771 das unerhörte Edikt ausgehen laſſen, welches verkündete, „daß alle von dem Grafen und Geheimen Kabinettsminiſter Struenſee unterzeichneten Anweiſungen und Befehle dieſelbe Kraft und Giltigkeit haben ſollten, als wären ſie vom König unterſchrieben, und daß dieſe Anweiſungen und Befehle augenblicklich befolgt werden müſſten.“ Damit war die Fiktion von Chriſtians des Siebenten Regierung vernichtet und hatte der König ſeine Abſetzung dekretirt.

Aber König Struenſee der Erſte ſollte nicht lange herrſchen. Je blendender die Höhe war,

zu welcher er ſich emporgeſchwindelt hatte, um ſo raſcher und tiefer war ſein Sturz. Man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß die wahnſinnige Akte, worin er ſich die ganze königliche Machtvollkommenheit mit praleriſchem Geräuſch übertragen ließ, zugleich ſein Todesurtheil enthielt. Um ſo mehr, da gerade von jetzt an ſeine Wachſamkeit nachließ, ſeine frühere fieberhafte Thätigkeit auffallend erlahmte und mit halben Maßregeln der Willkür muthloſe Transaktionen und taktloſe Konceſſionen wechſelten. Sein perſönlicher Anhang war ſehr gering. Er hatte, wenn man die Königin und ſeinen Bruder, den er nach Dänemark gezogen, ferner den Grafen Brandt, den jungen Oberſt Falkenſkiöld und den Leibarzt Berger ausnimmt, eigentlich keine Freunde. Die Zahl ſeiner Feinde dagegen war Legion. Schon im September 1771 ſchrieb ein engliſcher Beobachter der däniſchen Hof- und Staatszuſtände: „Die Unzufriedenheit wächſt hier täglich. Sollte das Volk wirklich ſo weit aufgereizt werden, um ſeinen Groll an dem verhaſſten Grafen Struenſee auszulaſſen, ſo wird die

Rache des däniſchen Pöbels grauſam und blutig ſein.“ Der Engländer hätte dem Hauptwort Pöbel das Beiwort vornehm geben ſollen, denn natürlich war es der vornehme und nicht der geringe Pöbel, welcher das nach wenigen Monaten beginnende Trauerſpiel vorbereitete und in Scene ſetzte.

Schon machte ſich die allgemeine Gährung in Soldaten- und Matroſen-Meutereien Luft, welche nur mit Mühe beſchwichtigt werden konnten. Man fühlte das bevorſtehen einer gewaltſamen Veränderung und man wünſchte ſie. Auch fand die ſich bildende Verſchwörung einen Mittelpunkt in der Königin-Witwe Juliane, welche merkte, daß endlich ihre Zeit gekommen ſei.

Sie wäre vielleicht trotz allem, was vorgegangen, noch nicht ſo entſchieden gekommen geweſen, wenn Struenſee und Mathilde in ihren perſönlichen Beziehungen die nöthige Zurückhaltung und Vorſicht beobachtet und dadurch eine Hauptſtoffquelle der gegen ſie gerichteten Wühlerei abgegraben hätten. Aber für Ehrgeizige und Liebende iſt des geſcheiden

altrömiſchen Poeten „goldene Mittelſtraße“ bekanntlich nicht gebaut. Wie ihr Liebhaber von ſeinem Ehrgeiz, ſo war die Königin von ihrer Liebe berauſcht. Sie war jetzt nicht mehr das ſchüchterne ſittſame Mädchen von fünfzehn Jahren, ſondern eine glühende Frau, ſchwelgend in den Genüſſen ihrer Leidenſchaft, die Tage in rauſchenden Vergnügungen, die Nächte in den Armen ihres Geliebten verbringend. Dies war gar kein Geheimniß mehr. Neugierige Hofdamen hatten nicht ſehr züchtige Unterſuchungen an den Bettſtücken und der Leibwäſche der Königin angeſtellt und hatten die nächtlichen Gänge Struenſee's zu Mathilde dadurch konſtatirt, daß ſie Mehl vor die Schlafzimmerthüre derſelben ſtreuten, worin ſich der Fuß des Günſtlings abdrückte und wovon er die weiße Spur bis in ſein Gemach mit zurücknahm. Dieſe Praktiken ſpielten nachmals in dem Proceſſe der Königin keine geringe Rolle. Die Hofdamen, welche ſich um Beibringung derartiger Beweismittel gegen ihre Gebieterin bemühten, wurden ausdrücklich als „unbeſcholtene Jungfrauen“

aufgeführt. Das iſt die Züchtigkeit der Höfe oder war es wenigſtens zur Zeit, von der wir handeln.

Die Königin kam mit einer Tochter nieder und Struenſee beging die Albernheit, nur mit Beihilfe Bergers und mit Ausſchluß anderer Aerzte und ſonſtiger Perſonen die Entbindung zu bewerkſtelligen. Selbſtverſtändlich unterſchrieb der König die Vaterſchaft dieſes Kindes, wie er ohne Anſtand ſein Todesurtheil unterſchrieben haben wurde, hätte ihn Struenſee oder Brandt darum angegangen. Auf Mathilde's Bitte hatte die Königin-Witwe mit ſcheinbar größter Bereitwilligkeit und Freundlichkeit die Neugeborene aus der Taufe gehoben. Sie hatte auch gute Urſache, vergnügt auszuſehen, denn die Geburt dieſes Kindes kam ihr außerordentlich zu baß. Wenn bisher über das unziemliche Verhältniß zwiſchen der Königin und dem Miniſter nur in Hofkreiſen geziſchelt und geflüſtert worden war, ſo wurde jetzt auch außerhalb derſelben offen davon geredet, ja laut geſchrieen. Auf den Schlöſſern des Adels,

in den Kanzleien, in den Bürgerhäuſern und Kramläden der Hauptſtadt, in den Kaſernen und auf den Werften, in Soldatenkneipen und Matroſenſpelunken hieß die neugeborene Prinzeſſin nicht anders als Prinzeß Struenſee.

Das Gerede kam auch der Königin zu Ohren und das anzügliche Geziſchel und Gekicher ihrer Hofdamen, ja ihrer Zofen ſogar, ließ ſie endlich ahnen, wie von ihr und von Struenſee in der Stadt und im Lande geſprochen werde. Jetzt erſchrack ſie. Es war, wie wenn ein Blitz den vor ihr liegenden Abgrund plötzlich erhellte. Wohl ihr, wenn ſie den drohenden Blick, womit, wie Shakſpeare ſagt, das Schickſal die Menſchen anſieht, wenn es ihnen wohlthun will, beachtet, verſtanden und recht befolgt hätte. Noch war es Zeit, aber nicht lange mehr; denn kurz darauf erwirkte Struenſee das erwähnte berüchtigte Juli-Edikt zu ſeinen Gunſten, d. h. zu Gunſten ſeines Untergangs. Vergebens hatte Mathilde den Freund beſchworen, vorſichtig zu ſein, vorſichtig in den Staatsgeſchäften, vorſichtig auch im Umgange mit

ihr. Zwar eine Weile befolgte er wenigſtens die letztere Warnung; allein die Warnerin ſelbſt fand die Beſchränkungen, welche ſie ihm und ſich eine Zeit lang auferlegt hatte, bald zu läſtig. Die widerwillig geübte Zurückhaltung verſchwand wieder und die beiden berauſchten ſich abermals in einem Glücke, auf deſſen Flüchtigkeit und ſchreckliches Ende recht eigentlich gedichtet zu ſein ſcheint, was der erlauchte Bauer vom Ufer des Ayr in ſeinen berühmteſten Verſen vom Unbeſtand aller Luſt geſungen hat*). Dann und wann freilich erwachten ſie aus dem Taumel und ſogen mit Schrecken die Witterung der Gefahr ein, welche in der Luft hing. So verſagte einmal, gegen den Herbſt von 1771 zu, dem Günſtling ſein ganzer Muth und er bat

*) „Pleasures are like poppies spread,
You seize the flowr, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white, then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm.“

fußfällig die Königin, ihm Urlaub zu geben, damit er ein Land verließe, wo er von Feinden umringt ſei und ihm ein ſchlimmer Ausgang drohte. Zugleich gab er ihr zu bedenken, daß ſein bleiben ihre eigene Lage nur verſchlimmern könnte. Allein Mathilde wollte von Struenſee's Entfernung nichts wiſſen, ſchlechterdings nichts. Sie ſagte: „Wenn Sie gehen, ſo zwingen Sie mich durch Ihren Weggang zu einem Schritte, welcher mein Glück oder mein Verderben entſcheiden wird.“ Es bedarf keines großen Scharfſinns, zu errathen, daß die arme leidenſchaftliche Frau ihrem Liebhaber damit andeuten wollte, ſie könnte nicht von ihm laſſen; daß ſie ihm zu verſtehen gab, wenn er ginge, würde ſie ihm folgen. Struenſee kannte ſeine königliche Freundin hinlänglich, um zu wiſſen, daß ſie die Frau war, Wort zu halten. Darauf aber wollte er es nicht ankommen laſſen und ſo blieb er.

Er hatte wahr geſprochen: er war von Feinden umringt. Aber warum machte er keinen Verſuch, ſich einen Weg der Rettung zu bahnen? Er machte mehr als *einen* ſolchen Verſuch, aus dem Labyrinth von Miſſverhältniſſen, in welches er ſich verrannt hatte, herauszukommen, gerieth aber dadurch nur immer tiefer hinein. In Wahrheit, ſeine ganze Situation hatte ſchlagende Aehnlichkeit mit einem jener iriſchen Sümpfe, die jeden, der ſich auf ihre trügeriſche Oberfläche gewagt, unerbittlich verſchlingen. Das arme Opfer müht ſich mit Händen und Füßen ab, aus der zähen Maſſe herauszukommen; aber je mehr es zappelt und ſtrappelt, um ſo ſchneller ſinkt es, ſinkt und ſinkt, bis der ſchwarze mörderiſche Moraſt über ſeinem Kopfe zuſammenſchlägt.

Giftſpinne Juliane vollendete ihr Netz. Es war plump gewoben und wurde brutal gehandhabt, aber es that ſeinen Dienſt. Scheinbar that auch die Regierungsmaſchinerie, wie Struenſee ſie eingerichtet, noch immer vortrefflich ihren Dienſt. Es war zuletzt ein reines Polizeiregiment, eine

Säbelherrſchaft. Man war derſelben gegenüber unzufrieden, man klatſchbaſete, höhnte, ſchimpfte, haſſte, meuterte auch mitunter; aber der revolutionären Stimmung fehlte die Organiſation, bis dieſe von der auf Friedensburg ihre Zeit abpaſſenden Königin-Witwe Juliane in die Hand genommen wurde. Es war auch gar keine Hexerei, die beabſichtigte Revolution zu organiſiren, denn es ſollte nur eine Palaſtrevolution à la Byzanz oder Petersburg ſein. Von einer Staatsumwälzung war keine Rede und es handelte ſich rein nur darum, an die Stelle der Perſonen, welche die unſere Marionette von König-Simpel regierenden Drähte regierten, andere zu ſetzen. Dem Volke machte man dabei etwelches himmelblaues Brimborium vor von Abſtellung der Miſſbräuche, Erleichterung der Steuerlaſt u. ſ. w., wie das bei derartigen Anläſſen ſo bräuchlich iſt.

Juliane ſah ein, daß vieles, alles darauf ankäme, ſich einiger tüchtigen Helfershelfer im Militär zu verſichern. Es gelang ihr, indem ſie die beiden Oberſten Eichſtädt und Köller für ihre Pläne

gewann. Der letztere wurde geradezu der Vertraute ihrer Anſchläge und hat durch ſeine Energie denſelben hauptſächlich zum Siege verholfen. Keiner von allen, welche der übermüthige Günſtling abſichtlich oder unabſichtlich gekränkt hatte, haſſte ihn ſo unverſöhnlich wie Köller und der Inſtinkt des Haſſes ließ ihn errathen, wie Juliane ihrer verſtellten Freundlichkeit ungeachtet gegen die Königin und Struenſee geſinnt ſei. Er näherte ſich ihr und die beiden in Galle ſchwimmenden Seelen fanden ſich. Es fehlte dem Komplott auch nicht an einem höchſt ſchlauen Boſſler und Gelegenheitsmacher; denn ein ſolcher hatte ſich in Guldberg, dem Geheimſchreiber des Prinzen Friedrich, gefunden, — ſo ein Menſch, wie ſie in jeder Verſchwörung vorkommen, ein Menſch mit dem Tritt einer Katze und mit Händen, die nach Bedarf der Umſtände die Urkunden fälſchende Feder oder die Giftphiole zu handhaben und unter allen Umſtänden kein Gewiſſen zu haben verſtehen.

Die Königin-Witwe wollte ſich aber nicht nur der Gewalt bemächtigen, ſondern dieſelbe auch

dauernd behaupten. Das erstere ließ sich mit Hülfe der Köller, Eichstädt und Guldberg allenfalls erreichen, das zweite jedoch erforderte noch andere Verbündete. Juliane warf ihre Blicke auf den Grafen Ranzau, welcher seinem Wüstlingsruf und seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen zum Trotz doch noch immer für das Haupt der Aristokratie galt und durch Geburt, Talente und Verbindungen einer Stellung genoß, welche ihn jeder Regierung, an der er keinen vorragenden Antheil hatte, gefährlich machen konnte. Die Königin-Witwe sondirte den Grafen, allein dieser gab Ansichten zu erkennen, welche ganz und gar nicht nach ihrem Geschmacke waren. Juliane wollte die absolute Despotie in Dänemark aufrecht erhalten wissen, zu ihrem eigenen und ihres Sohnes Gebrauch. Ranzau dagegen gab zwar deutlich zu erkennen, daß er bereit sei, den Günstling und die Königin Mathilde stürzen zu helfen; aber er deutete auch an, daß mit diesem Sturz eine Veränderung der Regierungsweise verbunden sein, dem Adel das, was ihm das Jahr 1660 geraubt

hatte, zurückgegeben und Dänemark aus einer abſoluten in eine durch die Ariſtokratie beſchränkte Monarchie verwandelt werden ſollte. Juliane fand bei ſo beſtellten Sachen nicht für gut, weiter gegen Ranzau mit ihrem Anſchlage ſich herauszulaſſen. Sie brauchte jedoch nicht lange zu warten, bis der charakterloſe Mann ſich unbedingt zu ihrer Verfügung ſtellte.

Das ging ſo zu. Ranzau hegte bei aller ſeiner Zerfahrenheit ein lebhaftes Standesgefühl. Er grollte der jungen Königin, er grollte dem Günſtling, weil dieſe mit ihren Neuerungen das Anſehen und Intereſſe des Adels empfindlich verletzt hatten. Aber er war nicht unverſöhnlich. Im Gegentheil, er war zur Stunde noch bereit, mit der Königin und Struenſee ſich zu verbinden, unter der Bedingung, daß das Regierungsſyſtem zum Vortheile des Adels geändert und ihm ſelbſt geſtattet würde, nicht nur einen Finger, ſondern die ganze Hand in der Regierung zu haben. Herr von Sprengporten, der ſchwediſche Geſandte, welchem, wie auch dem engliſchen und franzöſiſchen,

alles daran gelegen war, Struenſee am Ruder zu erhalten, weil deſſen Politik Schweden, England und Frankreich gegenüber eine korrekte war, — Sprengporten ſah, was in Ranzau vorging, nahm Rückſprache mit ihm und machte ihm einleuchtend, daß es für den Grafen beſſer und lohnender wäre, den Günſtling auf den richtigen Weg zurückzuführen als ſich ſelbſt und den Staat den unberechenbaren Zufällen einer gewaltſamen Veränderung preiszugeben. Beweglich und ſanguiniſch, wie er war, ging Ranzau auf der Stelle zu Struenſee, ſtellte mit freundſchaftlicher Lebhaftigkeit dieſem die ganze Lage vor, bat, warnte, zeigte, wie der ſchwarz und ſchwärzer heraufziehenden Gefahr zu begegnen wäre. Alles vergeblich! Der Günſtling muß zu jener Stunde, welche ſein Schickſal noch hätte zum beſſeren wenden können, mit völliger Verblendung geſchlagen geweſen ſein. Er dankte, die Lippen von einem hochmüthigen lächeln gekräuſelt, dem Grafen für ſeine Theilnahme und ließ ihn ſtehen. Wüthend und nur noch auf Rache ſinnend eilte Ranzau nach Friedens-

burg, der Königin-Witwe zu ſagen, daß er der Ihrige ſei. Jetzt wurden unverweilt die einzelnen Fäden des Komplotts ſtraff angezogen und wurde der Aktionsplan feſtgeſtellt.

Derweil war das Jahr 1771 zu Ende gegangen. Der Hof hatte den Sommer auf Hirſchholm verbracht und im Spätherbſte das der Hauptſtadt näher gelegene Luſtſchloß Friedrichsburg bezogen. Die junge Königin hegte Abſcheu vor Kopenhagen und ließ ſich nur mit äußerſtem Widerwillen beſtimmen, nach ſchon völlig eingebrochenem Winter die Verlegung der Hofhaltung in das Stadtſchloß zuzugeben. Struenſee beſchwichtigte ihre Beſorgniſſe durch Aufzählung der von ihm getroffenen militäriſchen Sicherheitsmaßregeln. Er ſcheint den Warnungen zum Trotz, welche ihm der engliſche Geſandte zu dieſer Zeit wiederholt zukommen ließ, keine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm alle dieſe Maßregeln aufs ſchmählichſte verſagen würden.

Am Abend des 16. Januars 1772 ſtralte der kopenhagener Königspalaſt von Kerzenlichtern und rauſchten ſeine Säle von Muſik. Es war großer Ball bei Hofe. Königin Mathilde, jetzt in ihrem einundzwanzigſten Jahre und im Vollglanz ihrer Schönheit ſtehend, war an dieſem Abend, dem letzten, wo ſie das Diadem trug, ſo heiter, wie ſie ſeit lange nicht mehr geweſen. Sie tanzte die letzte Quadrille mit dem Prinzen Friedrich, ihrem und ihrer Kinder Todfeind. Eine Stunde nach Mitternacht iſt das Feſt zu Ende, die Herrſchaften ziehen ſich in ihre Gemächer zurück und Stille breitet ſich über die weiten Räume des Schloſſes, deſſen Wachtpoſten die Grenadire vom Regiment des Oberſts Köller innehaben. Gegen drei Uhr Morgens brennt nur in dem Kabinette der Königin-Witwe Juliane noch Licht.

Zu dieſer Stunde erſcheint der Oberſt Köller in großer Uniform in dem Wachtzimmer des Schloſſes, läſſt die Offiziere der Wachtmannſchaft wecken, verſammelt ſie um ſich und erklärt ihnen mit ſoldatiſcher Strenge und Kürze, daß er vom

König Befehl habe, die Königin, den Grafen Struenſee und ihre Anhänger zu verhaften. Die Offiziere denken nicht daran, die Vorweiſung eines vom König unterzeichneten Befehls zu verlangen, ſondern erklären ſich zum Gehorſam bereit. Draußen umſtellt zur gleichen Zeit der Oberſt Eichſtädt das Schloß mit ſeinem Dragonerregiment, um jede Verbindung mit der Stadt zu hindern. Köller ſteigt mit ſeinen Offizieren zu der ängſtlich harrenden Königin-Witwe hinauf, bei welcher Prinz Friedrich, Graf Ranzau und Guldberg verſammelt ſind. Nach einer letzten kurzen Verabredung wird weiter vorgeſchritten. Das Unheil iſt im Gange.

Juliane, ihr Sohn, Ranzau und Guldberg machen ſich zum König auf den Weg und der Graf übertölpelt den beſtürzten, aus dem Schlafe aufgeſchreckten erſten Kammerdiener, ihnen die Thüre des königlichen Schlafgemachs, deſſen Schlüſſel er in Verwahrung hat, aufzuſchließen. Darauf wird an dem Bette des armen König-Simpels eine lärmende Ueberraſchungs- und Angſtſcene aufgeführt. „Die Stadt iſt in Aufruhr! Das Volk

ſchreit nach Gerechtigkeit gegen die Königin und Struenſee! Es will Opfer haben! Es droht mit Abſetzung!“ — Dazu der König: „Rathet mir, helft mir! Wohin fliehen? Was ſoll ich thun?“ — Worauf Ranzau, im voraus von Guldberg aufgeſetzte Verhaftsbefehle vorbringend: „Dieſe Papiere unterzeichnen und Ew. Majeſtät, das königliche Haus und Dänemark ſind gerettet!“ Das unterſchreiben macht Chriſtian dem Siebenten wenig Sorge. Was hat er ſeit Jahren nicht alles unterſchrieben! Aber wie er zur Feder greift, fällt ſein wirrer Blick auf den Namen Mathilde, der auf dem erſten ihm vorgelegten Papiere ſteht. Er ſtutzt, zaudert, wirft die Feder weg. Ging ein Lichtblitz durch ſein Gehirn? Rührte ein edles Gefühl den Sumpf ſeiner Seele auf? Die Verſchworenen merken, daß alles auf dem Spiele ſtände, falls der König auch nur für fünf Minuten Herr ſeiner ſelbſt wäre, und ſtürmen daher mit neuen Schreckbildern auf ihn ein, zwingen ihm die Feder in die Hand und er unterſchreibt.

Inzwiſchen iſt Oberſt Köller in das Schlaf-

zimmer des Günſtlings gedrungen. „Was gibt es denn?“ fragt der Ueberraſchte, noch halb im Schlafe. „Sie werden es ſchon ſehen. Stehen Sie nur auf!“ erwidert der Oberſt barſch, faſſt den Miniſter brutal an der Kehle und ſchüttelt ihn. Struenſee iſt angedonnert, völlig faſſungslos, wie Wachs unter den Händen Köller's. Ihm, der es in Dänemark zum Geſetze gemacht, daß kein Edikt, kein Befehl, welche nicht von dem König oder ihm ſelbſt unterzeichnet waren, Giltigkeit hatte, ihm fiel es jetzt gar nicht ein, nach einem ſchriftlichen Verhaftsbefehl zu fragen. Möglich immerhin, daß dieſe Frage ihm Rettung gebracht, denn Köllers Offiziere, die keineswegs in die Verſchwörung eingeweiht waren, hätten dadurch erfahren, daß ihr Oberſt ganz und gar nicht auf königlichen Befehl handelte. Nie vielleicht hat ein Mann, welcher ein Land beherrſchte, widerſtandsloſer ſich fällen und fangen laſſen. Kein zucken von Mannhaftigkeit, keine Regung von Energie. Nichts als ſchmählichſte Schlaffheit und Feigheit. Eine kleine Seele, die „in ihres nichts durch-

bohrendem Gefühle“ der Gefahr den Nacken beugt und die Hände den Fesseln darbietet. So läſſt ſich der Gebieter eines Königs und der Geliebte einer Königin ins Gefängniß ſchleppen .... Man iſt doch wohl berechtigt, von einem Mann als von einem Glückspilz zu reden, welcher ſo ganz nach Pilzart vor dem erſten nachdrücklich gegen ihn geführten Schlage zuſammenknickte. Man ſpreche nicht von dem überwältigenden Eindruck einer plötzlichen Gefahr. Sie war für den Günſtling durchaus keine plötzliche. Nach der Unterredung mit Ranzau, nach allen den empfangenen Warnungen muſſte er darauf gefaſſt ſein. Aber Gefahr iſt wie Einſamkeit. Beide verengen kleine Seelen, während ſie große weiten; beide erdrücken gemeine Geiſter, während ſie edle erheben und ſtählen. Struenſee war eine kleine Seele, ein gemeiner Geiſt. Die Romantik kann ihn bemitleiden; aber die Geſchichte muß ihm das Urtheil ſprechen, daß er nur ein Schwindler geweſen ſei, ganz und gar unwürdig, von einer Frau wie Mathilde geliebt zu werden.

Aus dem Schlafzimmer des Königs eilt Ranzau nach dem der Königin. Eichstädt und andere Offiziere begleiten ihn auf dieſem Gange. Es hat aber im Schloſſe ſchon Lärm genug gegeben, um die arme Mathilde zu wecken. So wurde ſie wenigſtens nicht im Schlafe überfallen und ſie hat bei der jetzt folgenden abſcheulichen Scene einen Muth entfaltet, welcher Zeugniß gibt, daß in dieſer Frau etwas von dem Stoffe geweſen, aus welchem Heldinnen gemacht ſind. Aber ſie war nicht in einer Epoche des Heroismus geboren, ſondern in einer Epoche gewiſſenloſer Intrike und erzſtirniger Brutalität. Es hat auch die letztere in dieſer ganzen Zeit ſicherlich nie brutaler ſich geoffenbart als zur Stunde, wo der wüſte Ranzau und ſeine Spießgeſellen die unglückliche Königin gefangen nahmen.

Wie ſie Geräuſch in ihrem Vorzimmer hört, ruft Mathilde nach ihren Kammerfrauen. Bleich, verſtört, nur halb angezogen drängen ſich die Dienerinnen herbei. Die Königin ſpringt aus dem Bette und fragt, was der nächtliche Lärm

bedeute, was denn vorgehe. Man ſagt ihr, daß Graf Ranzau ſie im Namen des Königs ſprechen wolle und mit einer Anzahl von Offizieren im Vorzimmer harre. „Graf Ranzau? Im Namen des Königs? Ruft eilends den Grafen Struenſee!“ — „Ach, Majeſtät, der Herr Miniſter iſt verhaftet.“ — Da ſchlägt die Königin in der bitteren Gewißheit ihres Untergangs die Hände vor das Geſicht und ruft aus: „Verrathen und verloren! Auf ewig verloren!“ Aber raſch wieder Meiſterin ihrer ſelbſt, wirft ſie einen Pudermantel über ihre Schlaftoilette und ſagt: „Laſſt ſie eintreten, die Verräther. Ich bin auf alles gefaſſt.“

Sie geht den Eintretenden entgegen. Ranzau verbeugt ſich ceremoniös und lieſ't der Königin den von dem König vorhin unterzeichneten Verhaftsbefehl vor. „Geben Sie her, ich will es mit eigenen Augen leſen.“ Der Graf reicht ihr das Papier. Sie lieſ't es vom Anfang bis zum Ende durch, wirft es dann zu Boden, ſetzt den Fuß darauf und ſagt, vor Verachtung zitternd: „Daran erkenne ich die Verräther und den König.“

Darauf Ranzau: „Majeſtät, ich bitte Sie, die Befehle des Königs zu reſpektiren.“ Mathilde wieder: „Die Befehle des Königs? Befehle vielmehr, wovon er nichts weiß und welche nur die infamſte Verrätherei ſeiner Thorheit entriſſen hat. Nein, ſolchen Befehlen gehorcht keine Königin!“... Man ſieht, dieſe zwanzigjährige Frau benahm ſich eben ſo mannhaft, wie Struenſee weibiſch ſich benommen hatte. Sie that noch mehr: ſie, die arme ſchwache verlaſſene Frau, verſuchte ſogar phyſiſche Gegenwehr gegen die Gewalt.

Ranzau erklärt ihr, daß er ſeinen Auftrag vollziehen müſſe und daß derſelbe kein zögern vertrage. Worauf die Königin: „Ich verweigere Rede und Fügſamkeit, bevor ich den König geſehen und geſprochen habe.“ Und ſie eilt der Thüre zu. Der Graf vertritt ihr den Weg und ſtößt eine Drohung aus. „Sie ſind ein Elender! Wie, ziemt dieſer Ton einem Diener gegen ſeine Königin? Sie ſind der verächtlichſte der Menſchen, ein Schmachbeladener, den ich niemals fürchten werde.“ Ranzau murmelt: „Man muß ein Ende machen“ —

und winkt einem der Offiziere mit den Augen. Ein Auftritt hebt an, von deſſen Schmach alles Waſſer der Oſtſee die däniſche Ariſtokratie nicht reinwaſchen kann.

Der Offizier — ich habe leider den Namen des Buben nicht finden können — packt mit roher Fauſt die Königin. Sie entreißt ſich ſeinem Griff und ſtößt einen markdurchdringenden Hilferuf aus. Nun umringen alle die Memmen und Verräther die Unglückliche und werfen ſich auf ſie. Sie durchbricht die Kette, ſpringt zum Fenſter, reißt es auf und will ſich hinausſtürzen. Da faſſt ſie wieder einer der Schurken. Vom Paroxysmus der Wuth erfüllt, packt ſie den Elenden bei den Haaren und ſchleudert ihn zu Boden, ebenſo einen zweiten, bis ſie endlich, von allen zugleich angefallen, nach einem ſchrecklichen ringen athemlos, mit aufgelöſten Haaren, halbnackt und ohnmächtig zu Boden ſinkt .... Die nothdürftig wieder zu ſich Gekommene zwingt Ranzau, ſich anzukleiden, während er ſie mit wüſten Schimpfreden überſchüttet. Dann ſchleppt man ſie in den Hof hinunter, verſchließt

ſie in eine Kutſche und führt ſie nach der Feſtung Kronburg ins Gefängniß. Und doch war dieſe furchtbare Stunde noch nicht die bitterſte ihrer Leidensgeſchichte. Dieſe kam erſt dann, als ſie erfahren muſſte, daß auch der ſie verrathen hätte, dem ſie vertraut, dem ſie Ehre, Ruf und Krone geopfert hatte.

In der Morgendämmerung wurden auch Struenſee's Bruder, der Oberſt Falkenſkiöld, der Graf Brandt, der Leibarzt Berger und etliche andere Anhänger Struenſee's verhaftet. Dann ſetzte man ein ekelhaftes Revolutionsſpektakel in Gang, indem man dem Pöbel die Häuſer des geſtürzten Miniſters und ſeiner Kreaturen preisgab, betrunkene Matroſen in den Straßen tumultuiren und Vivats auf den König, die Königin-Witwe Juliane und den Prinzen Friedrich brüllen ließ. Die Geiſtlichen muſſten die Kanzeln der Hauptſtadt von Dankgebeten für die glücklich vollbrachte Umwälzung ertönen laſſen. Ja, man ſcheute die koloſſal lächerliche Lüge nicht, ſie den Himmel dafür preiſen zu laſſen, daß er den König vor den frevelhaften Abſichten des

„Königsmörders“ Struenſee bewahrt hätte. Chriſtian der Simpel muſſte im Galaaufzug eine Rundfahrt durch Kopenhagen machen, um ſich „mit ſeinem Volke über die gemeinſame Rettung zu freuen.“ Kurz, die ganze bodenloſe Niederträchtigkeit, wie verworfene Parteien, wenn ſie ſiegreich ſind, zu entfalten pflegen, trat auch hier ſchamlos zu Tage. Selbſtverſtändlich war es eine erſte Sorge der ſiegreichen Verſchwörer, ſich gegenſeitig mit Belohnungen zu überhäufen. Sämmtliche Häupter des Komplotts wurden auch Mitglieder des wiederhergeſtellten Staatsraths, an deſſen Spitze zum unſäglichen Verdruſſe Ranzau's Juliane nicht ihn, ſondern ihren jämmerlichen Sohn Friedrich ſtellte. An die fremden Höfe ergingen Depeſchen, worin geſagt war, die vor ſich gegangene Palaſtrevolution ſei nur eine „Familienangelegenheit,“ welche mit der Politik nichts zu thun habe. Die Höfe ließen ſich das fait accompli gefallen und der engliſche Geſandte begnügte ſich, die ſiegreichen Verſchwörer zu warnen, an der Perſon der Königin Mathilde, der Schweſter ſeines Königs, ſich zu vergreifen;

denn in dieſem Falle müſſte und würde England vergeltend einſchreiten.

Nach dem Siege kam die Rache. Es läſſt ſich, ſo, wie die Menſchen nun einmal ſind, wenig dagegen einwenden; denn es liegt ja in der menſchlichen Natur die Niedertracht, zu ſchreien: „Wehe den Beſiegten!“ Bei Palaſtrevolutionen pflegt es noch unſauberer herzugehen als bei Volksrevolutionen, und wenn Struenſee und ſeine Anhänger in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 unter den Waffen der Verſchwörer gefallen wären, ſo müſſte ſich ein Kenner der Menſchen und der Geſchichte begnügen, dies als eine der gewohnten Unſauberkeiten, wie ſie Staatsſtreiche zu begleiten pflegen, achſelzuckend hinzunehmen. Dagegen muß es jedes menſchliche Gefühl empören, wenn, wie hier der Fall war, ſtatt in der Erhitzung des Kampfes nach demſelben mit kaltem Blute Morde begangen werden und zwar unter den Formen der Rechtspflege. Die

Proceſſirung, Verurtheilung und Hinrichtung des geſtürzten Günſtlings ſteht als eines der brennendſten Skandale, als eine der gröbſten Satiren auf die Juſtiz da, welche die Weltgeſchichte kennt. Denn die Wahrheit iſt, nicht die Beſiegten, ſondern vielmehr die Sieger waren nach dem formalen Rechte, nach den Geſetzen Dänemarks die Schuldigen. Aber freilich, was iſt in der Staatspraxis und, ach, auch in der Privatpraxis das formale Recht? Eine ſchöne Illuſion. Was iſt das wirkliche Recht? Die Macht und der Erfolg. Das müſſte allerdings den Glauben an eine ſittliche Weltordnung von Grund aus zerſtören, wenn nicht die große Thatſache, daß die Weltgeſchichte doch mitunter wieder als Weltgericht ſich manifeſtirt, denſelben aufrecht erhielte. Ueber wie viele von ihrer Zeit als „Große“ Umſchmeichelte hat dieſes unerbittliche Gericht nicht ſchon den Wahrſpruch „klein“ gefällt!

Es widerſtrebt mir, die ganze Kloake der gegen die Beſiegten angehobenen Procedur aufzudecken. Der daraus aufſteigende Brodem iſt

zu abſcheulich. Genug, ſchlechte Menſchen, Juliane, Prinz Friedrich und ihr Anhang, fanden noch ſchlechtere, welche ſich dazu hergaben, die von jenen gewollten Morde in angebliche Rechtsformen zu kleiden. Zu Blutopfern waren Struenſee und Brandt auserſehen. Der Hauptanklagepunkt gegen den letzteren war ein ſo abſurder, daß er unglaublich ſein würde, falls er nicht aktenmäßig verbürgt wäre. Der blödſinnige König zankte, ſchimpfte und balgte ſich nämlich nicht ſelten mit ſeinem Geſellſchafter und Wächter Brandt herum. Bei einer ſolchen Gelegenheit hatte der König den Grafen Brandt einen „Kujon“ geſchimpft und gedroht, er wolle demſelben tauſend Stockprügel geben laſſen. Im Fortgange der ſchönen Unterhaltung waren dann die beiden Herren handgemein geworden. Der König hatte dem Grafen nach der Zunge gegriffen und Brandt den König in den Finger gebiſſen. Aus dieſer Katzbalgerei machten Brandts Ankläger und Richter ein Attentat auf das Leben des Monarchen!

Die in der Anklageakte gegen Struenſee vor-

gebrachten Beſchuldigungen waren, mit Ausnahme der dritten und ſechſten, kaum weniger albern. Er wurde nämlich angeklagt: 1) eines entſetzlichen Anſchlags gegen die Perſon des Königs; 2) des Vorhabens, den König zur Abdankung zu zwingen; 3) des verbotenen Umgangs mit der Königin; 4) der Art und Weiſe, wie er den Kronprinzen erzogen habe; 5) der großen Gewalt und des Anſehens, das er ſich erworben; 6) der Art, wie er den Staat verwaltet habe. Der dritte Punkt war der weitaus bedenklichſte. Er gab Struenſee's Feinden nicht nur den plauſibelſten Vorwand, ihn phyſiſch zu tödten, ſondern er brach ihm auch moraliſch den Hals, indem er ſich gerade inbetreff dieſes Kardinalpunktes als ein jämmerlicher Feigling und Verräther benahm.

Man ſagt, und es iſt bei der ganzen Geſtalt der Procedur ſehr glaublich, daß ſeine Richter oder vielmehr Henker den verlorenen Mann ſowohl mit der Androhung der Folter ſchreckten als auch durch die Vorſpiegelung kirre machten, es wäre ein Rettungsmittel, das einzige Rettungs-

mittel für ihn, wenn er die Königin Mathilde möglichſt tief in ſeine Angelegenheit verſtrickte. Aber trotz alledem durfte ein Mann nie thun und konnte nur ein Schwächling und Schwindler thun, was er that, indem er in ſeinem Verhör vom 21. Februar geſtand, daß er der Liebhaber der Königin geweſen ſei und ihrer höchſten Gunſt genoſſen habe. Von jetzt an kann er nur noch das Gefühl gränzenloſer Verachtung für ſich in Anſpruch nehmen. Es würde ihn nicht einmal entſchuldigen, wenn die Sage, man habe ihn mittels Vorlegung eines falſchen Protokolls, worin Mathilde angeblich ihrerſeits die Verſchuldung bereits eingeſtanden hatte, zum Geſtändniß bewogen, mehr wäre als eine Sage.

Genau in demſelben Maße, in welchem Struenſee in der Achtung des unbefangenen Beobachters ſeiner Laufbahn fällt, ſteigt die arme ſchöne gefangene Königin, deren Stern ſchon in einem Alter, wo der anderer Frauen ſich kaum erhebt, in

trübſtem Gewölke unterging. Ich wiederhole es, Mathilde wäre unter glücklicheren Umſtänden eine Zierde ihres Geſchlechts, vielleicht der Geſchichte geworden. Denn ihr urſprüngliches Weſen war gut und edel und ſie entfaltete in ihrem furchtbaren Miſſgeſchick einen Adel der Seele, welcher ſie thurmhoch über den Mann ſtellt, an den ſie ihr Vertrauen weggeworfen.

Man wollte oder konnte der Schweſter König Georgs des Dritten von Großbritannien nicht ans Leben, obzwar Juliane's Haß ſich am liebſten mit dem Blute der jungen Frau geſättigt hätte. Aber ſie ſollte wenigſtens zu Grunde gerichtet werden und zwar für immer. Am 9. März begab ſich zur Einvernehmung der Königin eine Kommiſſion nach Kronburg. Sprecher derſelben war der Freiherr von Schack-Rathlow, den man früher für einen Ehrenmann gehalten hatte, der ſich aber jetzt als der Niederträchtigſte der Niederträchtigen benahm. So ſchnell findet die unbeſchränkte Gewalt, ſelbſt die ſchlechteſte, ſogar unter ſcheinbaren Ehrenmännern willigſte Werkzeuge. Mathilde

empfing ihre Inquiſitoren mit ruhiger Würde und machte alle raffinirten Verhörkünſte durch ihre Faſſung und Geiſtesklarheit zu Schanden. Die Herren ſchienen mit ihrem Witz zu Ende zu ſein, wuſſten nicht wo aus und ein, ſtockten und beguckten angelegentlich die Schnallen ihrer Schuhe. Nur einer wuſſte Rath, der Freiherr von Schack, der „Ehrenmann.“ Hier konnte nur die ſchmachvollſte Liſt zum Ziele führen und er zögerte nicht, einer ſolchen ſich zu bedienen.

Plötzlich ſieht er die unglückliche Fürſtin ſtarr an und ſagt: „Ihr leugnen iſt vergeblich. Graf Struenſee hat ſeinen verbrecheriſchen Umgang mit Ihnen vollſtändigſt und umſtändlichſt eingeſtanden.“ Mathilde ſträubt ſich gegen die Wirkung dieſes Keulenſchlags. „Nein — ruft ſie aus — es iſt unmöglich, unmöglich! Struenſee kann das nicht gethan haben! Nein, nein! .... Und wenn, ſo ſtelle ich alles in Abrede, was er geſagt hat.“ Schack bemerkt, wie das ganze Weſen der Unglücklichen unter dem Eindrucke der furchtbaren Nachricht bebt und zittert, daß ihre Faſſung

ſchwindet, ihre Beſinnung wankt, und mit ſataniſcher, aber auf eine nicht gemeine Kenntniß des Frauenherzens gegründeter Tücke fährt er fort: „Struenſee hat dieſes ſein Geſtändniß wiederholt, beſtätigt und unterzeichnet. Dieweil nun aber Königliche Majeſtät die Sache ſo beſtimmt in Abrede ſtellen, ſo liegt gegen den Elenden die Anklage auf ein neues Verbrechen vor, auf das Verbrechen frechſter Verleumdung geheiligter Majeſtät, welches nur die qualvollſte Todesſtrafe ſühnen kann.“

Dieſer Stoß ging bis ins Herz. Mathilde fiel, von einer Ohnmacht angewandelt, in ihren Stuhl zurück und ein lächeln der Befriedigung kräuſelte die Mundwinkel des freiherrlichen Ehrenmanns. Was alles muſſte in der Seele der armen jungen Frau wühlend und peinigend durcheinanderſtürmen, während ſie ſich langſam wieder erholte! Der Mann, dem ſie alles hingegeben, hatte ſie ſchnöde verrathen? Aber ſie hatte ihn geliebt, ſie vermochte ihn von einem qualvollen Tode zu retten, wenn ſie geſtand. Und warum auch nicht alles geſtehen, was man haben wollte?

Welchen Ruf hatte ſie jetzt noch zu erhalten, welche Ehre zu wahren? Für wen? Wozu? Was war ihr jetzt noch die Welt und ihr Urtheil? Jetzt, nachdem er ſie verrathen, er! Muſſte ſie ihn nicht haſſen, aber konnte ſie es? Nein! Sei es jene über Tod und Hölle triumphirende Frauenliebe, ſei es ein himmliſches, nein, ein reinmenſchliches Erbarmen, wovon die erlauchte Unglückliche bewegt war, ſie wollte verſuchen, um jeden Preis verſuchen, den Schwerbedrohten zu retten.

Flüſternd fragt ſie ihren Peiniger: „Und wenn ich nun eingeſtände, was Struenſee ausgeſagt hat, was dürfte dann der Unglückliche von der Gnade ſeines Königs hoffen?“ Der Freiherr Ehrenmann blickt auf die Bebende und erwidert ſanft und beruhigend: „Vieles, alles! Aber es iſt zu dieſem Zwecke nöthig, daß Sie Ihr Geſtändniß unterzeichnen.“ Und er ſchiebt ihr das inzwiſchen eiligſt gefertigte Protokoll zur Unterſchrift hin. An allen Gliedern bebend, ergreift mit einer gewaltſamen Anſtrengung Mathilde die Feder, beugt ſich über den Tiſch und beginnt ihren Namen

zu ſchreiben. Aber ſie hat nur erſt die Anfangsbuchſtaben gemacht, als ſie aufblickt und den tückiſchen Triumph in den Geſichtszügen des Schurken bemerkt. Da ſchleudert ſie die Feder weg und ſtößt die Worte hervor: „Ihr betrügt mich ſchandbar! Struenſee hat mich nicht angeklagt! Ich kenne ihn! Nein, er hat es nicht gethan, er kann es nicht gethan haben!“ Sie will aufſpringen, aber die Kniee brechen ihr ein, es ſauſ't ihr in den Ohren, es dunkelt ihr vor den Augen und — der Freiherr-Ehrenmann hebt die weggeworfene Feder auf, ſteckt ſie in die willenloſe Hand Mathilde's und läſſt dieſe Hand, ſie mit der ſeinigen führend, die angefangene Namensunterſchrift vollenden. Dann überlaſſen die Herren die Königin, welche das zu ſein durch dieſe Unterſchrift aufhörte, ihren Schmerzen und ihrer Betäubung und eilen mit dem koſtbaren Protokoll nach Kopenhagen zurück.

Nachdem die Verhöre beendigt und die Akten zum Gebrauche von Richtern hergerichtet waren, welche nur Sprachrohre für das, was man ihnen zum voraus diktirt hatte, sein sollten und wollten, trug vor dem außerordentlich bestellten Gerichtshof am 24. März Namens des Königs der Prokurator Bang die Anklage gegen die Königin vor. Man gewährte ihr in dem Advokaten Uhldal einen Vertheidiger, der seine Pflicht mit Geist und Eifer erfüllte. Selbstverständlich ohne Erfolg. Am 6. April sprach der Gerichtshof das Ehescheidungsurtheil gegen die Königin Mathilde aus. Juliane und ihre Vertrauten hatten gewünscht, auch die Prinzessin Luise, die kleine Tochter Mathilde's, in das traurige Geschick ihrer Mutter zu verwickeln und dieselbe förmlich als im Ehebruch gezeugt brandmarken zu lassen. Allein die Sache hatte, auch abgesehen davon, daß sie sich schlechterdings nicht beweisen ließ, mancherlei Haken und man ließ sie daher fallen. Dagegen war man grausam genug, zu bestimmen, daß die geschiedene Königin ihre Kinder nur noch einmal und dann nie wieder sehen sollte.

Am 21. April ſchritt der Gerichtshof zur Behandlung der Anklage gegen Struenſee und Brandt. Der Generalfiſkal Wivet brachte eine Anklageakte vor, die, aus abſurden Lügen, gemeinen Schimpfereien und ſchlechten Späſſen zuſammengeſtoppelt, kaum ihres gleichen haben dürfte. Der Ton dieſes Aktenſtücks erhellt ſchon hinlänglich daraus, daß Struenſee, „vormals ein Medikus, jetzt ein Graf," darin genannt wird „ein ſo großer Spitzbube, als nur jemals in Deutſchland auf der Meſſe ein- und ausgeläutet worden," und daß ihm wiederholt vorgerückt wird, er habe „einen ſolchen fetten Wanſt, als ob er Vitellius wäre." Die gegen Brandt erhobene Anklage würde noch nichtsſagender und frivoler geweſen ſein, wäre das möglich geweſen. Im übrigen war ja gegen beide das Urtheil geſprochen, bevor die Anklage vorgebracht wurde. Die am 25. April gefällte Blutſentenz lautete, „daß der Graf Johann Friedrich Struenſee, ſich ſelbſt zur wohlverdienten Strafe und Gleichgeſinnten zum Beiſpiel und Abſcheu, Ehre, Leib und Gut verwirkt habe, ſeiner gräflichen und

aller andern ihm verliehenen Würden entſetzt ſein, ſein gräfliches Wappen vom Henker zerbrochen und ſodann Johann Friedrich Struenſee's rechte Hand und darauf ſein Kopf ihm lebendig abgehauen, ſein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl geſteckt werden ſollte." Ganz genau in denſelben Ausdrücken war das gegen Brandt erlaſſene Urtheil gehalten. Man ſieht, die infamen, von Juliane und ihrem Anhang beſtellten Juſtizmörder hielten es nicht einmal der Mühe werth, ihren Blutſpruch mit etlichen wohlfeilen Motiven auszuſtaffiren. Weſſwegen Struenſee Ehre, Leib und Gut verwirkt habe, warum er geköpft und geviertheilt werden ſollte, war gar nicht geſagt. Die ganze Procedur iſt eins der kyniſchſten Poſſenſpiele geweſen, welche Parteiwuth und Kabinettsjuſtiz jemals aufgeführt haben.

Am 26. April unterzeichnete Chriſtian der Siebente die beiden Todesurtheile. Es machte dem König-Simpel nicht mehr Skrupel, die Ermordung von zwei Männern zu beſtätigen, welche

Jahre lang ſeine vertrauteſten Freunde und Genoſſen geweſen, als es ihm gemacht hätte, den Tod einer Fliege zuzulaſſen. Er iſt nach der ſtruenſee'ſchen Kataſtrophe noch ſechsunddreißig Jahre lang ſo hingeſimpelt, bis zu ſeinem i. J. 1808 endlich erfolgten Tode dem Namen nach König, in Wahrheit ein verachteter und läſtiger Sklave ſeiner Umgebung.

Die Hinrichtung Struenſee's und Brandts erfolgte am 27. April 1772. Brandt benahm ſich auf dem Gange zum Schaffot mannhafter als jemals in ſeinem Leben und auf der Henkerbühne wahrhaft heroiſch. Struenſee, der während ſeiner letzten Tage die Stimmung und das Gebaren eines flennenden Frömmlers und bußfertigen Sünders gezeigt hatte, erſchien auch auf dem Schaffote würdelos und ſchlotterig. Er hatte nicht zu leben gewuſſt und wuſſte nun auch nicht zu ſterben. Der Scharfrichter behandelte den Unglücklichen ſo ungeſchickt, daß ſeine Hinrichtung eine ſchauderhafte Metzelei war. Giftſpinne Juliane ſog, ſo zu ſagen, mit Wolluſt den Blutbrodem dieſer

Metzelei ein. Auf der Zinne des Schloßthurms der Chriſtiansburg ſtehend ſah die Megäre mittels des Tubus der ſcheuſäligen Scene zu. Als die Reihe an Struenſee gekommen, rieb ſie ſich ſeelenvergnügt die Hände und rief aus: „Jetzt geht es dem Dicken an den Kragen!“ Die um das Schaffot her ſtehende Volksmenge verhielt ſich während der ganzen Dauer des barbariſchen Auftrittes ſtill und in dieſem Schweigen ſprach ſich eine ſo unverkennbare Miſſbilligung der beiden Juſtizmorde aus, daß die Anſtifter derſelben allerlei Verſuche machten, den Fanatismus der Bevölkerung von Kopenhagen wieder zu galvaniſiren. Es gelang aber nicht und das däniſche Volk hatte bald ſattſame Veranlaſſung, die Betrachtung anzuſtellen, daß durch die vorgegangene Palaſtrevolution ſeine Lage keineswegs verbeſſert, ſondern eher noch verſchlimmert worden ſei. Es liegt uns eine Depeſche des engliſchen Geſandten vom 17. Oktober 1772 vor, worin mit dürren Worten geſagt iſt, daß Dänemark durch die ſtruenſee'ſche Kataſtrophe aus dem Regen unter die Traufe kam.

Das Regiment Juliane's, des Prinzen Friedrich und ihrer Bande war despotisch und ganz unfähig zugleich. Die Tyrannei einer Oligarchie ist bekanntlich die schlimmste aller Tyranneien und das erwies sich recht klärlich und kläglich schon durch die Art und Weise, wie die jetzt in Dänemark herrschende Oligarchie gegen einige der Anhänger des gemordeten Günstlings verfuhr. So wurde der General Gheler seines Ranges und Gehalts beraubt und aus dem Lande verwiesen, weil er, wie es in dem Urtheil hieß, „weil er Anlaß gegeben, daß man ihn im Verdacht gehabt;" so wurde der junge Falkenskiöld, „weil er ein Freund Struensee's gewesen," auf Lebenszeit auf den öden Felsen Munkholm gesetzt.

Inbetreff der armen Mathilde war zuerst bestimmt worden, daß sie in Dänemark bleiben und in der jütischen Stadt Aalborg wohnen sollte. Da ihr aber der dänische Boden unter den Füßen brannte, so vermittelte ihr Bruder, Georg der Dritte, daß sie nach Deutschland gehen durfte, wo er ihr in Zelle eine Zufluchtsstätte bereitete.

Am 30. Mai 1772 ſchiffte ſie ſich zu Kronburg auf einer engliſchen Fregatte ein und verließ gebrochenen Herzens ein Land, wo ihre Kinder zurückblieben und wo ihre Jugend durch den grauſamſten Schickſalsſturm geknickt worden war. In Zelle gewann ſie die aufrichtige Bewunderung und Anhänglichkeit aller, welche ihr nahekamen. Ohne Bitterkeit, doch mit inniger Reue blickte ſie auf das zurück, was ihr Irrthum, ihre Verſchuldung und ihr Verderben geweſen war. Schlicht, ſanft und geduldig trug ſie ihr Loos. Sie hatte es nicht allzu lange zu tragen. Der Tod war milder gegen ſie, als das Leben geweſen: ſchon am 10. Mai 1775 ſtarb ſie, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

So verlief, ſo endigte dieſe däniſche Hoftragödie, deren edelſtes und beklagenswertheſtes Opfer eine Frau war, die gefehlt hatte, die ſich aber von ihrem Fall zu der hochherzigſten Opferfreudigkeit erhob, um den zu retten, der ſie verrathen hatte. Ihr Fehltritt gehört ihrer Zeit, ihr Edelmuth gehört ihr ſelbſt an. Ihre wirkliche

Schuld mußte in der Anschauungsweise ihrer Zeit als eine sehr unerhebliche erscheinen. Denn die Epoche des aufgeklärten Despotismus ist zugleich eine Epoche der gänzlichen Verwirrung aller sittlichen Begriffe gewesen. Wie hätte es auch anders sein können zu einer Zeit, wo Dirnen von der Sorte der Pompadour, ja von der Sorte der Dubarry die Geschicke großer Staaten lenkten? In Wahrheit, es ist ein ebenso unleugbarer als tröstlicher Vorschritt, den die europäische Gesellschaft seit hundert Jahren gemacht, daß heute nicht mehr, wie damals, die Forderungen des Sittengesetzes nur — um in der Hofsprache des „philosophischen" Jahrhunderts zu sprechen — an die „Kanaille" und „Roture" gestellt werden. Eine Grävenitz, eine Kosel, eine Lichtenau wäre jetzt in Deutschland eine Unmöglichkeit. Kein deutscher Fürst könnte es heutzutage mehr wagen, den Thronfolger zu zwingen, seiner Maitresse Angesichts des ganzen Hofes die Hand zu küssen, wozu bekanntlich Friedrich Wilhelm der Zweite noch i. J. 1797, also kurz vor seinem Tode, seinen Sohn,

den nachmaligen Friedrich Wilhelm den Dritten, gezwungen hat. Ich gebe zu, daß die Beſſerung vornehmer Sitten vielfach noch nicht weiter vorgeſchritten als bis zur rückſichtsvolleren Wahrung des äußeren Anſtands. Aber daneben iſt es nur gerecht, zu ſagen, daß in die höheren und höchſten Geſellſchaftskreiſe die Einſicht gedrungen, bürgerliche Tugend und häusliche Sitte ziere auch Fürſtenſchlöſſer und Königspaläſte und erfülle ſie mit dem beſten und dauerndſten Glücke, welches das Leben überhaupt zu geben vermag.

III.

Karoline,

Königin von England.

„C'est singulier, Monseigneur, il n'y a que vous d'étranger ici.“

Das wurde eines Tages, ſo um 1785 herum, an der herzoglichen Tafel zu Braunſchweig geſagt. Der es ſagte, war ein luſtiger Franzos, irgend einer jener Aventuriers, welche zu jener Zeit die Laſter von Paris an den deutſchen Höfen theoretiſch und praktiſch lehrten und an welche die deutſchen Fürſten einen nicht geringen Theil ihrer Einkünfte verſchwendeten. „Wunderlich! Sie, gnädiger Herr, ſind der einzige Fremde unter uns.“ Der ſich das ſagen ließ, war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, eine der trübſäligſten Figuren deutſcher Unglücksgeſchichte. In der That, er war in ſeinem eigenen Schloß, an ſeiner eigenen Tafel, der einzige „Fremde,“ d. h. der einzige Nichtfranzos und, fürwahr, nur ein ſo

ganz in der Franzoſerei Ertrunkener wie der Herzog Karl konnte ſich von ſeiten eines franzöſiſchen Schmarotzers eine ſo namenloſe Frechheit bieten laſſen. Die ganze Erniedrigung der deutſchen Ariſtokratie im Dienſt der franzöſiſchen Mode iſt in der angeführten Phraſe ausgeprägt.

Der Herzog Karl von Braunſchweig erſcheint überall als ein vollkommener Adept der franzöſiſchen Bildung, wie ſie zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten oder vielmehr zur Zeit der Pompadour und Dubarry durch den Marſchall Richelieu typiſch repräſentirt wurde. Karl war nicht ohne Gaben und auch nicht ohne jenen liberalen Tic, welcher ja in der Epoche des erleuchteten Deſpotismus keinem über das gemeine Krautjunkerthum ſich erhebenden Dynaſten fehlen durfte. Eben im Sinne dieſes erleuchteten Deſpotismus hat er manches die materielle und geiſtige Kultur ſeines Ländchens fördernde gewollt und gewirkt. Zugleich aber war der herzogliche Aufklärer nach dem Landgrafen von Heſſen in Deutſchland der zweitgrößte Händler mit Menſchenfleiſch. In den Jahren

1778—1794 verkaufte er an Holland 3500 und noch 1795 an England 1900 braunſchweiger Seelen*). Aus dem ſiebenjährigen Kriege hatte er in die Revolutionszeit einen Feldherrnruf mitherübergebracht, der weit über ſeine wirkliche Befähigung ging und zum größten Theil in der perſönlichen Vorliebe wurzelte, welche ſein Ohm,

*) Am ſchwunghafteſten wurde, wie jedermann weiß, der Seelenverkauf durch deutſche Fürſten während des amerikaniſch-engliſchen Kriegs betrieben. Der alte Schlözer hat, auf amtliche Zahlenangaben geſtützt, im 6. Band ſeiner „Staatsanzeigen" die Rechnung geſtellt, welche Summen zur angegebenen Zeit für an die Engländer verſchacherte Landeskinder in die Beutel deutſcher Fürſten fielen. Nämlich an:

Heſſen-Kaſſel	2,600,000	Pfd.	Sterl.
Braunſchweig	780,000	—	—
Hannover	448,000	—	—
Hanau	335,150	—	—
Anſpach	305,400	—	—
Waldeck	122,670	—	—
Verſchiedene	535,400	—	—
	5,126,620	Pfd. St.	oder 34,177,466 Thlr.

Das Menſchenfleiſchgeſchäft, welches deutſche „Landesväter" zur Zeit des nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskrieges mit England machten — ein ſehr gewinnreiches Geſchäft! — hat ſeine aktenmäßige Beleuchtung gefunden in der Schrift: „Der Soldatenhandel deutſcher Fürſten nach Amerika

der große Fritz, für ihn hegte. Wie wenig er zur Löſung einer großen militäriſchen Aufgabe berufen war, zeigte ſich ſofort, als er 1792 den Oberbefehl über das in die Champagne einrückende preußiſch-öſtreichiſche Heer übernommen hatte. Er ſah dieſen Feldzug bekanntlich für einen bloßen „militäriſchen Spaziergang" an, glaubte überhaupt die franzöſiſche Revolution mit den kleinen „Fineſſen" des preußiſchen Gamaſchenknopf- und altfritzigen

1775—1783" von Fr. Kapp, 1864. Kurioſitäts halber will ich anmerken, daß dieſer über alle maßen greuliche und ſchmachvolle Menſchenhandel in dem charakterloſen Rhetor Johannes von Müller einen Beſchöniger gefunden hat. Als derſelbe 1781 Profeſſor in Kaſſel geworden war, apoſtrophirte er in ſeiner Antrittsrede die Zuhörer alſo: „Wenn ihr gierig forſchet, wie die Heſſen . . . jenſeits des Weltmeers bald glorreich gefallen bald ruhmvoll geſiegt — dann ſtammſt du von den alten Katten; deine Adelsprobe iſt, daß du ihnen gleichſiehſt." Mit vollem Recht rief der Verfaſſer der 1797 als eine der Entgegnungen auf die göthe-ſchiller'ſchen Xenien erſchienenen „Dornenſtücke" empört aus:

„Wer kann es ſeh'n und hören, wie noch ſtets
Der Dienſt- und Menſchenhandel bei uns gilt
Und ſelbſt ein Schweizer dieſe Schandthat frech
Mit Rednerfloſkeln zu bedecken ſucht?"

Zopfthums beſiegen zu können und gelangte denn auch zu den bekannten ſchmählichen Reſultaten, wie ſie ſeiner Plan- und Energieloſigkeit vollkommen entſprachen. Trotz dieſer herben Erfahrung ließ man dem in ſeinen altfritzigen Einbildungen verſteinerten Herzog auch 1806 die preußiſche Oberbefehlshaberſchaft gegen Napoleon. Als dieſer heranzog, war der alte Mann bekanntlich ſo rathlos, daß die Schlacht von Auerſtädt und Jena verloren geweſen iſt, bevor ſie recht begonnen hatte. Eine der erſten von franzöſiſcher Seite bei Auerſtädt abgefeuerten Flintenkugeln ſchlug dem Herzog beide Augen aus dem Kopfe und nach einer jammervollen Flucht über den Harz und zuletzt auf däniſches Gebiet ſtarb der Gemarterte am 10. November 1806 zu Ottenſee im Wahnſinn, im Elend*).

Ueberwiegend ſinnlicher Natur, hatte der Fürſt

*) Daß der Herzog am 14. Oktober gleich zu Anfang der Schlacht, inmitten ſeines Generalſtabs und ohne ſich irgendwie in feindlichem Gedränge zu befinden, von einem feindlichen Schützen ſo ſchrecklich verwundet wurde, erſchien ſo ungewöhnlich und ſeltſam, daß man nicht ohne Grund

von frühauf bis zuletzt dem franzöſiſchen Evangelium der Frivolität und Genuſſſucht nachgelebt. Kein Wunder daher, daß der zügelloſe Sultanismus, welcher im 18. Jahrhundert die deutſchen Fürſtinnen zu Märtyrerinnen machte, auch am Hofe von Braunſchweig guter Ton war. Herzog Karl hatte ſich als Erbprinz i. J. 1764 mit Auguſte, der Schweſter König Georgs des Dritten von England, vermählt. Die Prinzeſſin war nicht ſehr hübſch, dabei bornirter als billig und ungebildet bis zum Exceß; aber ſie brachte ihrem Gemahl einen Brautſchatz von 80,000 Pfund und ein engliſch-hannover'ſches Jahrgeld von 8000 Pfund zu. Sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter: — ein unglückliches Geſchlecht! Der älteſte Sohn ging dem Vater im Tode voran, zwei nachfolgende waren blödſinnig und nur der jüngſte, Friedrich Wilhelm, mehrte den Glanz

---

die Vermuthung aufgeſtellt hat, der Lieblingsadjutant des Herzogs, ein Franzos Namens Montjoy, welcher einen Bruder im Gefolge Napoleon's hatte, habe verrätheriſcher Weiſe den räthſelhaften Schuß veranlaſſt.

des welfiſchen Hauſes mittels ſeiner glorreichen i. J. 1809 von Sachſen bis zur Nordſee mitten durch franzöſiſche Uebermacht hindurch vollbrachten Heldenfahrt und mittels ſeines noch glorreicheren Heldentodes bei Quatrebras am 16. Juni 1815. Die beiden Töchter hießen Auguſte und Karoline. Die Geſchicke der letzteren werden wir erzählen; von der erſteren ſagen wir nur, daß ſie, als Sechszehnjährige an den nachmaligen erſten König von Wirtemberg verheiratet, ihrem Gatten drei Kinder gebar und i. J. 1788 auf dem Schloß Lohda bei Reval ein unheimlich-jammervolles Ende nahm, deſſen Einzelnheiten noch nicht hiſtoriſch feſtgeſtellt ſind. Die Sage raunt, die Prinzeſſin habe denſelben Ausgang gehabt wie die arme Emmy Robſart in Scotts „Kenilworth.“

Prinzeß Karoline Amalie Eliſabeth ward geboren am 17. Mai 1768. Ihre Erziehung war ſo, wie ſie bei der Geiſtesrichtung des Vaters und der Unbildung und Indolenz der Mutter, welche das Geſpött ihrer Kinder geweſen iſt, ſein konnte. Herzog Karl glaubte ſeiner väterlichen Pflicht Ge-

nüge gethan zu haben, wenn er ſeine Tochter Karoline, wie ihre Geſchwiſter, bigoten Pedanten von Informatoren zuwies. Im übrigen kümmerte er ſich nicht um ſie. Karoline war lebhaften Geiſtes und hatte nicht das kalte Blut der Mutter, ſondern das heiße des Vaters geerbt. Schon in dem kleinen Mädchen empörte ſich das leichtentzündliche Gefühl gegen den herben Zwang und die Kargheit, in welcher ihre Jugend gehalten wurde, ohne daß ein gediegener Unterricht ein heilſames Gegengewicht geboten hätte. Trotz all der Pedanterei oder vielmehr gerade in Folge derſelben wurde die Kleine zu nichts weniger als zu echter und edler Weiblichkeit angeleitet. Je plumpere Dämpfer man ihrer angeborenen Munterkeit und Heiterkeit aufſetzte, eine um ſo eigenrichtigere, phantaſtiſchere Richtung nahmen dieſe Anlagen. So wurde ſie, wie ihr gerechteſter und mildeſter Beurtheiler treffend geſagt hat, eine „wilde Hummel.“ Man darf ſogar weiter gehen und ſagen, daß ſie nicht allein zu einem Stück von einem enfant terrible aufwuchs, plauder- und

zerſtreuungsſüchtig, fabulir- und lachluſtig, ſondern daß auch ihre Phantaſie ſchon in Backfiſchjahren mit Anſchauungen erfüllt war, die nicht eben jungfräulichſter Art geweſen ſein mögen.

Denn es hatte unſere prinzeſſliche wilde Hummel ein Paar Augen im Kopfe, die ſehr ſchön, ſehr groß, ſehr kornblumenblau waren, aber auch ſehr neugierig, ſehr! und ſich keineswegs immer ſittſam geſenkt und abgewandt haben, wo ſie es geſollt hätten. Dieſen großen, hellen, neugierigen Blauaugen wurde die ihr elterlich Haus beherrſchende Hohlheit, Zerrüttung und Unſittlichkeit allzu frühzeitig offenbar. Wie hätte ihnen die Stellung entgehen können, welche der Vater gegenüber der Mutter genommen? Es iſt wahr, das Maitreſſenweſen war ein förmlich und offiziell anerkannter Beſtandtheil des Hoflebens von damals. Aber man weiß nur zu gut, daß dieſe Schmach nicht nur auf die fürſtlichen Männer, ſondern auch auf die fürſtlichen Frauen und Töchter jener Zeit in ſehr vielen Fällen einen verwildernden Einfluß geübt hat. Welche Vor-

ſtellungen von der Männerwelt, welche Begriffe von einer fürſtlichen Ehe muſſte ſich die junge Karoline bilden, wenn ſie auf das Gebaren deſſen blickte, welcher für ſie ein Muſter und Beiſpiel hätte ſein ſollen! Herzog Karl hatte von einer i. J. 1766 nach Italien unternommenen Reiſe als Favorit-Odaliſke die reizende Conteſſa Branconi mitgebracht, mit welcher ſpäter der anſchmiegerliche Sankt Lavatus in ſeraphiſchen Schwärmereien ſich erging. Die Nachfolgerin dieſer italiſchen Kebſe war ein Fräulein von Harteufeld, welches im braunſchweiger Schloſſe reſidirte und von dem ganzen Hofe, ja von der indolent-gutmüthigen Herzogin ſelbſt ſo zu ſagen förmlich als Mitgemahlin anerkannt war. Ihr Reich währte aber auch nicht bis zuletzt. Denn der Herzog ließ ſich von ſeinem ränkevollen Adjutanten, dem Franzoſen Montjoy, eine franzöſiſche Komödiantin als Konkubine aufhängen und der einundſiebzigjährige Greis entblödete ſich nicht, dieſe Buhldirne gemeinſter Sorte im Feldzug von 1806 mitzuſchleppen. Ein ſehr glaubwürdiger

Zeuge*) hat ausgesagt, es sei die allgemeine Ueberzeugung gewesen, daß die französische Beischläferin des Herzogs die Pläne und Entschließungen, d. h. die Rath- und Thatlosigkeit des preußischen Hauptquartiers ihren anrückenden Landsleuten mitgetheilt habe. Wie dem sein mag, soviel ist gewiß, daß Karoline von Braunschweig in einem Hause aufwuchs, welches, wie mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen alle fürstlichen Häuser von damals, von der Pestluft der vornehmen Sittenlosigkeit des 18. Jahrhunderts ganz und gar erfüllt war.

Was wollte es gegenüber diesem Miasma zu bedeuten haben, daß man die Prinzessin mit einem Kreise von reifrocksteifen alten Damen umgab, die aus der Sphäre des Lebensgenusses in die der Gottseligkeit sich hinüber gespielt hatten oder geschoben worden waren? Gar nichts oder nur schlimmes. Denn die mürrische Zionswächterei, womit diese Duennen die junge Prinzessin lang-

*) Graf Henckel von Donnersmark, „Erinnerungen aus meinem Leben", S. 42—43.

weilten und ärgerten, ſtachelte in ihr einen Widerſpruchsgeiſt auf, der ſich mitunter muthwillig genug äußerte. Miſſmuthig über den Zwieſpalt, welcher zwiſchen den Eingebungen ihrer geſchäftigen Phantaſie und der Wirklichkeit klaffte, gefiel ſich Karoline darin, ſich ſchlimmer darzuſtellen, als ſie war, und ihrem natürlichen Hange zur Eulenſpiegelei nachgebend ſetzte ſie der engbrüſtigen Konvenienz eine mehr abſichtliche als naive Natürlichkeit entgegen, die ſich der höfiſchen Anſtandslehre zum Trotz etwas darauf zu gut that, die Dinge bei ihren Namen zu nennen, — bekanntlich eine Todſünde in dieſer Welt des Scheins und der Lüge. . . . . Arme wilde Hummel mit den großen glänzenden Kornblumenaugen, wie wird es dir bei ſo beſtellter Denk- und Aeußerungsweiſe drüben in England ergehen, in dieſem Urlande der Scheinheiligkeit, der Heuchelei und des Emerentienthums? Schlimm, fürcht' ich, ſehr ſchlimm!

Um ſo ſchlimmer, da Karoline ein Herz beſaß, welches geſprochen hatte, bevor die Staatsraiſon

es befahl. Bekanntlich ſollen Prinzeſſinnen, wenn überhaupt, nur in dieſem Falle lieben. Aber ſo ein kategoriſcher Imperativ der Unnatur hält eben nicht Stand gegen die heißen Pulsſchläge eines erwachten Mädchenherzens. Wiſſen wir nicht von einer ſehr nahen Verwandten unſerer Karoline, von einer deutſchen Prinzeſſin, welche, zur Verlobung mit einem lüderlichen Napoleoniden gezwungen, verzweiflungsvoll durch die Korridore des Palaſtes lief, aufſchreiend: „Meinen Trompeter laſſ' ich nicht!?" Ein hübſcher Gardetrompeter nämlich hatte das Herz der Armen wachgeblaſen, was beweiſ't, daß Kupido's Bogen unter andern Geſtalten auch die einer Trompete annehmen kann. Um in dem mythologiſchen Rokokobild zu bleiben, ſagen wir, daß die junge Karoline beſagten Bogen ebenfalls ſchwirren gehört und daß der von der Sehne geſchnellte Pfeil ihr armes warmes Herz getroffen hatte. Am Hofe ihres Vaters, wo es ſtets von Fremden wimmelte und dieſe, wie wir geſehen, dem Herzog ins Geſicht den Anſpruch, die Einheimiſchen zu ſein, erheben

durften, lebte ein iriſcher Gentleman, der unter dem Fürſten im Felde gedient und ſich den Namen eines tapferen Mannes erworben hatte. Damit verband er glänzende perſönliche Vorzüge, auf welche ein Paar mehrerwähnter und je nach den Umſtänden leuchtender oder ſchmachtender Blauaugen mit unverkennbarem Wohlgefallen blickten. Eine derartige Aufmerkſamkeit pflegt aber dem Manne, welchem ſie gilt, nicht zu entgehen und die Hofherren von damals waren nicht blöde. Genug, man hat Grund, anzunehmen, daß zwiſchen dem gentlemanliken Sohn der Smaragdinſel und der Prinzeſſin Karoline Geſtändniſſe der Liebe, Schwüre der Treue und Bezeigungen der Zärtlichkeit ausgetauſcht worden ſeien. Ein Urkundenbuch zu dieſem hiſtoriſchen Roman, deſſen Entwickelung die Staatsraiſon mit rauher Hand abſchnitt, iſt freilich meines wiſſens nicht vorhanden; doch thut das ſeiner Glaubwürdigkeit im ganzen keinen Eintrag. Es gibt im Hofleben, wie im Leben überhaupt, tauſende von mehr oder weniger heikeln wie von mehr oder weniger brutalen That-

ſachen, die vermöge ihrer Natur keine urkundliche Fixirung leiden.

Zur nämlichen Zeit, wo der angedeutete Roman im Schloſſe zu Braunſchweig ſpielte, hatte drüben zu London im St. Jamespalaſt König Georg der Dritte einen verhängnißvollen Einfall. Ein braver Herr, dieſer dritte Georg, ein treuer Gatte und hausbackener Hausvater, daneben beſchränkt an Geiſt, langſam von Begriffen, gegen alles, was entfernt nach Emancipation der Völker roch, todfeindſelig geſinnt*), von dem Bewußtſein ſeines „droit divin“ bis zur Verrücktheit aufgebläht.

---

*) „He ever warr'd with freedom and the free:
Nations as men, home subjects, foreign foes,
So that they utter'd the word „Liberty!“
Found George the Third their first opponent.
Whose
History was ever stain'd as his will be
With national and individual woes?
I grant his household abstinence; I grant
His neutral virtues, which most monarchs want.“
Byron.

Wie jedermann weiß, iſt er dann auch zeitig wirklich verrückt geworden. In lichten Momenten, Stunden und Tagen ließ man ihn nach wie vor das königliche Abc aufſagen. Als es ihm aber i. J. 1810 gefiel, bei Eröffnung des Parlaments an die Stelle der Eingangsformel zur Thronrede: „Mylords und Gentlemen!“ die poetiſche Lesart zu ſetzen: „Mylords und Waldſchnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe ſtreckt“ — da legte man ihm das Königshandwerk für immer und machte ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen von Wales, zum Prinz-Regenten. Dieſen ging der Einfall an, welchen ſein Vater i. J. 1794 hatte; ob in einem lichten oder dunkeln Augenblick, iſt ſehr zweifelhaft.

Georg, Prinz von Wales — geboren am 12. Auguſt 1762 von Sophie Charlotte, einer Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, mit welcher Georg der Dritte elf Monate zuvor ſich vermählt hatte — iſt in einer ſittenloſen Atmoſphäre vom Knaben zum Jüngling und Mann erwachſen. Die zuchtloſe Rohheit der Sitten, welche die Regierungs-

zeit der beiden erſten George gekennzeichnet hatte, war wenigſtens da und dort noch durch Epiſoden von ritterlicher, hochromantiſcher oder hochtragiſcher Natur unterbrochen worden*). Unter dem dritten Georg dagegen, deſſen häusliche Tugenden viel zu hausbacken und eckig ſich darſtellten, als daß ſie die engliſche Geſellſchaft hätten beeinfluſſen können, verband ſich mit der althergebrachten Ausſchweifung der britiſchen Nobility und Gentry die raffinirte

*) Die rührendſte dieſer Epiſoden iſt meines erachtens folgende. Nach Beſiegung des großen jakobitiſchen Aufſtandes von 1745 war unter vielen andern Gefangenen auch ein Gentleman Namens Jakob Dawſon proceſſirt und zu einem martervollen Tod verurtheilt worden, welchen er zu Kennington erlitt. Er hatte eine junge ſchöne Braut, die Tochter einer angeſehenen Familie. Die Braut beſtand auf dem verzweifelten Entſchluß, die Hinrichtung des geliebten Unglücklichen mitanzuſehen. Von ihrem Wagen aus betrachtete ſie, wie Dawſon, in Vollſtreckung des barbariſchen Urtheils, einige Minuten lang an den Galgen gehangen, dann, bevor er todt war, abgeſchnitten und geviertheilt wurde. Thränenlos und ſcheinbar ruhig ſah ſie den ganzen Gräuel mit an. Als aber zuletzt der Henker das rauchende Herz Dawſons ins Feuer warf, lehnte ſie ſich im Wagen zurück, hauchte zweimal den Namen des Geliebten und verſchied.

Lüderlichkeit, wie ſie in der Epoche Ludwigs des Fünfzehnten von Paris her über die vornehmen Kreiſe Europa's ſich verbreitet hatte. Inbetreff der Koloſſalität der Verſchwendung, Schwelgerei und Schamloſigkeit ließ ſogar London die Hauptſtadt Frankreichs noch hinter ſich. Der Luxus und die Verachtung aller ſittlichen Geſetze ging in den engliſchen Modekreiſen bis zur Raſerei. Die Spielwuth war gränzenlos. In dem berühmten londoner Kaffeehaus „zum Kakaobaum" war es etwas gewöhnliches, daß junge Noblemen an einem Abend bis zu 25,000 Pfd. Sterl. verloren. Eines Abends ſtanden daſelbſt 180,000 Pfund auf einem Satze. Eines andern verlor ein junger Schiffskadett ein ſo eben von ſeinem ältern Bruder ererbtes Gut im Werthe von 100,000 Pfund. Die Frauen der vornehmen Welt wetteiferten in broncestirniger Hintanſetzung aller Zucht und Scham mit den Männern. Als im Jahr 1778 der Biſchof von Llandaff im Oberhaus eine Zuſatzbill zu den Ehegeſetzen einbrachte, unterſtützte er ſeinen Antrag mittels der ſtatiſtiſchen

Thatſache, daß ſeit der ſiebzehnjährigen Regierung Georgs des Dritten mehr Eheſcheidungen vorgekommen ſeien als während der ganzen übrigen Dauer der engliſchen Geſchichte. Um die Eheſtandschronik der Peers und Peereſſen Englands von damals zu charakteriſiren, braucht man nur an den ſkandalöſen Bigamie-Proceß jenes Hoffräuleins zu erinnern, welches als Miß Eliſabeth Chudleigh verſchiedene Niederkünfte erfuhr und nachmals unter dem Titel einer Herzogin von Kingſton weltberüchtigt wurde. Eine der bedeutendſten Nebenbuhlerinnen dieſer Duchess of Scandal war Mylady Worſeley, die nach zahlreichen Abenteuern mit einem Offizier durchging. Als Sir Worſeley einen Entſchädigungsproceß gegen den Entführer anhob, lud Mylady, um dieſen aus der Patſche zu ziehen, vierunddreißig junge Gentlemen als Zeugen vor, welche ausſagen ſollten, daß ſie alle mit ihr zu thun gehabt hätten. Siebenundzwanzig der Vorgeladenen erſchienen wirklich vor Gericht. Man fand aber nicht nöthig, alle zu vernehmen, nachdem einer

derſelben ausgeſagt hatte, Sir Worſeley hätte ihn eines Tages auf ſeinem Rücken auf die Zinne des Hauſes getragen, um ihm Mylady im Bade zu zeigen. Der klägeriſche Ehemann erhielt bei ſo bewandten Umſtänden als Entſchädigung einen — Schilling zugeſprochen. An demſelben Tage fand im Parlament eine wichtige Abſtimmung ſtatt, und als Sir Worſeley, welcher zur miniſteriellen Seite des Hauſes gehörte, nicht auf ſeinem Platze erſchien, rief der Premier Lord North, welchem man die Urſache dieſes nichterſcheinens mittheilte, mit einem Fluch aus: „Wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche laſſen, bleibe ich gewiß in der Minderheit.“

So war die Geſellſchaft, in welche der junge Prinz von Wales eintrat nach einer unter pedantiſchem Zwange verlebten Knabenzeit, deren widerwillig ertragene Entbehrungen ſeinen angeborenen Durſt nach Ungebundenheit und Vergnügen nur noch mehr gereizt hatten. Seine Erziehung war eine ebenſo unzulängliche und verkehrte geweſen wie die ſeiner nachmaligen Gattin. Sobald ihm

Gelegenheit geboten war, eilte er, mit dem Joche der väterlichen Autorität zugleich auch jede Feſſel der Sitte abzuſchütteln, und ſchon ſehr frühzeitig eignete er ſich eine empörend ſchamloſe Gleichgiltigkeit für ſeinen perſönlichen Ruf wie für das Staatsintereſſe an. Das Unglück wollte, daß eine ausgelernte Buhlerin, eine Miſtreß Robinſon, des jungen Prinzen Einführerin in die Myſterien des „high life“ werden ſollte. Unter den Auſpicien dieſer „Freundin“ wurde ſchon der Jüngling ein vollendeter Wüſtling, welchem weibliche Tugend und Würde Traum und Schaum waren. Die äffiſche Liebe, welche ſeine Mutter ihm bezeigte, konnte hierin nichts beſſern. Auf allen Wegen und Stegen kam die Verführung ihm entgegen und wetteifernd in Huldigungen drängte ſich die Männer- und Frauenwelt der Mode um den „erſten Gentleman des Reichs,“ um den Gentleman par excellence, als welchen höfiſche Schmeichelei den Thronerben feierte.

Allerdings nicht ohne Grund. „Gentleman George“ war der erſte Prinz aus der hannover-

ſchen Dynaſtie, welcher die Engländer an König Karl den Zweiten erinnerte, der trotz ſeiner bodenloſen Nichtsnutzigkeit mittels der leutſeligen Munterkeit ſeines Geiſtes und der Anmuth ſeines Gebarens ſeine Unterthanen bezaubert hatte. Und der Prinz von Wales war noch dazu von der Natur viel vortheilhafter ausgeſtattet als es jener populäre Ausſchweifling geweſen. Schön, wenn auch mehr weibiſch als männiſch ſchön von Antlitz, ſtattlich und wohlgeformt von Geſtalt, ein verwegener Reiter, kecker Fuchsjäger, zierlicher Wagenlenker, geſchickter Boxer, kurz ein „most fashionable sportsman," beſaß er viel natürlichen Verſtand, einen feingebildeten Geſchmack, Leichtigkeit der Rede und eine Grazie der Haltung und des Benehmens, die ihn faſt unwiderſtehlich machte, wenn er es ſein wollte. Es fehlte ihm vielleicht nur die ſtrenge Schule der Noth und Arbeit, um ein ausgezeichneter, wenn nicht ein außerordentlicher Mann zu werden. So wurde er nur ein ſkandalfroher Prinz und aus dieſem ein ſkandalbehafteter König.

Es war ſo zu ſagen Hausgeſetz der hannoverſchen Dynaſtie auf dem Throne Großbritanniens, daß König und Thronerbe in erbittertem Zerwürfniſſe lebten. Nun wohl, in Uebung dieſer herkömmlichen Praxis ſchloß ſich der Prinz von Wales der Oppoſition an und trat mit den genialiſch begabten Wortführern derſelben, mit den Burke, Fox und Sheridan in vertraute Genoſſenſchaft. Man braucht nur Richard Brinſley Sheridan zu nennen, um den Ton zu charakteriſiren, welcher damals in dem Kreiſe herrſchte, welchem Gentleman George vorſaß. Der prinzliche Pavillon zu Brighton widerhallte von orgiaſtiſchem Gelärme. Aber während das Weſen des Prinzen in der geiſtreichen Witzſchwelgerei, in der genialen Lüderlichkeit dieſer Vergnügungen aufging, waren dieſelben für ſolche ſeiner damaligen Genoſſen wie Burke, Fox und Sheridan nur jugendliche Bakchanalien, aus deren trüben Dünſten der Genius der Genannten zur Gewinnung eines Ruhms ſich aufraffte, welcher dauern wird, ſo lange es eine Geſchichte und Literatur Englands gibt.

Der politiſche Liberalismus des Prinzen hat bekanntlich keine Minute länger gewährt als bis er ſich im Beſitze der königlichen Gewalt befand, und will man ein typiſches Beiſpiel der ſprichwörtlichen Falſchheit und Herzloſigkeit haben, womit Fürſten Freundſchaftsbande brechen, ſo kann der Prinz-Regent dieſes Beiſpiel liefern. Viel länger als ein Whig iſt Gentleman George ein liberaler Geſellſchafter geblieben. Er blieb das wirklich ſein Lebenlang und ſeine Liebenswürdigkeit als Wirth und Zechbruder iſt über jeden Zweifel erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen Buch, worin er das Leben ſeines Schwiegervaters Walter Scott erzählt, eine hübſche Probe der beregten Liebenswürdigkeit gegeben. Als der große Dichter im Frühjahre von 1815 nach London gekommen war, zog ihn der Prinz ſogleich zu Hofe und veranſtaltete ihm zu Ehren ein „gemüthliches Diner," das bis Mitternacht dauerte. Ein Mitgaſt berichtet: „Der Prinz und Scott waren die zwei brillanteſten Erzähler, jeder in ſeiner Weiſe, die ich jemals

kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talents ſich recht wohl bewuſſt und beide übten es an dieſem Abend mit ganz herrlicher Wirkung.“ Wie bekannt, hüllte Scott damals ſeine Autorſchaft des ein Jahr zuvor erſchienenen „Waverley“ in ein noch ziemlich lange hartnäckig bewahrtes Geheimniß; allein deſſenungeachtet forderte an jenem Abend gegen Mitternacht zu der Prinz ſeine Tafelrunde auf, „einen vollen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfaſſers von Waverley zu leeren.“

Das leeren voller Humpen, ja — um für eine häſſliche Sache das entſprechende Wort zu gebrauchen — das gewohnheitsmäßige voll- und tollſaufen war überhaupt eine der Lieblingsbeſchäftigungen des Prinzen. Und noch bei weitem nicht die ſchlimmſte. Denn er war wie als leidenſchaftlicher und wenig gewiſſenhafter Spieler, ſo auch als zuchtloſer, aller Scham und Scheu barer Mädchenjäger verrufen. Schon frühzeitig hatte er gelernt, gegen die öffentliche Meinung ſich zu verhärten und kein Mittel, aber auch gar keines

zu ſchlecht zu finden, wo es galt, ſeiner ungezügelten Begierde zu fröhnen. In der erſten Blüthezeit ſeiner Gentlemanſchaft, im Jahre 1783, war es ihm begegnet, daß er ſich in ein Netz verſtrickte, welches ihm die bitterſten Verlegenheiten bereitete. Er war einer iriſchen Dame begegnet, deren Anblick zum erſtenmal eine Leidenſchaft edlerer Art in ihm entzündete. Aber freilich, die Flamme verſchwand bald genug hinter dem Rauche der Gemeinheit. Miſtreß Fitzherbert war Katholikin, um mehrere Jahre älter als der Prinz und ſchon zum zweitenmal Witwe. Aber ſie war nicht nur ſehr ſchön, ſondern auch keuſch und ſpröde, und das hatte für den an leichte Siege gewöhnten Prinzen den ſtachelnden Reiz der Neuheit. Nach Erſchöpfung der gewöhnlichen Mittel, die tugendhafte Schöne zu beſiegen, nahm der Prinz im Verein mit würdigen Helfershelfern ſeine Zuflucht zu einem ungewöhnlichen. Wie es ſcheint, hat daſſelbe der damals zu London weilende Duc d' Orleans vorgeſchlagen, ein Theilnehmer der Orgien von Brighton, nachmals als Citoyen

Egalité verrühmt, verachtet und guillotinirt. Das Gaukelſpiel einer heimlichen Scheinehe wurde in Scene geſetzt und erfüllte ſeinen Zweck. Miſtreß Fitzherbert ergab ſich dem Prinzen von Wales, mit welchem ſie in aller Form rechtskräftig verheiratet zu ſein glaubte. Sie hatte das Spiel für Ernſt genommen und es kehrte auch dem Prinzen bald genug eine ſehr ernſte Seite zu. Es ging nämlich ein lauter und lauter werdendes Gemunkel von dieſer Ehe des Thronfolgers mit einer Katholikin um und die Konſtatirung eines ſolchen Verhältniſſes konnte des Prinzen Recht auf die Thronfolge in Frage ſtellen. Von ſeinem damaligen Intimus Charles Fox zur Rede geſtellt, verleugnete der Prinz, falſch bis ins Mark, ſeine Heirat und ließ die ganze Angelegenheit durch Fox öffentlich im Unterhauſe verleugnen. Jedermann war vom Gegentheil überzeugt, aber trotz alledem war und blieb Gentleman George der Gentleman par excellence. Natürlich! Die Welt verzeiht unendlich viel lieber hundert Lügen als eine Wahrheit. Man thut unrecht, die Fürſten ihrer Herzenshärte und

Selbſtſucht wegen zu verklagen. Wie könnten ſie anders ſein? Finden doch ihre niedrigſten Inſtinkte Hätſchler und Schmeichler, welche nicht anſtehen, ſolche thieriſche Gelüſte für „noble Paſſionen“ auszugeben. Warum die Deſpotie verwünſchen, ſo lange bei ihrem erſcheinen die ungeheure Mehrzahl der Menſchen ihr mehr als halbwegs huldigend entgegenkriecht?

Seine Verbindung mit Miſtreß Fitzherbert verſchaffte dem Prinzen, was er früher nie genoſſen und ſpäter nie wieder genießen ſollte: häusliches behagen. Aber auf der andern Seite diente dieſes Verhältniß, welches Gentleman George nöthigte, eine doppelte Haushaltung zu führen, ſeine ohnehin ſchon miſſliche Finanzwirthſchaft der unheilbarſten Zerrüttung zu überliefern. Der Thronerbe von Großbritannien lebte jahrelang nur von der Gnade der Wucherer. Man ſah Stücke ſeines Hausrathes im Leihhauſe und ſeine Schuldenlaſt dehnte ſich in die hunderttauſende von Pfunden. Endlich kam der Augenblick, wo es ſich alles Ernſtes um prinzliches ſein oder

nichtſein handelte, und dieſen Augenblick erſah der zähe dritte Georg, um ſeinem Sohne die Einwilligung in einen väterlichen Wunſch abzupreſſen. Der König hatte lange vergeblich gewünſcht, den Prinzen ſtandesmäßig verheiratet zu ſehen, und hatte zu ſeiner Schnur die Tochter ſeiner Schweſter, die Prinzeſſin Karoline von Braunſchweig auserwählt. Gentleman George ſträubte ſich heftig, aber König Georg drehte aus den zuletzt unerträglich gewordenen Schuldenbedrängniſſen des Sohnes einen ſtarken Strick, woran er den Widerſtrebenden ins legitime Ehebett ſchleifte. Ohne Metapher, der Gemahl der Miſtreß Fitzherbert willigte ein, um den Preis der Entledigung von ſeiner Schuldenlaſt ſeine Baſe Karoline zu heiraten, und Mylord Malmeſbury ging zu Anfang des Jahres 1795 als Freiwerber nach Braunſchweig.

Die Prinzeſſin war zu dieſer Zeit ſiebenundzwanzigjährig, alſo durchaus kein Backfiſchchen mehr, ſondern, wie die Schweizer ſagen würden, eine

„Jungfer von beſtandenem Alter.“ Sie gefiel Mylord Malmeſbury nicht. Ihr Geſicht zwar fand er hübſch, aber Figur und Benehmen nicht anmuthig, nicht „ladylike.“ Sie ihrerſeits fand die engliſchen Herren der Heiratsgeſandtſchaft ebenfalls nicht nach ihrem Geſchmack, und als eines Tages einer derſelben, der Almoſenier des Prinzen von Wales, ſich erdreiſtete, die Prinzeſſin zu tadeln, weil ſie ſtatt in der Bibel in Pope's Schriften las, wies ſie dieſe pfäffiſche Anmaßung gebührend zurück. Sie war überhaupt der Heirat mit Gentleman George ganz entſchieden abgeneigt und das ſpricht ſicher nicht zu ihren Ungunſten. So, wie Gentleman George war, muſſte er ein jungfräuliches Gemüth anwidern.

Freilich, der höfiſche Klatſch hat hinter die Jungfräulichkeit der Prinzeſſin ein großes Fragezeichen geſetzt. Es geht die Sage, die arme Karoline habe nicht allein mittels des Wortes, ſondern auch mittels der That gegen die ihr angeſonnene Heirat proteſtirt. Sie habe den abenteuerlichen Entſchluß gefaſſt und ausgeführt, ſich

von dem obenerwähnten iriſchen Gentleman entführen zu laſſen, ſei aber eingeholt worden und habe eingewilligt, die Frau des Prinzen von Wales zu werden, als man ſie bedeutete, nur um dieſen Preis vermöge ſie das Leben und die Freiheit ihres Geliebten und Entführers zu retten. Zur Erhärtung des ganzen oder theilweiſen Inhalts dieſer Novelle iſt meines wiſſens kein irgendwie ausreichender Beweis beigebracht worden, weßhalb ſie nur auf mythiſche Geltung Anſpruch machen kann. Genug, die Prinzeſſin gab ihr Jawort, die Ehepakten wurden aufgeſetzt und unterzeichnet und ein ſtattliches Geleite von Herren und Damen kam zur Heimholung der Braut von England nach Braunſchweig herüber.

Die erſte Figur in dieſem Brautgefolge machte Mylady Jerſey, welche zur erſten Hofdame der künftigen Prinzeſſin von Wales auserſehen worden war. Eine unglückſelige Wahl, eine frivole, ja wahrhaft kyniſche Taktloſigkeit oder auch eine gemeine Bosheit! Denn Mylady war die „Freundin“ des Prinzen, und es iſt wohl einzig in ſeiner

Art, daß der Bräutigam seine Maitresse zur Heimholung seiner Braut abschickte. Natürlich sah Mylady in der armen Karoline vom ersten Augenblick an nur die Nebenbuhlerin und die Folgen hiervon ergaben sich bald . . . Frances Twysden war die Tochter des Bischofs von Raphoe in Irland. Als Fünfzehnjährige nach London gekommen und in die „Welt" eingeführt, galt sie bald für das schönste Mädchen in den drei Königreichen und zwar mit Recht. Konnte sie doch noch als mit Fettheit behaftete Matrone, welche nahezu ein Dutzend Kinder geboren hatte, für ungemein schön gelten. Zur Zeit ihrer Jugendblüthe wirkten der edle Schnitt ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, das lächeln ihres Mundes, die Schlankheit und zarte Fülle ihrer Gestalt, ihr edler Gang und ihr anmuthiges Gebärdenspiel bezaubernd. Aus der Menge von Bewerbern, welche die Bischofstochter umringten, wählte sie den George Villiers, Earl von Jersey, mit welchem sie i. J. 1770 verbunden wurde. Die neue Gräfin von Jersey war aber nicht allein eine sehr schöne,

ſondern auch eine ſehr weltkluge Dame, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Skepter des Reiches der Mode, der Welt des high life von rechts=, d. h. von ſchönheits= und klugheits=wegen ihr gebührte, zögerte ſie nicht, deſſelben ſich zu bemächtigen. Mit vollem Erfolg, namentlich ſeitdem Gentleman George in der Vorderreihe ihrer Anbeter ſtand. Was ſollte im „hochſittlichen,“ auf dem Altar der Göttin Delicacy unaufhörliche Weihrauchopfer verbrennenden England einer ſchönen und geſcheidten Lady unmöglich ſein, welche die „Freundin“ des Thronerben und nebenbei noch die Frau eines Earl iſt? Ihre Ladyſhip wuſſte wie alle Welt, „Männlein und Weiblein,“ ſo auch die Mutter ihres kronprinzlichen Freundes für ſich einzunehmen und dadurch ihren großen Stand in der exkluſiven und exkluſivſten Geſellſchaft zu mehren und zu feſtigen. Wie hätte unſere arme wilde Hummel von Braunſchweig gegen ſo eine Ladyſchaft aufkommen können, welche die Obliegenheiten einer „Freundin“ von Gentleman George ſo vortrefflich mit den Pflichten der eng=

liſchen Prüderie und Scheinheiligkeit zu verbinden wuſſte, der Pflichten der Gräfin von Jerſey gar nicht einmal zu gedenken!

Es war am 5. April 1795, als die Prinzeſſin Braut am Hofe von St. James anlangte. Mylady Jerſey hatte es zu paſſendem Gebrauche ad notam genommen, daß ſich die Prinzeſſin während der Ueberfahrt nach England mit dem das Schiff befehligenden Captain Pole nach ihrer Art lebhaft und zwanglos unterhalten hatte. Erſte Todſünde gegen das ſteifleinene engliſche Dekorum! Zugegeben, daß die arme Karoline, nachdem ſie einmal eingewilligt hatte, nach England zu gehen, allerdings verpflichtet war, dieſes Dekorum, ſo wie es einmal war, zu berückſichtigen, ſo muß hinwieder doch auch betont werden, daß ihr im Grunde damit nicht viel geholfen geweſen wäre. Denn es kann, alles in allem gewerthet, für den Unbefangenen kein Zweifel übrigbleiben, daß, bevor die Prinzeſſin einen Fuß auf britiſchen Boden ſetzte, ein Komplott exiſtirte, um ihr die Behauptung der Stellung, zu der ſie daſelbſt berufen

war, unmöglich zu machen. In Wahrheit, dieſe unſelige, beiden Theilen aufgenöthigte Ehe war untergraben, bevor ſie vollzogen wurde. Schon die erſte Zuſammenkunft des Brautpaars ſtellte das außer Frage. Mit froſtiger Galanterie nahte ſich der Prinz ſeiner Verlobten, welche ihn mit gebogenem Knie begrüßte. Er hob mit allem Anſtand, welcher dem Gentleman George zu Gebote ſtand, die Knieende auf, drehte ſich auf dem Abſatz herum und ging eilends weg, der Beſchämten jedenfalls kein günſtigeres Bild von ſich zurücklaſſend als er von ihr mit fortnahm. Die ganze Scene muß anweſende Kenner der engliſchen Geſchichte auffallend an eine andere erinnert haben, welche am Neujahrstage des Jahres 1540 geſpielt hatte. Damals empfing Heinrich der Achte, der dicke Weibermörder, zu Rocheſter ſeine Braut Anna von Kleve. Er konnte es kaum über ſich bringen, die ihm beim erſten Anblick ſchon Miſſfällige anſtändig zu begrüßen, und ſchnell hinausgegangen runzelte und fluchte er ſeine Höflinge an, ſchreiend: „Was, zum Henker, habt ihr mir da für eine

große flandriſche Stute gebracht?“ Möglich, ſehr möglich, daß ſich Gentleman George nach der erſten Zuſammenkunft mit ſeiner Verlobten nicht viel zarter ausgelaſſen hat als Gentleman Harry zweihundert und fünfundfünfzig Jahre vorher. Hiſtoriſch ſicher, weil durch Lord Malmeſbury bezeugt, iſt, daß der Prinz, nachdem er ſich von ſeiner Braut weggewandt hatte, zu dem genannten Hofmann ſagte: „Mir iſt übel; ſchaffen Sie mir ein Glas Branntwein.“ Die Prinzeſſin, verblüfft durch ſein Benehmen, ſagte ihrerſeits unkluger Weiſe: „Mein Gott, iſt der Prinz immer ſo? Ich finde ihn ſehr dick und keineswegs ſo ſchön wie ſein Porträt.“

Aber das Unheil war einmal im Gang und muſſte ſeinen Verlauf haben. Drei Tage ſpäter wurde die Hochzeit gefeiert, eine jener Hochzeiten, welche die Heiligkeit der Ehe in die Schmach der Proſtitution verkehren. Der Prinz gab ſich nicht einmal am Vermählungstage irgendwelche Mühe, zu verbergen, daß er das „Geſchäft“, zu welchem er ſich hatte nöthigen laſſen, mit dem leichtfertigen

Uebermuth eines vollendeten Roué abzumachen gedenke. Längſt gewohnt, unter allen Umſtänden Inſpiration und Troſt in der Flaſche zu ſuchen, hielt er ſich auch an dieſem Tage fleißig an dieſelbe und es iſt Thatſache, daß er mehr als halb betrunken dem bräutlichen Lager Karoline's nahte. Ueber die Geheimniſſe der Brautnacht iſt viel geklatſcht worden. Es hieß, der Prinz ſei nur unter heftigſtem ſträuben der Prinzeſſin zur Ausübung ſeiner ehemänniſchen Rechte gelangt. Ferner, er habe dabei eine Entdeckung gemacht und ein Geſtändniß empfangen, welche wie ein Stral kalten Waſſers auf den Berauſchten gewirkt hätten. Dennoch habe er am Morgen darauf eine zufriedene Miene gezeigt. Eine unheimliche Sage will, am Tage nach der Hochzeit ſei von feindſeliger Hand der jungen Frau ein das Blut übermäßig erhitzendes Mittel beigebracht worden, deſſen Wirkung ſo heftig geweſen, daß der Prinz, als er das Ehebett beſtiegen, vor dem mänadenhaften Gebaren ſeiner Gattin entſetzt die Flucht ergriffen habe. Gewiß iſt, daß kaum jemals eine fürſtliche Ehe

unter unglückſeligeren Konſtellationen vollzogen ward.

„An den Höfen iſt beſtändig ein heimlicher Krieg im Gange," hat eine eingeweihte Kennerin höfiſcher Zuſtände geſagt, Madame de Campan. Am engliſchen Hof war dieſer mit den Waffen der Intrike geführte Krieg jedoch ein öffentlicher, von dem Prinzen von Wales und ſeinem Anhang ſchon in den erſten Tagen ſeiner Ehe ſcham- und ſcheulos gegen ſeine Gattin geführt. Er ließ die Prinzeſſin bei jeder Gelegenheit recht gefliſſentlich merken, daß er Mylady Jerſey für ſeine eigentliche Frau anſähe. Auch die nie ganz gelöſ'te Verbindung mit Miſtreß Fitzherbert pflegte er jetzt wieder eifriger. Die Prinzeſſin lebte ziemlich einſam und verlaſſen in Carltonhouſe. Zwar die Volksſtimme war ſeit ihrer Ankunft in England ganz entſchieden für ſie, aber wann hat an Höfen die Volksſtimme etwas gegolten? Nur der König blieb ein ſtandhafter Beſchützer ſeiner Nichte und

Schwiegertochter, während ihre Schwiegermutter, die Königin, die gewünscht hatte, daß ihr Sohn die Prinzessin Luise von Mecklenburg heiraten sollte, welche als Königin von Preußen ihrem Volke mit Recht so theuer geworden ist, der armen Karoline von Anfang an abgeneigt war und blieb.

Leider war die Prinzessin nicht dazu angethan, diese schwierigen und peinlichen Verhältnisse zum besseren zu wenden. Auch ist sehr die Frage, ob dies überhaupt möglich gewesen. So, wie sie war, d. h. lebhaft, geradeheraus, unschmiegsam und taktlos, musste Karoline in dem bald ganz ärgerlich entbrannten Kampfe mit ihrer klugen, gewandten und geschmeidigen Nebenbuhlerin, der Gräfin von Jersey, nothwendig den kürzeren ziehen. Mylady, in ihrer Eigenschaft als Hofdame der Prinzessin aufgedrungen, umgab dieselbe mit Spionen, ließ sie überall ihre Ueberlegenheit fühlen und dabei über die Persönlichkeit und die Taktlosigkeit der angeblichen Herrin von Bosheit funkelnde Witze ausgehen. Unfähig, das länger zu ertragen, forderte die Prinzessin von ihrem

Gemahl, daß er die Gräfin entließe; auch beſchwerte ſie ſich bei dem König. Dieſer ſuchte zu vermitteln, allein mit welchem Erfolg, zeigt ein Brief, welchen Karoline im December 1795 nach Deutſchland ſchrieb und worin ſie äußerte: „Elende und böſe Geſinnungen umgeben mich und all mein beginnen ſtellt man in ein falſches Licht. Die Gräfin iſt noch immer hier. Ich haſſe ſie und weiß, daß ſie ebenſo gegen mich geſinnt iſt. Mein Gemahl iſt ganz für ſie eingenommen und ſo mögen Sie leicht das übrige errathen.“

Indeſſen ſchien eine günſtige Wendung im Geſchicke der Prinzeſſin ſich vollziehen zu wollen, als ſie am 7. Januar 1796 ihre Tochter Charlotte geboren hatte. Der Prinz näherte ſich ſeiner Frau wieder und bewies ihr Aufmerkſamkeit. Allein die Verſtimmung war doch ſchon auf beiden Seiten zu groß, als daß ſie noch hätte überwunden werden können. Das Miſſbehagen, welches die Gatten bei ihren Zuſammenkünften empfanden, wurde geradezu unleidlich. So kleidete ſich denn ſchon wenige Monate nach dem glücklichen Er-

eigniß vom Januar der Gedanke einer Trennung in Worte. Der Prinz ließ ſeine Frau durch Lord Cholmondeley darüber ſondiren. Die Prinzeſſin ſtellte zwei Bedingungen, erſtens müſſte ihr Gemahl das Verlangen der Trennung ſchriftlich gegen ſie ausſprechen, zweitens müſſte dieſe Trennung eine unwiderrufliche ſein. „Denn — ſagte ſie — ich will mich nicht zum zweitenmal der Staatsraiſon zum Opfer bringen laſſen.“ Darauf ſchrieb der Prinz am 30. April zu Windſor an ſeine Frau einen Brief, welchen ſie als Scheidungsbrief von Tiſch und Bett betrachten konnte und auch wirklich ſo betrachtete. Ihre vom 6. Mai datirte Antwort war gehalten und würdig. Nur an einer Stelle derſelben machte ſich die Bitterkeit ihres Herzens Luft, da, wo ſie ſagte: „Ich hätte es nicht für nöthig erachtet, Ihren Brief noch zu beantworten, wäre derſelbe nicht in Ausdrücken verfaſſt, die es zweifelhaft laſſen könnten, ob dieſes Arrangement von Ihnen oder von mir herrühre, obſchon Sie ſehr gut wiſſen, daß das Verdienſt deſſelben Ihnen allein zukommt.“

Edelſinnig lautete der Schluß des Schreibens: — „Für Sie bewahre ich die Empfindung der Dankbarkeit, da ich Ihnen die Lage verdanke, in welcher ich als Prinzeſſin von Wales der freien Uebung der Mildthätigkeit mich hingeben kann, was meinem Herzen ſtets theuer war. Darin, ſowie in dem Beſtreben, allen Prüfungen Geduld und Ergebung entgegenzuſetzen, will ich fürder meinen Beruf finden."

Nach der Trennung des Paares bezog der Prinz wieder ſeinen Lieblingsſitz, den Pavillon von Brighton, wo er bis zum Jahre 1810 wohnen blieb. Er begann daſelbſt ſein altes Laſterleben von neuem. Raſende Verſchwendung, wildes zechen, Spiel und Wolluſt füllten ſeine Tage und Nächte aus, und zwar zu einer Zeit, wo England in den furchtbaren Anſtrengungen und Nöthen des Weltkampfes gegen die franzöſiſche Revolution und den Bonapartismus mehrmals am Rande des Verderbens ſchwebte. Das Skandal der Lebensweiſe des Gentleman George war ſo arg, daß die Preſſe ſein Brighton mit dem

Kapri des Tiberius verglich und William Pitt im Unterhaus das Gebaren des Thronerben den ſtrengſten Rügen unterwarf. Aber der Getadelte, deſſen Herz von Mühlſteinhärte und deſſen Stirne von Erz, half ſich mit etlichen ſchlechten Witzen und lautem lachen über dieſe öffentlichen Cenſuren hinweg. Er wuſſte, daß er trotz alledem in den Augen der engliſchen Ariſtokratie der feinſte Gentleman der drei Königreiche bliebe, namentlich ſeitdem er aus den liberalen Kreiſen der Fox und Sheridan mit Geräuſch in die Reihen der Tories übergegangen war, welche mit kurzen Unterbrechungen bis zum Ende der napoleon'ſchen Kriege und noch lange nachher in der Politik das Oberwaſſer hatten.

Die Prinzeſſin zog mit ihrer Tochter, welche man ihr erſt 1806 auf betreiben ihres Gemahls entzog, nach der Villa Montaguehouſe zu Blackheath, wo man ihr einen ihrem Range leidlich gemäßen Haushalt eingerichtet hatte. Sie wurde hier mehrmals von ihrem königlichen Schwiegervater beſucht. Männer, die zu den vorragendſten

des Landes gehörten, wie Pitt und Perceval, waren häufig ihre Gäste. Der nachmalige große Premier, George Canning, welcher England aus den durch die Liverpool und Castlereagh gehaltenen Fesseln der Heiligen-Allianz-Politik losmachen sollte, war oft ein Theilnehmer an dem Blindekuhspiel, womit die arme muntere und unvorsichtige Verstoßene sich und ihre Gesellschaft zu Montaguehouse belustigte. Andere Hausfreunde der Prinzessin waren der Schiffscaptain Manby, der höchst fashionable Maler Sir Thomas Lawrence und der berühmte Admiral Sir Sidney Smith.

Für harmlose Beobachter war das Leben zu Montaguehouse harmlos genug. Die Prinzessin beschäftigte sich mit Musik und Malerei, mit Lektüre und Gärtnerei. Froh, dem Hofzwang entzogen zu sein, richtete sie ihr Leben nach ihrem Geschmack ein, d. h. idyllisch und ungenirt. Für englische Augen freilich viel zu idyllisch und ungenirt, namentlich für solche, deren Inhaber und Inhaberinnen nach Blackheath kamen, um unter allen Umständen mehr und anderes zu sehen, als

wirklich zu ſehen war, oder wenigſtens dem daſelbſt geſehenen die ſchlimmſte Deutung zu geben. Wahr iſt freilich, das Benehmen Karoline's überſprang oft mit gleichen Füßen die Schranken engliſcher Prüderie und Steifleinigkeit. Ihre Zunge ging oft im Galopp mit ihr durch. Wie ſtockengliſche Ladies das Gebaren der Prinzeſſin anſahen, beweiſen die Aeußerungen der bekannten Lady Eſther Stanhope, einer Nichte Pitts, in ihren hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten. Mylady ſkandaliſirt ſich hier darüber, daß die Prinzeſſin, bei welcher ſie häufig zu Gaſte geweſen, „herumhüpfte wie eine Operntänzerin“ und daß ſie in einem ihrer Zimmer einen „chineſiſchen Automaten hatte, welcher die überraſchendſten (indecenten) Bewegungen machte.“ Ferner ſagt Mylady: „Die Prinzeſſin war ſo niedrig und gemein, daß ſie — (hört!) — ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte.“ Sodann ſpricht ſie von Liebesbriefen, welche die Prinzeſſin an den Captain Manby geſchrieben, wenn deſſen Schiff an der Küſte vor Anker lag, und endlich gibt Mylady

das auch nicht eben sehr nach englischer „Delicacy“ schmeckende Verdikt ab: „Die Prinzessin war eine gemeine, schamlose Person, ein verworfenes Geschöpf, geradezu eine Bettel (slut)“ . . .

Karoline hatte eine große Vorliebe für Kinder und liebte es, sich mit solchen zu umgeben. Hierdurch ließ sie sich zu einem großen Missgriffe verleiten. Sie adoptirte i. J. 1802 in aller Form einen kleinen Knaben, Billy Austin. Wenn sie dabei, wie sie durchblicken ließ, den Nebenzweck hatte, ihren Gemahl zu ärgern, so erreichte sie das vielleicht. Aber sicher ist, daß die Adoption des Knaben, obzwar kaum zu bezweifeln, daß derselbe das Kind eines armen Schiffszimmermanns in Deptford und von seiner Mutter der Prinzessin überlassen war, ihren Feinden einen willkommenen Anlaß zur herbsten Anklage gab. Karoline's aufrichtige Freunde machten sie aufmerksam, daß ihre Gegner sie für die Mutter des Knaben ausgeben könnten. „Bah — entgegnete sie halb trotzig halb scherzhaft — lasst sie das beweisen und ich will den Jungen zum Prinzen

von Wales machen," — eine Aeußerung, welche darauf hinzudeuten ſcheint, daß Gentleman George auch nach der Trennung von ſeiner Frau mitunter noch Umgang mit ihr gehabt habe. Man ſtellte nun der Prinzeſſin vor, daß die Bezichtigung des Ehebruchs für ſie leicht die Anklage auf ein Kapitalverbrechen nach ſich ziehen könnte. Darauf ſagte ſie ernſt und bitter: „Ich habe nie Ehebruch getrieben außer einmal und zwar mit dem Manne der Miſtreß Fitzherbert."

Das war ein Witzhieb, welcher ſogar auf der zehnfach gegerbten Seele des Prinzen von Wales eine blutrünſtige Spur zurückließ. Bis dahin war ihm ſeine Frau nur gleichgiltig oder höchſtens widerwärtig geweſen, jetzt begann er ſie zu haſſen mit dem zäheſten, unerbittlichſten, alle noch übrige Energie eines frühzeitig verſumpften Gemüthes in ſich koncentrirenden Haß. Er, der ausgeſchämte, verworfene Ausſchweifling, der intime Zechbruder des Wüſtlings der Wüſtlinge, jenes Herzogs von Queensbury, der ſich rühmte, „mehr Jungfernſchaften zerſtört zu haben als er

Haare auf dem Kopfe habe," — er legte plötzlich die lebhafteſte Beſorgniß um die Tugend und den Ruf ſeiner verſtoßenen Gattin an den Tag. Die Babylonierinnen von Brighton-Kapri, von der Balletſpringerin an bis hinauf zur Marchioneß, nährten eifrigſt dieſe prinzliche Stimmung. Die taktloſe Zuneigung, welche die Prinzeſſin dem Knaben Billy Auſtin bezeigte, bot eine Gelegenheit, die man ſich nicht entgehen laſſen durfte. Erſt ziſchelte, dann flüſterte, dann ſchallte durch die londoner Salons das Gerücht von einem Hochverrath der Prinzeſſin von Wales, begangen durch die Geburt eines in ehebrecheriſcher Umarmung erzeugten Kindes, als deſſen Vater von den einen der Admiral Smith, von andern der Captain Manby, von dritten der Maler Lawrence bezeichnet wurde. Es fehlte nur noch ein Angeber oder eine Angeberin, welche mit der gehörigen Beſtimmtheit auftrat, und die Angeberin fand ſich.

Zu Blackheath in der Nachbarſchaft von Montaguehouſe wohnte der General Sir John Douglas. Die Prinzeſſin hatte mit ſeiner Frau, Lady

Charlotte Douglas, Bekanntſchaft gemacht und kam oft in das Haus des Generals, wo ſie auch Sir Sidney Smith kennen lernte. Der General und ſeine Frau waren ſehr häufige Gäſte in Montaguehouſe und es ſcheint, die Prinzeſſin habe ſich mit gewohnter Unbeſonnenheit in eine vertraute Freundſchaft mit der Lady eingelaſſen. Ebenſo unbeſonnen brach ſie den Umgang mit Mylady i. J. 1804 plötzlich ab und verbot derſelben mittels eines Billets den Zutritt in Montaguehouſe. Die Generalin, welche mit Lady Jerſey in Verbindung getreten war, nahm ihre Rache: ſie wurde das Hauptrad in der Anklagemaſchine, welche die Feinde der Prinzeſſin konſtruirten und in Gang ſetzten. Die ärgerlichſten Einzelnheiten über den Lebenswandel der Prinzeſſin wurden Tag für Tag ausgepoſaunt und das Geſchrei ward ſo arg, daß das Ding allmälig die Bedeutung einer Staatsſache bekam. Der Prinz von Wales wollte ſich den Anſchein geben, als würde er gedrängt, eine Unterſuchung zu fordern. Seine Brüder, die Herzoge von Suſſex und von Kent,

thaten ihm dieſen Gefallen. Nun wandte ſich der Prinz an den König, welcher wohl oder übel die verlangte Unterſuchung befehlen muſſte (1806).

Georg der Dritte beauftragte die Lords Erſkine, Grenville, Spencer und Ellenborough mit Führung dieſer „delicate investigation.“ Die Kommiſſion ſaß in Downingſtreet und dort erſchien am 1. Juni genannten Jahres Mylady Douglas vor den vier Lords. Die Depoſition der Angeberin konnte nicht deutlicher und beſtimmter ſein als ſie war. Es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen, welches Mylady unterzeichnete, und dieſes Protokoll bildete eines der Hauptſtücke jener gegen die Prinzeſſin bis i. J. 1820 nach und nach zuſammengebrachten Sammlung von Denunciationen, welche unter dem Namen „der grüne Sack“ oder der „grüne Beutel“ berüchtigt geworden iſt. Enthielten die Angaben der Lady Douglas Wahrheit, ſo konnte an der Schuld der Prinzeſſin allerdings kein Zweifel ſein. Die Frau Generalin gab nämlich unter anderem folgendes zu Protokoll: — „Im Mai oder Juni 1802

kam die Prinzeſſin eines Tages ganz allein zu mir und ſagte, ich ſolle einmal rathen, was ihr begegnet ſei. Ich nannte verſchiedenes, worauf ſie mir endlich eröffnete, ſie ſei in intereſſanten Umſtänden und fühle das Kind ſich bewegen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es an demſelben Tag oder einige Tage vorher war, daß ſie mir ſagte, die Milch ſei ihr, während ſie bei Lady Willoughby frühſtückte, in die Brüſte getreten, ſo daß ihr davon das Kleid naß geworden. Wer der Vater des Kindes ſei, hat ſie mir nicht geſagt, wohl aber, daß ſie, falls die Sache entdeckt würde, den Prinzen von Wales als Vater angeben werde, denn derſelbe habe in dieſem Jahre in Carltonhouſe zwei Nächte bei ihr zugebracht."

Die Denunciantin trug Sorge, die Wahrſcheinlichkeit dieſer Ausſage zu verſtärken, indem ſie weiter ſich verlauten ließ: — „Die Prinzeſſin hat mir geſagt, daß ſie ſo oft als möglich einen Bettkameraden habe, was der Geſundheit ſehr zuträglich ſei. Ihr Schlafzimmer ſei dazu ſehr bequem eingerichtet, weil über einer Treppe ge-

legen, die in den Park hinabführe. Wiederholt ſagte ſie zu mir: „„Ich bin erſtaunt, daß Sie ſich mit Sir John begnügen.““ Sie erzählte mir auch, daß Sir Sidney Smith bei ihr geſchlafen hätte und daß ſie glaubte, alle Männer ſchliefen gerne bei Frauen, Sir Sidney aber mehr als jeder andere.“

Man muß geſtehen, es war dies eine Anklage der Prinzeſſin auf Ehebruch und folglich auf Hochverrath in beſter Form. Es fehlte nur die Erweiſung derſelben, aber damit haperte es gewaltig. Die vier Lords verhörten das Geſinde der Prinzeſſin, allein obzwar ſtark zu vermuthen iſt, daß mehrere ihrer Diener als Spione in ihre Nähe gebracht worden und zu belaſtenden Ausſagen bereit waren, ſo konnte doch kein wirklich überführender Beweis beigebracht werden. Ein Lakai, Robert Bigwood, gab an, daß er mittels eines Spiegels geſehen, wie die Prinzeſſin den Captain Manby küſſte; ein anderer, William Cole, daß er den Admiral Smith ſehr vertraut neben der Prinzeſſin auf dem Sopha ſitzen geſehen habe.

Allein ſämmtliche übrige Diener und Dienerinnen der Prinzeſſin traten ganz entſchieden als Entlaſtungszeugen auf und durch eidlich bekräftigte Zeugniſſe ward feſtgeſtellt, daß der Knabe Billy wirklich der Sohn des Schiffszimmermanns Auſtin und ſeiner Frau Sophie ſei.

Der ganze Anſchlag fiel demnach ins Waſſer. Die Prinzeſſin hatte den nachmaligen Miniſter Perceval und den nachmaligen Lordkanzler Eldon, welche beide in ſpäterer Zeit ihre frühere Klientin ſchmählich im Stiche ließen, zu Rechtsbeiſtänden gewählt und in der von dieſen Herren entworfenen Vertheidigungsſchrift wurde die Denunciation von Mylady Douglas nach Gebühr gebrandmarkt. Perceval hatte außerdem auf Anregung der Prinzeſſin über die Verhandlungen ein Buch verfaſſt, in welchem das ganze Verhältniß der Angeſchuldigten zu ihrem Gemahle dargelegt war; allein da er Miniſter werden wollte und es kurz darauf wirklich ward, ließ er ſich, um dem Hof gefällig zu ſein, beſtimmen, die Veröffentlichung der Schrift zu unterlaſſen. Die vier Lords Unterſuchungs-

kommiſſäre erklärten ſich von der Unſchuld der Prinzeſſin völlig überzeugt und gaben am 25. Januar 1807 ein dahin lautendes Verdikt, worauf der König, die Brüder des Prinzen von Wales und die Prinzeſſinnen Staatsbeſuche in Montaguehouſe abſtatteten.

So war die arme Karoline rehabilitirt, aber dieſe Rehabilitation machte die Abneigung und den Haß, welche ihr Gemahl und ihre Schwiegermutter gegen ſie hegten, nur noch intenſiver. Während der peinlichen Unterſuchung, welcher ſie unterworfen worden, hatte ſie auch den ſchrecklichen Ausgang ihres Vaters zu betrauern gehabt. In der Verbitterung, in welche alle dieſe Erlebniſſe ſie ſtürzten, ward es ihr zu einem Troſt, daß ihre verwitwete Mutter nach England zog, um in Blackheath bei ihr zu leben. Einen andern Troſt konnte es ihr gewähren, daß ganz in dem Maße, in welchem ihr Gemahl bei dem engliſchen Volk in Ungunſt und Verachtung ſank, die Volksſympathie für ihre Perſon ſich erhöhte. Aber freilich, ſie ſollte nicht ſterben, ohne erfahren zu haben,

wie ſchwankend und veränderlich die Stimmung der urtheilsloſen und feigen Menge iſt.

Im übrigen drängt ſich jedem die Frage auf: War die Ausſage der Lady Douglas wirklich durchaus falſch und von A bis Z erfunden? Doch wohl kaum. Alles zuſammengehalten, ſind wir der Anſicht, die Prinzeſſin könne ſich gar wohl gegen Mylady mit Unbeſonnenheiten und Phantaſtereien herausgelaſſen haben, welche dann die Frau Generalin als bare Münze in Umlauf ſetzte. Es gibt einen allerdings ſehr gemeinen Volksausdruck, welcher aber, wie uns ſcheint, das Weſen der Prinzeſſin zur Blindekuhſpielzeit von Blackheath ganz vortrefflich bezeichnet. Leider iſt derſelbe unſchreibbar und auch nicht einmal anzudeuten.

Der erſte Sturm war alſo abgeſchlagen. Aber derartige Stürme hinterlaſſen auch bei den Siegern unvertilgbare Narbenſpuren. Es war doch etwas an der armen Karoline hängen ge-

blieben. Der König zwar hielt treu an ſeiner Schwiegertochter, aber ſonſt war und blieb ſie bei Hofe verpehmt, und was man mittels eines Keulenſchlags nicht erreicht hatte, trachtete man jetzt vermittels Nadelſtichen zu erreichen. Die Prinzeſſin konnte das ſchon etliche Monate nach dem Schluſſe der Unterſuchung deutlich erkennen: — der König hatte zur Feier ihres Geburtstags die ganze königliche Familie nach St. James eingeladen; aber niemand erſchien und Karoline befand ſich den ganzen Tag mit ihrem Schwiegervater allein. Nachdem dieſer ihr Beſchützer i. J. 1810 völligem Wahnſinn verfallen und der Prinz von Wales Prinz-Regent geworden war, mehrten ſich die Neckereien und Verfolgungen gegen die Prinzeſſin in jeder Weiſe und ihre Stellung war um ſo bedenklicher, da ihr Verhältniß zu dem Gemahl ein Motiv des politiſchen Parteitreibens geworden. Von den Perceval und Eldon ſchnöde verlaſſen, hatte ſich Karoline den Whigs zugewandt und die Grey, Withbread und Brougham wurden jetzt ihre Berather und Sachwalter. Daß

ſich auch dieſe Herren um die Perſon der Prinzeſſin blutwenig kümmerten, ſondern ſie nur als einen Hebel ihrer Politik ſchätzten, iſt ſicher; jedoch muß zugeſtanden werden, daß namentlich Henry Brougham in Führung von Karoline's Sache ſein ganzes Genie als Politiker, Schriftſteller und Redner aufgeboten hat. Bekanntlich begründete er eben hierdurch ſeinen Ruf und ſeine ſtaatsmänniſche Geltung.

Die Nadelſtiche prickelten unaufhörlich und drangen auch nicht ſelten tief in die Seele der Prinzeſſin. Man hatte ihr die Tochter entzogen, man ſuchte ihr zuſammenkommen mit derſelben immer entſchiedener zu erſchweren und zuletzt ganz zu hindern. Das war mehr als Fleiſch und Blut einer Mutter ertragen konnte. Sie wandte ſich in einem würdig gehaltenen und meiſterhaft geſchriebenen, wahrſcheinlich von Brougham verfaſſten oder wenigſtens eingegebenen Schreiben beſchwerend an den Prinz-Regenten. Als die Antwort lange auf ſich warten ließ, veröffentlichte die Prinzeſſin ihren Brief im Morning-Chronicle

vom 9. Februar 1813. Hierauf erklärte der Premier Mylord Liverpool im Namen des Prinz-Regenten, die Besuche der Prinzessin bei ihrer Tochter müssten in Zukunft ganz unterbleiben, und zugleich wurden von seiten der Regierung die Untersuchungsakten von 1806 ins Publikum gebracht. Auf diese Veröffentlichung antworteten die Freunde der Prinzessin dadurch, daß sie das oben erwähnte famöse „Buch" von 1806 bekannt machten. Auch in den beiden Häusern des Parlaments ward über die Sache hin- und hergestritten. Der unerhörte öffentliche, ja amtliche Skandalkrieg zwischen dem Regenten von Großbritannien und seiner Frau war demnach im schönsten oder vielmehr im hässlichsten Zuge.

Es sieht halb einem Wunder gleich und spricht doch wieder sehr für die arme Karoline, daß ihre jetzt herangewachsene Tochter Charlotte durch keinerlei Künste der Mutter sich abspenstig machen ließ. Das junge Mädchen, dessen Verstandes- und Charakterstärke die frohe Hoffnung erweckte, sie werde dereinst als Königin von England eine

zweite Eliſabeth ſein, bezeigte den Feinden ſeiner Mutter offenſte Abneigung. Ihre Großmutter von väterlicher Seite, die Königin, war der jungen Prinzeſſin, wie dieſe ſagte, „zuwider wie Schöpſenfleiſch.“ Was ſie von ihrem Vater hielt, bezeugt der Umſtand, daß ſie Bedenken trug, ſeinen Einladungen nach Brighton zu entſprechen, weil der Aufenthalt im Pavillon „ihrem Rufe nachtheilig ſein könnte.“ Als im März 1813 ihre Großmutter von mütterlicher Seite, die Herzogin von Braunſchweig, zu Blackheath geſtorben, ertrotzte die Prinzeſſin Charlotte die Erlaubniß, ihrer Mutter einen Beileidsbeſuch machen zu dürfen. Bei dieſer Gelegenheit war es, daß die Prinzeſſin von Wales, als ihre Tochter vermittelnd und tröſtend ſich äußerte, ihrer unſäglichen Verbitterung Luft machte, indem ſie, ein Glas Wein über das Tafeltuch hinſchüttend, ſagte: „Eher wird dieſer ausgegoſſene Wein wieder in die Flaſche zurückfließen, als ich meine Geſinnung gegen die ändere, welche mich ſo ſchimpflich und niederträchtig verleumdet haben.“

Die Königin-Witwe und der Prinz-Regent verfehlten nicht, auch ihre Gesinnung gegen die Verstoßene bei jeder Gelegenheit zu manifestiren. Nachdem die Prinzessin Charlotte an ihrem achtzehnten Geburtstag mündig erklärt worden war, sollte ihre feierliche Vorstellung bei Hofe erfolgen. Natürlich wollte sie, wie das recht und billig, nur von ihrer Mutter sich vorstellen lassen. Das schlug man ihr ab und so unterblieb die ganze Ceremonie. Als nach dem ersten pariser Frieden der Besuch des Caren Alexander und des Königs von Preußen in England angekündigt wurde, schrieb die Königin-Witwe Namens ihres Sohnes unterm 23. Mai 1814 ihrer Schwiegertochter einen Brief, welcher für diese die Weisung enthielt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen in England vom Hofe sich fernzuhalten. Außer sich über diese Beschimpfung, wandte sich die Prinzessin klagend an das Parlament; allein dieses fand, obgleich in beiden Häusern warme Fürsprecher für Karoline auftraten, daß es nicht seines Amtes sei, in dieser „Frage der Etikette" zu interveniren.

Zugleich votirte es jedoch bei dieſem Anlaß der Prinzeſſin eine jährliche Apanage von 50,000 Pfund, wovon ſie aber nur 35,000 Pfund annehmen zu wollen erklärte. Ihr Einkommen war ohnehin durch das ihr von ſeiten ihrer Mutter zugefallene Erbe ein ſehr bedeutendes geworden.

Die zuletzt erfahrene Kränkung brachte das Gefäß zum überſchäumen. Die Prinzeſſin hatte ſich ſchon lange mit dem verhängnißvollen Gedanken getragen, nach dem Feſtland zu reiſen. Jetzt, nachdem man ſie angeſichts von ganz England und der fremden Monarchen ausdrücklich als eine Unwürdige und Verſtoßene behandelt hatte, wollte ſie nicht länger in einem Lande leben, deſſen Boden ihr unter den Füßen brannte. Am 9. Auguſt 1814 ſchiffte ſie ſich mit einem zahlreichen Gefolge, worunter auch ihr Adoptivſohn Billy Auſtin, an Bord der Fregatte Jaſon zu Worthing ein, um über Hamburg zunächſt nach Braunſchweig zu gehen. Der Prinz-Regent athmete fröhlich

auf: er glaubte ſich für immer von der verhaſſten Gattin erlöſ't und befreit. Aber er täuſchte ſich und ſollte eines Tages erfahren, wie wahr der griechiſche Tragiker geſprochen, als er ſagte: „Das unbezähmbarſte iſt das Weib.“ Zwei Jahre nach der Abreiſe der Prinzeſſin wurde ihre Tochter Charlotte, ohne daß man die Mutter zu Rathe gezogen oder auch nur benachrichtigt hätte, mit dem Prinzen Leopold von Sachſen-Koburg, nachmaligem König der Belgier, verheiratet.

Ich habe vorhin von einem überſchäumenden Gefäſſe geſprochen und zwar nicht ohne Abſicht. Denn, die Wahrheit zu ſagen, die arme Karoline glich, ſowie ſie England verlaſſen hatte, nur allzu ſehr einem Gefäſſe, welches lange am Feuer geſtanden und deſſen ſiedender Inhalt überwallt, ſobald man den niederpreſſenden Deckel entfernt. Seltſam, dieſe Frau war jetzt ſechsundvierzigjährig und folglich in einem Alter, wo ſonſt naturgemäßer Weiſe der Hochſommer der Leidenſchaft bereits in den Herbſt matronenhafter Reſignation übergegangen iſt. Hier war das nun keineswegs

der Fall. Die Prinzeſſin ſchien jetzt erſt recht austoben und für allen Zwang, für alle Unterdrückung und Kränkung, die ſie erfahren, ſich entſchädigen zu wollen. Sie entfaltete während ihres Aufenthalts in Deutſchland, Italien, Griechenland und in der Levante den ganzen Freiheits- und Vergnügungsdurſt eines jungen heißblütigen Mädchens, welches, aus einer klöſterlichen Penſion entronnen, plötzlich völlig ſich ſelbſt überlaſſen iſt und die Mittel beſitzt, allen ſeinen Launen gerecht zu werden. Aber die Prinzeſſin bedachte nicht, daß auch in der Fremde jeder ihrer Tritte und Schritte von einem argusäugigen Haß überwacht würde. Es iſt verbürgt, daß der Prinz-Regent bereits i. J. 1817 geäußert hat: „Mein Urahn Georg der Erſte ſperrte ſeine Gemahlin in ein hannoverſches Schloß ein und weſſhalb ſollte ich nicht das gleiche thun?“ Er dachte auch ſchon damals alles Ernſtes an eine förmliche Scheidung von ſeiner Frau und war eifrigſt bemüht, Beweiſe zu ſammeln, daß ihre Aufführung ihm gewichtigen Grund dazu gäbe.

Zu dieſem Zwecke ward, namentlich unter Vermittelung des bekannten hocharistokratiſchen hannoverſchen Grafen Ernſt Friedrich Herbert von Münſter, welcher als dirigirender Miniſter des neugeſchaffenen Königreichs Hannover dem Prinzen zur Seite war, eine Spionage organiſirt, welche die reiſende Prinzeſſin überallhin verfolgte und unter deren infamen Praktiken die Auskundſchaftung der Schlafzimmer-, Bett- und Bettwäſchemyſterien obenanſtand.

Karoline war am 18. Auguſt 1814 unter ihrem väterlichen Dache zu Braunſchweig eingetroffen, wo jetzt ihr Bruder Wilhelm, dem zehn Monate nachher am Vorabend von Waterloo ein ruhmvoller Tod beſchieden ſein ſollte, als Herzog waltete. Der bis zur Abenteuerlichkeit phantaſtiſche An- und Aufzug der Prinzeſſin und ihr tollluſtiges Benehmen fielen den guten Braunſchweigern nicht wenig auf. Aber noch bedenklicher ſah ihr engliſches Gefolge dazu. So bedenklich, daß binnen wenigen Monaten alle die engliſchen Herren und Damen in ihrem Dienſte, die beiden Ladies Lind-

ſah und Forbes, ſowie alle die Kammerherren und Stallmeiſter unter verſchiedenen Vorwänden ſich verloren. Am längſten hielt ihr Arzt Holland bei der Prinzeſſin aus, aber auch dieſer verließ ſie im folgenden Jahre. Ein miſſliches Ding! Denn das weggehen der Engländer warf ſchon an und für ſich einen Schatten auf das benehmen Karoline's und außerdem wurde der Umſtand, daß ſie genöthigt war, ſich mit lauter fremder Dienerſchaft zu umgeben, in jeder Weiſe zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Sie ſelbſt kümmerte ſich freilich ganz und gar nicht darum. Im Gegentheil, ſie mag froh geweſen ſein, von den langen und langweiligen engliſchen Geſichtern gänzlich ſich befreit zu ſehen.

Sie ging über Frankfurt und Straßburg nach der Schweiz und im Oktober von Genf nach Mailand. Ein verhängniſſvoller Ort für die Prinzeſſin, denn hier nahm ſie den Italiener Bartolomeo Bergami, welcher bei dem öſtreichiſchen General Pino gedient hatte, als Kurier in ihre Dienſte. Die Gunſt, in welche dieſer Menſch binnen kurzer

Zeit bei der Prinzessin kam, war in der That erstaunend. Sie machte ihn zu ihrem beständigen Begleiter, zu ihrem Kammerherrn und Oberhofmeister, verschaffte ihm verschiedene Orden und den sicilischen Baronstitel. Seine Schwester, die als Contessa Oldi bezeichnet wird, ernannte sie zu ihrer Hofdame; auch belud sie sich mit einem Töchterlein Bergami's, welches Vittorina hieß. Das war des wohlthuns doch wohl zu viel, sehr zu viel. Das ganze gebaren der übelberathenen Prinzessin mit dem Signor Bartolomeo war darnach angethan, als hätte sie es recht eigentlich darauf angelegt, das entrüstete Pfui! der englischen Fashion und Delicacy herauszufordern. Man muß gestehen, sie hätte kaum mehr thun können, um sich als die darzustellen, für welche ihr Gemahl sie angesehen wissen wollte. Der Schein war ganz gegen sie. Dies ist historische Wahrheit. Wie weit aber ihre wirkliche Verschuldung ging, das dürfte geschichtlich nie zu erweisen sein.

Im November 1814 befand sich die Prinzessin in Rom und Neapel, an welchem letztern Orte sie

der König Murat, deſſen Abenteurerkönigthum bald zu Ende ging, trotz der gehäſſigen Abmahnung von ſeiten des engliſchen Geſandten mit außerordentlicher Artigkeit aufnahm. Zu Oſtern 1815 war ſie wieder in Rom, ging dann nach Oberitalien zurück, beſuchte Venedig, bereiſ'te den Gotthard und die lombardiſchen Seen und kaufte am Comer See die Villa d'Eſte, wo ſie ſich einen luxuriös-phantaſtiſchen Haushalt einrichtete. Im Spätherbſte ſchiffte ſie über Elba nach Sicilien, von da nach Tunis, von dort nach Athen und Konſtantinopel, von wo ſie nach Epheſus und Jeruſalem ging. Im September 1816 kam ſie wieder in ihr Landhaus am See von Como zurück und kaufte für den theuren Signor Bartolomeo in der Nähe von Mailand eine Villa welche den Namen Villa Bergami oder La Barona erhielt. Im Frühjahr 1817 machte die Prinzeſſin eine Fahrt durch's Tirol nach Süddeutſchland, wo ſie den Hof von Karlsruhe beſuchte.

Hier lebte damals als preußiſcher Geſchäftsträger, wie er in ſeinen Denkwürdigkeiten mit

unendlicher Selbſtgefälligkeit erzählt hat, Herr Varnhagen von Enſe, ein ſauber gebürſteter, diplomatiſch ſtiliſirter und korrekt gefältelter Mann, welcher nachmals in alten Tagen in Liberalismus zu machen ſuchte, dabei aber doch kindlich beglückt war, wenn es ihm gelang, zeitweiſe einen gnädigen Blick des Herrn von Metternich zu ergattern. Herr Varnhagen ſah den Signor Bartolomeo, deſſen Name drei Jahre nachher in ganz Europa be- und verrufen war, und ſchrieb in ſeine Memorabilien: „Der Oberhofmeiſter Bergami iſt ein Patron, der nach meinem erachten noch einem ſtürmiſchen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünſcht' ich mir ihn als Vordermann; bei Tiſch iſt er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich ſein und den Kindern kann er als zweiter Saturn erſcheinen. An ſeiner Bruſt prangen drei Orden, auf ſeiner Rückſeite ein Kammerherrnſchlüſſel und auf ſeinem Säbel die Portraits der murat'ſchen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen ſehr feſten Reiter und wird als ſolcher auch dafür geehrt."

Varnhagen berichtet dann, daß nach der Abreiſe der Prinzeſſin von Karlsruhe der hannoverſche Geſandte daſelbſt, Freiherr von Reden, auf Graf Münſters Veranlaſſung in dem Gaſthof, wo Karoline gewohnt hatte, durch Kellner und Zimmermädchen unnennbare Schlafzimmerforſchungen habe anſtellen laſſen. Gewiß iſt, daß die Prinzeſſin durch ihre Phantaſtereien und Maſkeraden den karlsruher Hof in allerhand Verlegenheiten brachte. Sie führte ſich ganz ſo auf, als wäre ſie keine Matrone, ſondern noch immer die „wilde Hummel“ ihrer Backfiſchjahre.

Nach Italien zurückgegangen, lebte Karoline daſelbſt bis zum Jahre 1820 abwechſelnd in Rom, Peſaro und auf den Villen d'Eſte und Bergami. Ihr widerfuhr im Spätherbſt von 1817 das tiefe, mit ſchwerer Demüthigung verſetzte Leid, aus den Zeitungen erfahren zu müſſen, daß ihre Tochter Charlotte nach der Geburt eines todten Knaben am 6. November geſtorben ſei. Man hatte abſichtlich unterlaſſen, der Mutter den Tod der Tochter amtlich anzeigen zu laſſen. Beſtürmt von

Kummer und Entrüſtung, wollte ſie ſofort nach England zurück. Wie es ſcheint, hat ihr Rathgeber Brougham, welcher ſie das Jahr zuvor in der Villa d'Eſte beſucht hatte, ſie vermocht, ihre Rückkehr nach England noch bis zum Tode Georgs des Dritten aufzuſchieben. Kaum war demnach der alte wahnſinnige König am 29. Januar 1820 zu Windſor verſchieden, als Brougham den alten treuen Haushofmeiſter der Prinzeſſin, John Sikkard, mit dieſer Botſchaft an ſie abſchickte. Sofort ſchrieb die Königin, denn das war Karoline zur Stunde von rechtswegen, daß ſie nach England heimkehren werde.

Wüthend darüber und entſchloſſen, zu zeigen, daß er ſie nie und nimmermehr als ſeine königliche Gemahlin anerkennen wollte, befahl König Georg der Vierte dem Erzbiſchof von Canterbury, den Namen der Königin aus dem Kirchengebet zu ſtreichen. Der Lord Prälat gehorchte unweigerlich, wie das dem höchſten Würdenträger der gemäſtetſten und ſervilſten aller chriſtlichen Kirchen ganz gut anſtand. Als Gegendemonſtration ging

ein ungeheures brauſen und ſchreien zu Gunſten der Königin im Volke los. „The Queen for ever!“ wurde das Stichwort und die Loſung der Maſſen gegen den verhaſſten König, der ja ſchon als Prinz-Regent ſeit Jahren ſich in den Straßen von London nicht hatte ſehen laſſen dürfen, ohne ausgeziſcht und angegrunzt zu werden und ohne zu riſkiren, daß ſeine Wagenfenſter mit Steinen und er ſelbſt mit Koth beworfen würde. Aber der Haß des Mannes war ſtärker als ſeine Furcht. Auf Veranſtaltung ſeiner Miniſter gingen Brougham und der Alderman Wood der Prinzeſſin entgegen, welche auf ihrer Reiſe nach England bereits in St. Omer eingetroffen war.

Der tapfere Signor Bartolomeo hatte ſich mit ſeinem bedenklichen Schnurr- und Backenbart, ſeinen Orden, ſeinem Kammerherrnſchlüſſel, ſeinem Säbel und ſeiner wohlgefüllten Börſe klüglich ſeitwärts geſchlagen, nicht „in die Büſche“ zwar wie Seume's Hurone, wohl aber nach Paris, wo er ſeine „Memoiren“ aufſetzen, drucken und der Ausgabe derſelben ſein Porträt und ein Fakſimile

ſeiner Handſchrift beigeben ließ, — letzteres zum überzeugenden Beweiſe, daß er nicht nur vortrefflich in der Reitkunſt, ſondern auch leidlich in der Schreibekunſt beſchlagen ſei.

Inzwiſchen ließ das engliſche Miniſterium durch die genannten Unterhändler zu St. Omer der Königin ein Abkommen vorſchlagen. Sie ſollte ein Jahrgehalt von 50,000 Pfund beziehen, aber daſſelbe im Ausland verzehren und auf den Titel einer Königin von England verzichten. Georg der Vierte und ſeine Miniſter hatten überſehen, daß ſich eine muthvolle Frau nicht ſo leicht erkaufen läſſt wie Parlamentsmitglieder. Zum äußerſten entſchloſſen, verwarf Karoline den Vorſchlag und erklärte, ſie wolle Königin ſein und heißen. Am 5. Juni 1820 landete ſie, mit Zurücklaſſung ihres ganzen italiſchen Gefolges, in Dover, deſſen Kommandant ihr die königlichen Ehren erwies. Am folgenden Tage brach ſie nach London auf. Ihre Fahrt dahin war ein völliger Triumphzug.

An eben dieſem 6. Juni fuhr Georg der Vierte, der ſeine Partie ebenfalls genommen hatte, in großem Staat nach Weſtminſter, um dem Parlament perſönlich ſeine Zuſtimmung zu der ihm von demſelben bewilligten Civilliſte zu erkennen zu geben. Ueberall auf ſeinem Zuge wurde er mit dem wüthenden Gebrülle: „The Queen for ever!“ begrüßt und die ſeine Karoſſe umgebenden Leibgarden hatten Mühe, ihn vor perſönlichen Beſchimpfungen zu ſchützen. Die Flut der Volksſtimmung ging hoch und wild gegen den König und für die Königin. Aber die Miniſter hatten die beſtimmteſten Verhaltungsbefehle und kamen denſelben nach. Um die fünfte Abendſtunde erſchien Mylord Liverpool, der Premier, im Hauſe der Lords und brachte eine königliche Botſchaft, welche den Peers von Großbritannien empfahl, ihre Aufmerkſamkeit auf den „grünen Beutel“ zu richten, in welchem „gewiſſe, das Betragen der Königin außerhalb Landes betreffende Aktenſtücke“ geſammelt ſeien.

In demſelben Augenblicke, wo das Oberhaus dieſe Aktenſtücke einer geheimen Kommiſſion zur

Prüfung zu überweiſen beſchloß, ertönten vom Weſtend her die Freudenſchüſſe und das Glockengeläute, womit die Königin bei ihrem Einzug daſelbſt bewillkommt wurde. Ein unermeſſliches Hurrah ſtieg mehrere Tage lang ihr zu Ehren in die Lüfte, mehrere Nächte hindurch fanden Illuminationen ſtatt, Lordmayor und Aldermen der City begrüßten die Heimgekehrte, aus dem Lande gelangten zahlreiche Begrüßungsadreſſen an ſie herein und zum Gegenſatze wurden den beiden leitenden Miniſtern, Liverpool und Caſtlereagh, die Fenſter eingeworfen und konnte Carltonhouſe, die Stadtwohnung des Königs, nur mühſam vor einem Angriff des „Mob“ geſchützt werden.

Die Lage war in Wahrheit eine drohende. Das Land hatte in den Kriegen gegen Napoleon ſo ungeheure Anſtrengungen gemacht, daß unmittelbar darauf Ermattung und Erſchöpfung naturgemäß hatten eintreten müſſen. Der Steuerdruck war furchtbar, Induſtrie und Handel erlagen einer zeitweiligen Lähmung, die Maſſen hungerten. Der König und ſeine Miniſter, die Caſtlereagh

und Liverpool, Gegenstände tiefster Erbitterung von seiten des Volkes. Die vornehme Gesellschaft von totaler Sittenverderbniß durchfäult und von giftigem Parteitreiben zerrissen. Der öffentlichen Verstimmung der Nation über das herrschende System geheime Komplotte von verzweifeltem Charakter zugesellt. Und nun in dieses wüste Wirrsal, zur Vermehrung desselben, noch das beispiellose, weil mit schamlosester Oeffentlichkeit betriebene Skandal der Procedur geworfen, welcher ein achtundfünfzigjähriger Monarch seine zweiundfünfzigjährige Gemahlin unterwarf. Wohl hatte Mylady Charlotte Campbell recht, damals in ihr „Diary" zu schreiben: „Man kann nur sagen, daß die Kloaken nach Unflat durchwühlt worden sein müssen, um einen bösen Feind, dem die Hochsinnigkeit des englischen Volkes verhasst war, anzueifern, Ebenbilder der Männer zu formen, welche zu dieser Zeit im Besitze der Macht waren, und daß er in ihrem Namen ein Verfahren gestattete, welches nach Gebühr zu kennzeichnen die englische Sprache kein ausreichend schwarzes Eigen-

ſchaftswort beſitzt." Allein Georg der Vierte wuſſte wohl, daß es vom grunzen und ſchreien des Volkes bis zu einer Revolution unermeſſlich weit ſei, und da ihm ſeine Miniſter zu Willen waren, ſo beſchloß er, der ja an Ehre, Ruf und Achtung ohnehin nicht ein Atom mehr zu verlieren hatte, ſeinem Haſſe Genüge zu thun, ſelbſt auf die Gefahr hin, dem Königthum eine der tiefſten Wunden zu ſchlagen, welche daſſelbe jemals empfangen. Das iſt ja das Unglück der Könige, daß ſie ſelten oder nie die rechten Werkzeuge, das gute und rechte zu thun, zu finden verſtehen, ſtets aber bereitwillige, das ſchlechte, verkehrte und verbrecheriſche in Ausführung zu bringen.

Während die Königin, aus den Beweiſen ihrer Popularität den Muth ſchöpfend, nicht zu wanken oder zu weichen, ſich in Brandenbourghouſe einrichtete, drang Lord Liverpool beim Parlamente darauf, die angeregte Unterſuchung gegen ſie durch eine geheime Kommiſſion führen und abmachen zu laſſen. Dagegen legte Brougham Namens der Königin Proteſt ein und beſtand auf einem öffent-

lichen Verfahren, vielleicht in der Erwartung, daß ſich der König doch ſcheuen werde, die ganze Sache der Oeffentlichkeit anheimzugeben. Allein am 6. Juli brachte der Premier im Oberhauſe gegen die Königin eine förmliche Straf- und Bußbill (Pains and Penalties Bill) ein, welche darauf abzweckte, die Angeklagte ihrer Rechte als Königin verluſtig und ihre Ehe als aufgelöſ't zu erklären, „dieweil ſie mit einem ſicheren Bartolomeo Bergami in verbrecheriſchen Verhältniſſen gelebt.“ Ihre Aufführung wurde in dem Vortrag von Lord Liverpool als eine „ärgerliche, ſchändliche und laſterhafte“ bezeichnet. Man hatte alſo das Parlament zum Richter der Königin beſtellt und in Benützung eines im parlamentariſchen Brauche begründeten Vortheils die Sache zuerſt an das Haus der Lords gebracht, weil man in demſelben einer Majorität ſicher war. War die Bill erſt von den Lords genehmigt, ſo hoffte man ſie, geſtützt auf dieſes Präcedens, wohl auch durch das Unterhaus zu bringen.

Das ganze Verfahren war von Anfang an

ſchmählich und gewaltſam. Man verweigerte der angeklagten Königin die im gemeinen engliſchen Rechte begründete Rekrimination, man verſagte ihr die Mittheilung der Liſte von Zeugen, welche gegen ſie auftreten ſollten, und ebenſo die Angabe der Orte, wo ſie die Handlungen, deren man ſie beſchuldigte, begangen haben ſollte. Zum letztenmal wandte ſie ſich an die Perſon ihres Gemahls mittels eines Schreibens, in welchem man den Meiſterſtil Broughams unſchwer erkennt. Der Brief ſchloß mit den Worten: „Die Giftſchale und der Dolch des Meuchelmörders ſind edlere Mittel, den Gegner zu verderben, als Meineide und beſtochene Gerichte; ſie ſind weniger grauſam, denn ſie nehmen nur das Leben, nicht die Ehre. Wenn mein Tod Ihre Ruhe hätte ſichern können, ich würde ihn nicht geſcheut haben, unter der Bedingung, daß man mir einen Platz neben dem Staube meiner Tochter vergönnte. Aber da Sie mich mit Schande bedeckt ins Grab ſtürzen wollen, ſo werde ich mich Ihren Angriffen mit allen Kräften widerſetzen, die mir Gott verleihen wird.“

Dieſe edle Beſchwörung blieb unbeantwortet und ohne Wirkung.

Da die von den Lords am 6. Juli beſtellte Kommiſſion erklärt hatte, eine Unterſuchung ſei nothwendig „gleichermaßen für die Würde der Krone wie für das moraliſche Gefühl des Landes," — (eine wunderliche Manier fürwahr, jene Würde und dieſes Gefühl zu fördern*)!) — ſo ſetzte es der Premier gegen allen Rechtsbrauch durch, daß die erſte Leſung der Strafbill ſchon auf den 17. Auguſt anberaumt wurde, als hätte man es der Königin ſchlechterdings unmöglich machen wollen, aus dem Ausland Entlaſtungszeugen herbeizubringen. Für die rechtzeitige Beibringung der Belaſtungszeugen dagegen hatte man umſichtig geſorgt. Schon von der Stunde an, wo die Königin ihren Entſchluß, nach England zu kommen, zu erkennen

*) Es charakteriſirt das ganze Verfahren, daß unter den 14 Mitgliedern der erwähnten Kommiſſion nicht weniger als 4 Mitglieder des Kabinetts waren. Der grüne Beutel wurde alſo theilweiſe von denſelben Leuten unterſucht, die ihn angefüllt hatten.

gegeben, war die ganze Bande dieſer Zeugen zuſammengebracht, reichlich beköſtigt und beſoldet, ſowie ſorgſam inſtruirt worden.

Das Haus der Lords bot an dem Tag, wo die Königin vor ihren Richtern erſcheinen ſollte, einen impoſanten Anblick dar. Die alte Halle, ausgeziert mit den Tapeten, welche den Sieg über die ſpaniſche Armada darſtellten, war gedrängt voll. An der Schranke (Bar) war eine Loge für die Königin hergerichtet mit einem elfenbeinernen, purpurbedeckten Lehnſtuhl. Der Loge zur Seite ein Platz für Mr. Brougham und Mr. Denman, die Anwälte der Angeklagten. In der Mitte des Hauſes der Miniſtertiſch und darauf der berüchtigte „grüne Beutel“. Der Lordkanzler Eldon führte auf ſeinem mit Scharlach überzogenen Wollſack den Vorſitz. Zunächſt um ihn die „Rechtslords“ in ihren Amtstalaren und Amtsperücken. In demſelben Koſtüm an der Bar die Anwälte des Königs, der Attorney-General Sir Robert Gilford und der Solicitor-General Sir John Kopley. Dreihundert und achtundſechzig Peers hatten auf

den Namensaufruf geantwortet und füllten die Scharlachſitze des Amphitheaters. Hinter der Schranke ſah man die Mitglieder des Unterhauſes ſich drängen. Die miniſteriellen Lords hatten durch die Weſtminſter umwogenden Volksmaſſen gleichſam Spießruthen laufen müſſen. Ihre Kutſcher und Lakaien waren von der Menge gezwungen worden, mit abgezogenen Hüten: „Es lebe die Königin!“ zu rufen. Die Ankunft der Miniſter hatte ein furchtbares Gegrunze begleitet. Auch der Herzog von Wellington war in aller Form ausgepfiffen worden, zu nicht geringer Ueberraſchung Sr. Herrlichkeit.

Ein unerhörtes Hurrahgeſchrei durchbrauſ'te Pall Mall, als die Königin in ihrem ſechsſpännigen Staatswagen heranfuhr. Neben ihr war ihre Ehrendame Lady Anna Hamilton*). Auf ihrem

*) Nicht etwa zu verwechſeln mit einer andern, ſehr berüchtigten Lady Hamilton, welche als Maitreſſe Nelſons den von Abukir nach Neapel gekommenen Seehelden daſelbſt zu den bekannten, ſeinen Ruhm ſo ſehr bemakelnden Abſcheulichkeiten verführte. „Dieſe Frau — erzählt Colletta in ſeiner klaſſiſchen „Storia del reame di Napoli“ — eine

ganzen Wege winkten und wehten ihr die Frauen aus allen Fenstern mit weißen Tüchern und Bändern zu und aus den Volksmassen, die ihren Wagen umdrängten, stiegen unaufhörlich die Rufe auf: „Die Königin für immer! Die Königin

---

geborene Emma Lyson, deren Mutter arm, deren Vater unbekannt war, lebte in so dürftigen Verhältnissen, daß man nicht einmal ihre Heimat kennt, außer daß sie in der Grafschaft Wales in England geboren ist. Als sie erwachsen war, zeichnete sie sich durch ihre Schönheit aus. Allein sich selbst überlassen, arm, umgeben von verdorbenen Sitten, führte sie einen unordentlichen und verworfenen Lebenswandel bis zum Alter von sechszehn Jahren. Hierauf kam sie in den Besitz eines gewissen Graham, welcher sie in dem von ihm erfundenen Apollobette nackt und nur mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt als Göttin Hygieia sehen ließ. Hundert Künstler malten ihre herrlichen Formen zum Studium oder zum Vergnügen. Romney, ein berühmter Maler, stellte sie als Venus, Kleopatra und Phryne, andere stellten sie als Bakchantin, Leda, Thalia und büßende Magdalena dar. In diese Schönheit verliebte sich Karl Greville aus der edlen Familie Warwick. Als dieser seine hohe Stelle und sein bedeutendes Vermögen verloren hatte, kam Emma nach Neapel, um seinen Oheim, den dortigen englischen Gesandten Sir William Hamilton zu bitten, den Neffen mit Geld zu unterstützen und ihm zu erlauben, sie zu heiraten. Der alte Oheim, voll Staunen über eine solche noch nie gesehene Schönheit, bewilligte dem Neffen

oder den Tod!“ Sie konnte nur langsam vorwärts kommen. Schwarz gekleidet, einen weißen Schleier über den Scheitel gebreitet, trat sie um halb elf Uhr Vormittags in ihre Loge. Die Lords erhoben sich beim Eintritt der Königin,

---

einen Theil seiner Bitte um den Preis des andern Theils, bezahlte dessen Schulden, behielt aber das Mädchen bei sich. Er heiratete sie i. J. 1791, nachdem sie den Namen Miß Harte angenommen hatte. So wurde Emma Mylady und Gemahlin eines Gesandten, vergaß ihren Stand, aber nicht ihren frühern Lebenswandel, nahm eine neue Haltung an und wusste sie zu behaupten, wie wenn sie ihr angeboren und natürlich wäre. Als Lord Nelson sich närrisch in sie verliebt zeigte, ließ die schlaue Königin Karoline von Neapel, welche bis dahin die Lady mit dem Stolz einer Königin gegenüber einer Abenteurerin behandelt hatte, von ihrem Hochmuthe nach und suchte die Frau des Gesandten mit den festen Banden der Eitelkeit an sich zu knüpfen. Im Palaste, im Theater, bei den öffentlichen Spazierfahrten saß Emma an der Seite der Königin und oft theilte sie, eine für alle Arten von Wollust gemachte Schönheit, in den inneren Gemächern des Schlosses den Tisch, das Bad und das Bett mit ihr.“ — Nach dem Tode Nelsons, welchem sie eine Tochter geboren, fiel die verrufene Buhlerin in die wüste Lüderlichkeit ihrer Jugend zurück. Endlich starb sie in ziemlich ärmlichen Umständen i. J. 1815 zu Kalais.

ſetzten ſich dann wieder und ſtülpten die Hüte auf den Kopf, wie das in beiden Häuſern des engliſchen Parlaments gentlemanlike war und iſt.

Was für Gefühle die arme Karoline beſtürmt haben mögen, als ſie ſo vor dem damals ſtolzeſten Senat der Erde daſaß? Daſaß auf einer Anklagebank von Elfenbein mit Purpurpolſtern, aber doch immer auf einer Anklagebank, ſie, die Matrone mit ſchon ergrautem Haar, angeſchuldigt eines Gebarens, welches nur heißblutige Jugend erklärlich und verzeihlich machen kann! Ob ſie ſich zu dieſer Stunde eingeſtand, daß es der Tochter eines Herzogs, der Frau des Thronerben von Großbritannien nicht wohl angeſtanden, wie eine wilde Hummel durchs Leben zu ſurren? Wie aber Beſchämung, Reue und Entrüſtung wechſelnd in ihrer Bruſt wogen und ſtürmen mochten, ein Troſt war ihr ſicher: ſie wuſſte, daß der Segen der Oeffentlichkeit ſie vor Vergewaltigung behüten werde. Mochten ihr Gemahl und ſeine Miniſter das ſchlimmſte an ihr thun, ſie hatten doch nicht die Macht, einen Spruch der Kabinettsjuſtiz gegen

sie zu fällen, wie Georg der Erste gegen die arme Sophia Dorothea einen gefällt hatte, und hier auf dem Boden Englands reichten aller Haß, alle Wuth, alles Racheschnauben eines Königs bei weitem nicht aus, seine Frau im geheimen von den nämlichen Schurken anklagen, verhören und verurtheilen zu lassen, wie das der unglücklichen Mathilde von Dänemark geschehen war. Nein, die Ankläger Karoline's hatten nicht einmal die Macht, die Reporters der Zeitungen von den Verhandlungen auszuschließen. Dort saßen sie, seitwärts von der Barre, schnellfingerig und federfertig, bereit, ganz England, ganz Europa in den Stand zu setzen, in diesem Processe mit zu Gericht zu sitzen.

Als das Haus zur Tagesfrage schritt, sprachen nach einander die Lords Leicester, Karnarvon und Grey von verschiedenen Standpunkten aus gegen die Inbetrachtnahme der Bill. Dann ward dem ersten Anwalt der Königin zugestanden, seine Einwendungen gegen die Rechtsgrundsätze der Bill vorzubringen. An die Schranke tretend eröffnete Brougham damit die Reihe seiner in dieser Sache

gehaltenen herrlichen Reden, die ihn als vierten Stern dem großen Dreigeſtirn engliſcher Beredſamkeit anfügten, das aus dem älteren Pitt, Sheridan und Fox zuſammengeſetzt war. Brougham that überzeugend dar, daß es ſich hier darum handelte, ein noch dazu rückwirkendes Ausnahme- und Gelegenheitsgeſetz zu machen. Dies widerſtreite allen engliſchen Rechtsprincipien und es ſei folglich das ganze Verfahren ungeſetzlich und unrechtmäßig. Mit ſchneidender Kühnheit fragte der Redner unter anderem die Miniſter: „Wie, ihr ſagt, die Würde der Krone und die Ehre der Nation ſeien gefährdet, weil, wie eure Bill behauptet, eine Frau aus der königlichen Familie ſich eine ehebrecheriſche Aufführung zu ſchulden kommen ließ? Aber warum trat denn dieſe Gefährdung nicht ein, warum wurden keine Maßregeln dagegen ergriffen, als ein männliches Mitglied derſelben königlichen Familie vor etlichen Jahren einen bewieſenen und eingeſtandenen Ehebruch beging?“ Dem Herzog von York, einem Bruder des Königs, der in ſeiner Eigenſchaft als

Peer unter den Richtern seiner Schwägerin mitsaß, mochte es ziemlich schwül werden bei dieser Frage, mit welcher niemand gemeint war als er. Oder doch noch jemand? Ohne Zweifel, denn es ist klar, daß Brougham den Sack schlug und den Esel meinte, d. h. seinen Zuhörern hinter dem skandalösen Lebenswandel des Herzogs von York den noch weit skandalöseren des Königs zeigte . . .

An diesem Tage wurde nicht weiter vorgegangen. Am folgenden erhielt zuerst der zweite Anwalt der Königin, Denman, das Wort und griff das Materielle der Bill mit scharfer Dialektik an. Unter vielem treffenden brachte er auch eine höchst glückliche Vergleichung vor, indem er sagte: „Der ganze Inhalt der Bill erinnert schlagend an jene Scene einer allbekannten Komödie, wo jeder und jede dem Gerüchte ein Wörtchen hinzufügt, bis die letzte mit Achselzucken und gleichsam unfreiwillig das Wort Ehebruch! ausspricht*)." Auf die Auf-

*) Ich brauche kaum zu sagen, daß die meisterhafte Komödie The school for scandal (die Lästerschule) von Sheridan gemeint ist.

führung der Königin seit ihrer Ankunft in England zurückgreifend wies der Redner nach, daß man nach den Aussagen glaubwürdiger und parteiloser Personen der Prinzessin von Wales nie etwas schlimmeres habe nachsagen können, als daß sie leichtsinnig (flirting) sei und einen Hang zur Gefallsucht habe.

Die weitere Sitzung füllten Redegefechte zwischen den Anwälten der Krone und denen der Königin. In der Sitzung vom 19. August beantragte gleich zu Anfang Mylord King, das ganze Verfahren möge als unnütz aufgegeben werden. Hiergegen erhob sich der Premier Liverpool und die Lords beschlossen auf seinen Antrag mit 181 Ja gegen 65 Nein die Fortführung der Procedur. Nun kam, aufgefordert vom Lordkanzler, der Attorney-General vor und entwickelte in dieser und der nächsten Sitzung vom 21. August folgende Anklageakte:

„Mylords! Nur mit Schmerz erfülle ich die Pflicht, hier vor Ihnen die Gründe und Thatsachen auseinanderzusetzen, auf welche die Anklage

gegen die Königin ſich ſtützt. Leider vermag ich hierbei nicht Details zu vermeiden, die jeden tugendhaften und wohlerzogenen Mann empören müſſen; aber die Zeit des Schweigens iſt vorbei und ich werde, wenn ſchon mich jedes Urtheils über das Betragen Ihrer Majeſtät enthaltend, das hier darlegen, was durch die beſtimmteſten Ausſagen der Zeugen zu beweiſen ich mich im Stande fühle.

„Wie bekannt, reiſte die Königin im Jahre 1814 aus England fort. Am 9. Oktober deſſelben Jahres kam ſie in Mailand an, wo ſie als Kurier einen gewiſſen Bartolomeo Bergami in ihre Dienſte nahm, der damals gerade dienſtlos, früher aber als Kammerdiener bei dem General Pino geweſen war. Es war in den erſten vierzehn Tagen des Aufenthaltes der Königin in Mailand, als ſie den Bergami in ihre Dienſte nahm. Bereits am 8. November kam die Königin in Neapel an, und folglich war damals Bergami höchſtens drei Wochen im Dienſte von Ihro Majeſtät. Wer könnte aber wohl glauben, daß in einer ſo kurzen Zeit ſich

ſchon ein vertrautes Verhältniß zwiſchen einer Perſon von ſo hohem Range und einem Domeſtiken anknüpfen konnte! Und dennoch läſſt es ſich durch Zeugen beweiſen, daß der ehebrecheriſche Umgang der Königin mit dem Bergami bereits am Abend des 9. Novembers ſeinen Anfang nahm. Schon am Tage ihrer Ankunft in Neapel hatte die Königin befohlen, daß der Knabe William Auſtin nicht mehr wie bisher in ihrem Zimmer ſchlafen ſollte. Am Abend des 9. November bemerkte eine der Kammerfrauen der Königin, daß dieſe bei ihrer Rückkehr aus der Oper ganz ungewöhnlich bewegt war. Unfern des Schlafkabinettes hatte ſie ein anderes Kabinett, welches mit dem ihrigen in direkter Verbindung ſtand, einrichten und ein Bett hineinſetzen laſſen. Man glaubte, dieſes Gemach ſei für William Auſtin beſtimmt; aber keineswegs, Bergami erhielt es. Die Kammerfrau, welche wie gewöhnlich Ihro Majeſtät bedienen wollte, wurde zu ihrem großen Erſtaunen abgewieſen, verwunderte ſich aber noch mehr, als ſie am andern Morgen ſah, wie das Bett der

Königin ungebraucht war, während das von Bergami aufs unverkennbarste zeigte, daß es zwei Personen zum Lager gedient hatte.

„Dieser einzige Umstand würde schon vor einem Geschwornengericht den Ehebruch außer Zweifel stellen; allein es ist meine Pflicht, die weitern Umstände dieses unsittlichen Lebenswandels in ein noch helleres Licht zu setzen. Obschon Bergami noch immer bei der Tafel die Dienste eines Dieners verrichtete und auf der Reise die eines Kuriers, so bemerkten doch die andern Dienstleute sehr wohl die unschickliche Familiarität, welche zwischen ihm und der Prinzessin herrschte. Er frühstückte z. B. mit ihr allein in ihrem Kabinette und man sah sie verschiedentlich mit ihm auf der vor ihrem Hause befindlichen Terrasse sich ergehen und ihm den Arm geben. Bei einem großen Ball und Feste, welches die Königin an Murat und die Großen von Neapel gab, erschien sie unter verschiedenen, für eine ehrbare Frau unschicklichen Verkleidungen, und so oft sie diese wechselte, zog sie sich allein mit Bergami, ohne

daß eine ihrer Kammerfrauen ihr folgen durfte, in das zum umkleiden beſtimmte Kabinett zurück. Laſſen ſich aber ſolche Vertraulichkeiten einer Dame von hohem Stande gegen einen Diener anders erklären als durch die Vorausſetzung eines ehebrecheriſchen Lebens?

„Ich werde aber einen noch gewichtigeren Beweis aufſtellen. Bergami wurde durch das ausſchlagen eines Pferdes verwundet und erhielt während ſeiner Krankheit die Erlaubniß, zu ſeiner Verpflegung einen ſeiner Bekannten ins Haus nehmen zu dürfen. Dieſer Menſch ſchlief nahe bei Bergami's Zimmer und hörte mehrmals die Königin, wann ſchon alles zur Ruhe war, vorſichtig und leiſe über den Korridor nach Bergami's Stube hinſchleichen. Er legte ſein Ohr an die Thüre und hörte nun genau, wie die Königin und Bergami ſich umarmten. (Bei dieſer Anführung ließ ſich durch die ganze Verſammlung der Ausdruck des Unwillens vernehmen; der Kläger, dies bemerkend, fuhr fort:) Ich fühle, daß die Einzelnheiten, welche anzugeben ich gezwungen bin,

von einer Art ſind, daß ich in Gefahr komme, mir Ihren Unwillen zuzuziehen; aber ich muß Euere Herrlichkeiten bitten, nicht zu vergeſſen, daß es meine Pflicht iſt, klar, obſchon mit möglichſter Decenz, die Sachen, wie ſie ſind, darzulegen.

„Ihro Majeſtät die Königin blieb bis im März des folgenden Jahres in Neapel und ſetzte während dieſer ganzen Zeit ihren ehebrecheriſchen Umgang mit Bergami fort. Mehrere engliſche Damen aus ihrem Gefolge verließen ſie, ſelbſt ohne vielleicht einmal zu wiſſen, wie weit die Unſittlichkeit ihrer Aufführung ging. Eines Tages erſchien ſie auf einer öffentlichen Maskerade im Theater San Carlo in einem ſo unanſtändigen Aufzuge, daß das Publikum ſie beleidigte und ſie ſich gezwungen ſah, ſich wegzubegeben. Von Neapel reiſte ſie nach Rom, Civitavecchia und Genua. Am Bord der von Captain Peachell geführten Fregatte Klorinde ſtand Bergami hinter ihrem Stuhle zu ihrer Bedienung; dennoch ging ihre Vertraulichkeit mit ihm ſo weit, daß man ſie ſo-

gleich in Genua bemerkte. Hier begleitete Bergami sie öfters auf den Spaziergängen und fing überhaupt an, sich seinen häuslichen Diensten nach und nach zu entziehen. Seine Tochter, Namens Viktorine, ein Kind von zwei Jahren, wurde ins Haus genommen, und der Königin konnte nicht unbekannt bleiben, daß er verheiratet sei. Durch Zeugen lässt sich beweisen, daß in Genua die Königin den Bergami stets in einem mit dem ihrigen in Verbindung stehenden Zimmer wohnen ließ, daß die Kammerfrauen alle Morgen das Bett der Königin ungebraucht fanden, so daß sie nur die Decke desselben ein wenig wieder in Ordnung zu bringen hatten und daß sich in Bergami's Bette die unverkennbaren Spuren davon zeigten, daß zwei Personen darin übernachtet hatten. — — — In Mailand, zu Ende des Monats Mai 1815, war die Königin von allen Engländern ihres Gefolges verlassen; sie nahm jetzt als Gesellschaftsdame die Gräfin Oldi, die Schwester Bergami's zu sich, während dieser immer noch ihr Kurier blieb. Die andern Dienstboten wussten

nicht, daß die Gräfin Oldi Bergami's Schweſter war. In Venedig, wohin ſich die Königin begeben hatte, um ihre große Reiſe anzutreten, ſah man ſie eines Tages dem Bergami eine goldene Kette umhängen. Dieſer aber, noch immer nichts weiter als Bedienter, nahm mit einem galanten bezeigen die Kette wieder von ſeinem Halſe ab und hing ſie der Prinzeſſin um, die ſie hierauf ihm noch einmal um den Nacken ſchlang. Beweiſen ſolche Vertraulichkeiten mit einem Diener nicht das Verbrechen? In Villa d'Ami bei Venedig ſchenkte die Königin dem Bergami einen Schlafrock von blauer Seide. Er hatte hier freien Zutritt in ihr Schlafgemach zu jeder Stunde.

„Ich muß hierbei bemerken, daß die Entweihung der äußern Sitten des Benehmens, welches die nothwendige Folge einer ungehörigen Aufführung iſt, ſchon ſehr ſichtbar im Betragen der Königin wurde. So ſpielte ſie z. B. öfters mit ihren Dienſtleuten Karten; doch fing ſie im November 1815 an, ihrem vertraulichen Verkehr mit Bergami eine Art von größerer Schicklichkeit

zu verleihen, indem sie ihn zum Range ihres Kammerherrn erhob. Auf dem Schiffe Leviathan, mit welchem sie die Ueberfahrt nach Sicilien machte, spazierte sie häufig mit Bergami auf dem Verdecke umher, reichte ihm den Arm und gab ihm überhaupt viele Beweise ihrer Zuneigung. In Palermo nahm sie ihn sogar mit an den Hof. Er war in eine prachtvolle Husarenuniform gekleidet. In Messina, wo sie bis zum 6. Januar blieb, dauerten die gegenseitigen Vertraulichkeiten fort. Hier sahen sie ihre Kammerfrauen im tiefsten Negligé aus Bergami's Zimmer kommen und hörten, wie sie ihn mit den zärtlichsten Benennungen, z. B. „mein Herz, mein Freund" u. s. w. nannte.

„Als Captain Peachell, der die Klorinde führte (auf welchem Schiffe die Königin sich am 6. Januar einschiffte), sich weigerte, den Bergami mit an seinen Tisch zu nehmen, fragte ihn die Königin um die Ursache und Peachell antwortete: „Weil er noch im vorigen Jahre hinter meinem Stuhle stand." Weit entfernt, sich über diese

Antwort zu entrüſten, wie jede andere Frau gethan haben würde, ließ die Königin ſich eine beſondere Tafel beſorgen, an welcher ſie mit Bergami allein ſpeiſte. In Syrakus und in Katania ſah man die Königin im Negligé aus Bergami's Zimmer kommen, unter dem Arm ein Kopfkiſſen tragend, auf welchem ſie gewöhnlich zu ruhen pflegte. Hier verſchaffte ſie dem Bergami auch das Malteſerkreuz. Der Adel, welcher anfänglich der Königin ſeine Aufmerkſamkeit bezeigt hatte, wandte ſich bald von ihr ab und ließ ſie mit ihrem Liebhaber allein.

„Von Katania begab ſich die Königin nach Auguſta. Hier erhielt Bergami den Titel eines Barons della Franchini. Wodurch anders als durch eine ehebrecheriſche Verbindung mit ihm kann man ſo ausgezeichnete Gunſtbezeigungen ſich erklären? Sie ließ ſich in türkiſchem Koſtüm malen und ſchenkte dies Bild ihrem Lieblinge, den ſie in gleicher Tracht hatte porträtiren laſſen. Nun miethete ſie eine Polacre und begann ihre Seereiſen. Auf dem Schiffe ließ ſie ihr Schlaf-

kabinett so einrichten, daß, wenn sie sich in ihrem Bette befand, sie Bergami in dem seinen sehen konnte. In Tunis und in Utika kam der neue Kammerherr sehr häufig in das Kabinett der Königin, noch ehe diese sich erhoben hatte. Was konnte er da wohl als Kammerherr zu thun haben? In Savona, wo die Königin den 12. April 1816 ankam, hat man die überzeugendsten Beweise von der Fortsetzung ihres ehebrecherischen Umganges mit Bergami gesammelt. Sie schlief daselbst niemals in ihrem Bette und das von Bergami zeigte fortwährend die Spuren, daß immer zwei Personen darin geschlafen hatten.

„Von Afrika begab sich Ihre Majestät nach Athen und hielt sich einige Zeit zu Milo auf. Nach Athen kam sie den 22. April 1816. Hier fiel eine Begebenheit vor, welche die Vertraulichkeit, die zwischen der Prinzessin und Bergami herrschte, und des letzteren kleinen Respekt vor Ihrer Majestät hinreichend darthut. Ein englischer Schiffscaptain kam Ihrer Majestät seine

Aufwartung zu machen. Man führte ihn durch den Garten nach einer Art von Laube, wo er die Prinzeſſin, die Gräfin Oldi und Bergami fand. Die Königin ließ den Fremden niederſitzen, um ſich mit ihm zu unterhalten. Bergami ſtand nach kurzer Zeit auf, um ſich zu entfernen. Er ging, ohne ſich von Ihrer Majeſtät zu beurlauben. Dies Benehmen fiel dem Offizier ungemein auf, der mit Erſtaunen ſah, wie dieſer Menſch Ihre Hoheit als ſeines gleichen behandelte. Von Athen begab ſich die Königin über Konſtantinopel nach Epheſus. Hier bereitete man ihr ein Schlafzimmer in der Vorhalle einer alten, mit Bäumen umgebenen Kirche. Hier ſpeiſte ſie auch mit ihrem Kammerherrn und ſaß gewöhnlich auf einem kleinen Reiſebette, Bergami aber neben demſelben auf der Erde. Nach Tiſche blieb er immer eine geraume Zeit mit ihr allein. Von Epheſus reiſte Ihre Majeſtät nach Aume in Syrien. Hier ergaben ſich noch mehrere Beweiſe für den ſtrafbaren Lebenswandel der Königin. Man errichtete ein Zelt für Ihre Majeſtät und ſtellte ein Bett

hinein. Auf dieſem lag die Königin, halbausgezogen, und Bergami, gleichfalls im Negligé, ſaß daneben und blieb beträchtliche Zeit bei ihr. Von hier ging der Weg nach Jeruſalem, wo die Königin, nicht zufrieden mit den Auszeichnungen, welche ſie bereits dem Bergami hatte zukommen laſſen, ihm den Orden des heiligen Grabes verſchaffte, ja noch einen neuen Hausorden unter dem Namen „der heiligen Karoline von Jeruſalem“ errichtete, den ſie an mehrere ihrer Dienſtleute verlieh und deſſen Großmeiſter Bergami wurde. (Hier fing die ganze Verſammlung an zu lachen.) So war er alſo Kammerherr, Malteſerritter, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, Großmeiſter des Ordens der heiligen Karoline von Jeruſalem und Baron della Franchini geworden! Von Jeruſalem begab ſich die Königin nach Jaffa. Da es ſehr heiß war, ſo wollte Ihre Majeſtät nicht in dem Zimmer ſchlafen und ließ ſich daher auf dem Verdeck ein Zelt aufſchlagen, in welchem ihr Bett ganz nahe und ohne Zwiſchenwand bei dem von Bergami ſtand. So ſchliefen ſie beide

alle Nächte ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr nach Italien. Am Tage wurde das Zelt gewöhnlich geöffnet, um frische Luft einzulassen; aber zuweilen ließ sie es am hellen Tage zumachen und blieb dann geraume Zeit mit Bergami in demselben allein. Am Bord des Schiffes nahm die Königin zuweilen ein Bad, und dann war es nur Bergami, der sie dabei bedienen und bei ihr bleiben durfte. Am 24. August, als dem Namenstage Bergami's (sein Vorname ist bekanntlich Bartolomeo), gab die Königin auf dem Schiffe ein großes Fest, so wie sie es schon das Jahr vorher an demselben Tage in Como gemacht hatte, bei welcher Gelegenheit das Schiffsvolk die Gesundheit von Ihrer königl. Hoheit mit der von Bergami zugleich trank. Alles dieses läßt keinen Zweifel mehr über die ehebrecherische Verbindung der Königin mit Bergami übrig. Als sich die Königin nach der Villa d'Este begab, ernannte sie Bergami's Bruder zum Aufseher ihres Palastes. Seine Mutter nahm von dieser Zeit den Namen „Madame Livris" an. Während der Abwesen-

heit von Ihrer Majeſtät hatte man in Villa d'Eſte ein Theater erbaut. Auf demſelben wurden ſpäterhin Stücke aufgeführt, in welchen Ihre Majeſtät ſelbſt einige Rollen übernahm, ſo wie Bergami, der die Liebhaber ſpielte. Ihre Majeſtät machte zuweilen die Liebhaberin.

„Eines Tages geſchah es, daß Bergami einiger wichtigen Angelegenheiten wegen einen Kurier nach Mailand ſandte. Dieſer, der in der Nacht oder wenigſtens ſo früh des Morgens wiederkehrte, daß noch niemand aufgeſtanden war, glaubte es ſeiner Pflicht gemäß, ſich ſogleich zu Bergami begeben zu müſſen. Er fand ihn indeſſen nicht in ſeinem Zimmer, ſah aber, wie er gleich darauf im Schlafrocke aus dem der Prinzeſſin kam. Da dieſer Menſch noch nicht lange in den Dienſten Ihrer königlichen Hoheit ſtand, ſo hielt Bergami es für nöthig, ſein kommen aus dem Kabinette der Königin zu bemänteln. Er gab nämlich vor, das Kind, welches bei Ihrer Majeſtät ſchliefe, hätte geſchrieen, und er ſei deſſwegen hingeeilt, es zu beruhigen; auch bat er den Kurier, nicht weiter

über dieſen Vorfall zu ſprechen. Außer den Orden und Titeln, welche die Königin an Bergami verliehen hatte, kaufte ſie ihm nun auch noch ein Landhaus in der Gegend von Mailand und gab demſelben den Namen „Villa Bergami“ oder „la Barona“. Hier wurden während des Karnevals 1817 die abſcheulichſten Orgien gefeiert. Die laſterhafteſten Menſchen des Ortes fanden ſich hier ein und man konnte dieſes Haus eher für ein Freudenmädchenhaus, als für den Palaſt einer britiſchen Prinzeſſin halten. Nach ihrem Aufenthalt in der Barona machte die Königin eine Reiſe nach Tirol. Bei ihrer Ankunft in Brixen ging Bergami in Geſchäften nach Innſpruck. Die Königin, welche nicht vermuthete, daß er in der Nacht wiederkehren würde, ließ eine ihrer Kammerfrauen bei ſich im Zimmer ſchlafen.. Bergami kam aber und begab ſich ſogleich ins Kabinett Ihrer Majeſtät, die nun alſobald der Kammerfrau befahl, ſich zu entfernen. In Karlsruhe wohnte ſie in einem Gaſthauſe in dem Zimmer Nr. 10, Bergami in dem Nr. 12;

durch Nr. 11 waren beide Gemächer mit einander verbunden. Den Morgen nach ihrer Ankunft trat eine Aufwärterin in Bergami's Zimmer und sah mit Erstaunen, wie Ihre königl. Hoheit auf Bergami's Bette saß und ihren Arm um seinen Nacken geschlungen hatte. Indem die erwähnte Person Bergami's Bett machte, fand sie in demselben ein Kleidungsstück, womit Ihre königl. Hoheit nachher bekleidet war."

So lautete die Anklage, welche Georg der Vierte gegen seine Gemahlin erheben ließ. Mit Ueberwindung unseres Ekels haben wir sie vollständig hergesetzt, weil sie erstens eines der wundersamsten Aktenstücke zur Sittengeschichte des Königthums bildet und weil sie zweitens unvergleichlich ausdrucksvoll darthut, was eigentlich hinter der englischen Scheinzüchtigkeit sei. Weiter wollen wir jedoch die „königliche Bordellkomödie", wie der Proceß damals genannt wurde, nicht mehr in allen ihren Einzelnheiten verfolgen, sondern nur die Hauptpunkte herausheben.

Die Procedur währte volle fünf Monate und

nahm zweiundfünfzig Sitzungen des Oberhauses in Anspruch. Nach Verlesung der Anklageakte wurden die Belastungszeugen vor die Schranken gerufen, ein Rudel italischer Lakaien, eine französische Schweizerin, welche Kammerfrau bei der Prinzessin gewesen, eine Kellnerin aus Karlsruhe, im ganzen 24 Subjekte. Als der erste dieser Zeugen, der Italiener Majochi, welcher Kammerdiener bei der Prinzessin gewesen war, vortrat, um gegen seine Gebieterin auszusagen, entfuhr der Königin beim Anblick des Mannes ein lauter Schrei der Ueberraschung und Entrüstung und erschüttert zog sie sich in das neben der Halle für sie bereitete Kabinett zurück. Sie hatte diesen Menschen mit Wohlthaten überhäuft! Zum Dank dafür hatte er sich dem Bruder Castlereagh's, Mylord Stewart, Gesandten in Wien, als Zeuge gegen seine Wohlthäterin verkauft. Es war kein Wunder, wenn die arme Karoline in Stunden, wo ihr Herz in Galle schwamm, von den Menschen überhaupt nur noch als von „schlechten und niederträchtigen Kreaturen" sprach.

Die Verhöre der Belaſtungszeugen, in den ſchmutzigſten Details ſtundenlang umherklaubend, wühlten erſt recht die Grundſuppe des Aergerniſſes auf. Vom 17. Auguſt bis zum 24. Oktober dauerte die Befragung dieſer Zeugen. Am gravirendſten für die Königin lauteten die Ausſagen des Majochi und der Waadtländerin Louiſe Dumont. Deſſhalb bot Brougham ſeinen ganzen Scharfſinn auf, um gerade dieſe beiden Zeugen mit der unerbittlichen Beißzange ſeiner Kreuzfragen zu faſſen. Sie wanden und krümmten ſich zum erbarmen, und wenn nun der italiſche Schuft ſein berüchtigt gewordenes „Non mi riccordo“ und die welſche Schelmin das entſprechende „Je ne me rappelle pas“ hervorſtotterte, widerhallte die Halle von Gelächter über den „evidenten Schuldbeweis,“ welchen gerade dieſe beiden Perſonen beibringen ſollten. Es wurde bald klar, daß ein ſolcher Beweis überhaupt nicht beigebracht werden konnte.

Am 6. November, wo die zweite Leſung der Bill ſtatthatte, hielt Brougham, von ſeinem Kol-

legen trefflich sekundirt, seine große Vertheidigungsrede, in welcher er erklärte, daß er sich im Nothfall Namens seiner Klientin eine Gegenklage gegen den König vorbehielte. Die Rede gilt mit Recht für eine der glorreichsten von allen, die jemals gehalten worden sind. Sie ward von solchen Hörern, welche sich des berühmten Begums-Speech erinnerten, den der geniale Sheridan im Processe des Warren Hastings gehalten, unmittelbar neben diese gestellt. Der Eindruck war ein gewaltiger, in der Halle der Lords selbst, noch mehr aber draußen in der Stadt, in ganz Großbritannien, in der ganzen civilisirten Welt. Aber noch hielten die Minister und ihre Anhänger aus. Als die Frage: Soll die Bill zum zweitenmal gelesen werden? gestellt wurde, blieben die Ja mit 28 Stimmen in der Mehrheit.

Aber diese Mehrheit war so gering, daß selbst der Lordkanzler Eldon, im Herrendienst sonst nie skrupulös oder bedenklich, zu wanken begann und den Rath gab, wenigstens die Scheidung aus der Bill fallen zu lassen, um das übrige zu retten.

Aber die Partei der Königin im Oberhauſe drang auf Aufrechthaltung gerade dieſer Beſtimmung, in der Hoffnung, die ganze Bill werde an dieſer Klippe ſcheitern. Was den Premier betrifft, ſo hatte dieſen die von Brougham ausgeſprochene Drohung der Königin, ſobald die Sache an das Unterhaus gelange, eine Gegenklage gegen den König anzuſtellen, mit Schrecken erfüllt, allein der König und Caſtlereagh trieben ihn, auszuharren, und ſo ließ er der Sache ihren Lauf.

Inzwiſchen brachten die Anwälte der Königin ihre Entlaſtungszeugen vor. Schon die Erſcheinung derſelben muſſte günſtig wirken, denn es war eine Anzahl unzweifelhaft ehrenhafter Männer und Frauen, von denen ſich keiner und keine weder zur Spionage noch zum Meineid hergegeben hätte. Ihre Ausſagen lauteten des beſtimmteſten zu Gunſten der Angeklagten und beſonders gute Wirkung thaten die Darlegungen des vieljährigen Haushofmeiſters Karoline's, des greiſen Johann Jakob Sikkard, eines Deutſchen von Geburt.

In den Debatten des Hauſes kamen viele

charakteriſtiſche Aeußerungen vor. Mylord Grosvenor z. B. ſagte gelegentlich: „Wäre ich Erzbiſchof von Canterbury geweſen, ſo hätte ich dem König lieber das Prayer-Book ins Geſicht geworfen als die Königin aus demſelben geſtrichen.“ Unter den gegen die Königin ſtimmenden Peers thaten ſich die Herzoge von Newcaſtle und von Northumberland der eine durch die Plumpheit, der andere durch den Blödſinn ſeines Votums hervor: jener äußerte, er gebe ſeine Stimme für die Bill in ihrem ganzen Umfang, „obzwar er die Vertheidigung nicht gehört habe;“ dieſer ſprach weinerlich von „der Tugend des königlichen Hauſes“ — (die Tugend Georgs des Vierten und ſeiner Brüder, d. h. ein Knäuel von Laſtern und Verworfenheit!) — und „zur Aufrechthaltung dieſer Tugend ſtimme er gegen die Königin.“ Man hätte das für eine blutige Ironie nehmen können, wäre der edle Herzog nicht ein notoriſcher Schafskopf geweſen. Der Herzog von Bedford meinte ganz richtig: „Was würde, wenn ein Baron Ompteda (der Oberſpion, deſſen ſich Graf Münſter gegen die

Königin bedient hatte) der glorreichen Königin Beß auf allen ihren Gängen nachgeſchlichen wäre, aus dem Rufe derſelben geworden ſein?“ Der Neſtor des Hauſes, der hochbetagte Lord Erſkine, beſiegte Krankheit und Schwäche, um viermal für die Angeklagte das Wort zu nehmen. In der Schlußdebatte ſagte er: „Der Proceß hat angehoben mit Beſtechung, wurde fortgeſetzt mit Meineid und wird, wenn die Anklage triumphiren ſollte, ein Triumph infamer Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ſein.“

Bei der dritten Leſung der Bill, am 10. November, kam die Entſcheidung. Auch jetzt noch, um einen Ausdruck des engliſchen Parlamentarismus zu gebrauchen, „hatten es“ die Ja, aber mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen, gerade ſo viel als das Miniſterium Mitglieder zählte. Jetzt verſagte den Miniſtern das Herz. Es war ſo gewiß, wie $2 \times 2 = 4$ iſt, daß die Bill nicht durch das Unterhaus zu bringen ſein würde. Lord Liverpool ſtand auf und beantragte aſchgrauen Geſichtes und bebender Lippe „die Vertagung der weiteren Be-

handlung der Bill auf 6 Monate," zu deutsch: die Regierung erklärte, daß sie den ganzen Proceß fallen ließe. Mylord Erskine beglückwünschte sich, das Haus und das Land, weil durch Aufgebung dieser „fluchwürdigen" Sache das Recht, das Gesetz und die englische Verfassung gerettet sei. Mylord Grey zeichnete mittels der Brandmarke seiner rothglühenden Worte die Stirnen der Minister; aber nur eine derselben senkte sich darum schamvoll, die von George Canning, dem Blindekuhmitspieler der Königin in den Tagen von Blackheath: er schied aus dem Kabinette, dessen Gebaren die Stimme der Nation so laut verurtheilt hatte.

Die Angeklagte harrte am 10. November in ihrem Zimmer neben der Lordshalle der Entscheidung. Nachdem der Premier die mitgetheilte Erklärung abgegeben, eilte Brougham, dieselbe seiner Klientin zu bringen. Karoline stand starr wie eine Statue und ließ sich dann mechanisch von ihren Freunden hinunterführen. Als sie in den Wagen stieg, erhoben die ihrer harrenden Volksmassen ein un-

bändiges Jubelgeschrei: „The Queen! The Queen for ever!“ Da brach die so Begrüßte in einen Strom von Thränen aus. Drei Nächte lang war London festlich beleuchtet, Freudenfeuer loderten in den Straßen und wehe den Fensterscheiben, hinter welchen keine Lichter braunten.

Freilich, bei wieder eingetretener Ernüchterung mußte es bald klar werden, daß der Sieg, welchen die Königin über ihren Gemahl davongetragen, doch nur ein solcher sei, welcher vieles, ja alles in der Schwebe ließ. Karoline hieß jetzt allerdings unbestritten Königin, aber daß sie es nicht war, sollte sie bald genug innewerden. Während der Dauer des Processes hatten der Muth und die Standhaftigkeit, welche sie an den Tag legte, ihre wesentlich auf der Unpopularität des Königs beruhende Volksbeliebtheit bis zur Vergötterung gesteigert. Wenn aber die Gefühle der Massen einmal zu solcher Exaltation gediehen sind, so erfolgt ein Rückschlag so sicher wie der Flut die Ebbe.

So geschah es auch jetzt. Es war doch etwas an der Königin hängen geblieben, und nun der Tumult der Leidenschaften und des Parteikampfes, wie er während des Processes getobt, sich gelegt hatte, mussten sich selbst die entschiedensten Freunde Karoline's gestehen, daß ihr Verhältniß zu Bergami vor einer nüchternen und gewissenhaften Kritik nicht bestehen konnte. Die Konsequenzen hiervon machten sich bald bemerkbar und brachen das Leben der Fürstin, wie der Proceß ihre Gesundheit gebrochen hatte. Sie war nicht mehr die „wilde Hummel" von ehemals, sie war nur noch eine unglückliche, stets in Thränen schwimmende alte Frau.

Zwar noch einmal raffte sie sich auf zu energischem, wenn auch nicht sehr taktvollem thun; aber der Erfolg war ein kläglicher. Im Sommer von 1821 sollte die Krönung des Königs stattfinden. Georg der Vierte strengte alle seine Erfindungsgabe in Sachen des Luxus und Geschmacks an, um diese Ceremonie zur prächtigsten zu machen, welche England jemals gesehen, und das gelang ihm vollständig. Von der Königin war bei den

Vorbereitungen gar keine Rede. Sie jedoch ließ den Miniſtern erklären, daß ſie der Krönung des Königs anwohnen würde und nach Vollziehung derſelben ebenfalls gekrönt ſein wollte. Man nahm von dieſer Erklärung keine Notiz, indem man nicht ohne Grund erwartete, die bevorſtehende Prachtentfaltung würde dem Volke keine Zeit laſſen, mit der davon ausgeſchloſſenen Königin ſich zu beſchäftigen. Und ſo geſchah es denn auch. Am 19. Juli hatte die Krönung des Königs in der von Glanz und Herrlichkeit funkelnden großen Feſthalle von Weſtminſter ſtatt. Auch Karoline kam angefahren und verſuchte, begleitet von Lord Hood, ihrem Kammerherrn, in die Halle zu dringen. Aber man wies ſie zurück, weil ſie keine — Eintrittskarte vorzeigen konnte. Keine Hand und keine Zunge rührte ſich für die Unglückliche. Wo waren denn die tauſende und hunderttauſende, welche wenige Monate zuvor nicht hatten müde werden können, zu brüllen: „Die Königin für immer!“ Ach, ſie waren auch heute wieder da, aber ſie gafften ſtumm und theilnahmslos.

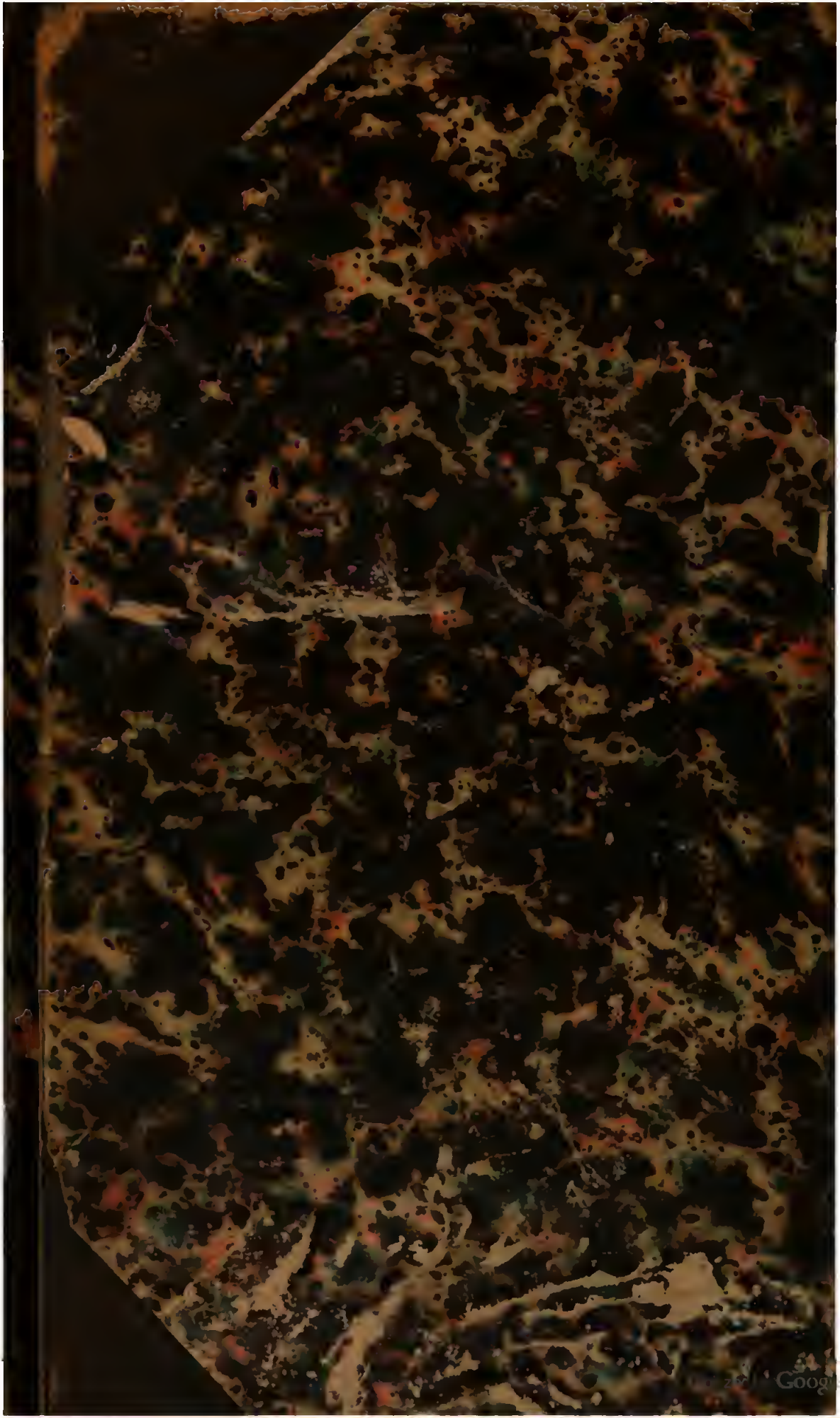
Das war zu viel für die arme Frau. Am Abend des 30. Juli erkrankte sie plötzlich in ihrer Loge im Drurylanetheater. Sie hatte ein Glas Limonade getrunken und es wird erzählt, ohne jedoch verbürgt zu sein, daß sie, als schon am Morgen darauf ihre Krankheit den bedenklichsten Charakter angenommen, ausgerufen habe: „Der König hat mich vergiften lassen!“ Sterbend verzieh sie ihren Feinden, setzte ihren Adoptivsohn Austin zum Haupterben ein und verordnete, daß man sie daheim in Braunschweig begrübe. So verschied sie am 7. August 1821. Für die Todte erwachte die Theilnahme des Volkes wieder. Es zwang den Leichenkondukt, statt um die City herum mitten durch diese zu gehen, und noch bei der Einschiffung des Sarges zu Harwich umbrüllte die Menge denselben mit dem wüthenden Ruf: „Die Königin! die gemordete Königin!“ Georg der Vierte überlebte seine Frau fast noch um volle neun Jahre, welche er, ziemlich menschenscheu geworden, im Kreise seiner männlichen und weiblichen Günstlinge meist in Windsor verbrachte. Seinen

sonstigen Lebensgewohnheiten blieb er treu bis zuletzt, auch dem großen Glas Brandy, welches er jeden Morgen trank, um „den Tag über zu leben.“ Am 26. August 1830 nahm ihn ein Schlagfluß hinweg.

Die Geschichte hat ihm sein Urtheil gesprochen, welches nicht anders als streng und verdammend lauten konnte. Milder hat sie über die Königin geurtheilt und heutzutage dürfte kein Billigdenkender mehr geneigt sein, einen Stein gegen das Andenken einer Frau aufzuheben, welche die Eitelkeit menschlicher Größe so bitterlich erfahren musste. Ihre Verirrungen sind mit ihr begraben worden, aber ihre Leiden umgeben sie in den Augen der Nachwelt mit einem Schimmer von Poesie. Eindringlich offenbart ihr Geschick das unbeständige und trügerische der öffentlichen Meinung. Fürstengunst, hat man mit Fug gesagt, sei ein zweischneidig Messer. Aber Volksgunst ist das bekannte lichtenberg'sche Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt.

Inhalt.

Seite.

I. Katharina die Zweite, Carin von Rußland . 1
II. Mathilde, Königin von Dänemark . . . 131
III. Karoline, Königin von England 225

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.